This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

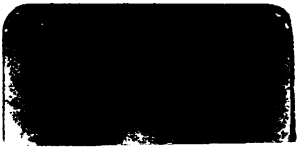
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

50524.66.18

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE BEQUEST OF
HUGO REISINGER
OF NEW YORK
For the purchase of German books



M. G. Saphir's Schriften.

Cabinets-Ausgabe

in zehn Bänden.

Ausgewählte Schriften.

Von

M. G. Saphir.

Fünfte Auflage.

Fünfter Band.

Brünn und Wien.

Verlag von Fr. Karafiat.

1871.

50524.66.18

HARVARD COLLEGE
JUL 16 1940
LIBRARY

Reisinger Fund

Humoriſtiſche Vorleſungen.

Luft, Feuer, Waſſer, Erde, oder: Die vier Erden-Elemente und noch ein Himmelstauſend-Element.

Ein Capriccio.

Die allgemeine Klage, daß es keinen einfachen Menſchen auf der Welt gibt, iſt ſehr ungerecht; wie ſoll der Menſch einfach ſein, wenn er aus vier Elementen zuſammengeſetzt iſt? Jeder Menſch, als Menſch, iſt alſo ein vierfacher Menſch, blos als Unmenſch kann er ein einfacher Unmenſch ſein.

Luft, Feuer, Waſſer, Erde! Wie verkehrt geht der Menſch mit ſeinen Elementen um! Nur das, was er aus der Luft greift, betreibt er mit Feuer, was aber das Glück der Erde betrifft, das läßt er zu Waſſer werden!

Die Erde iſt aus dem Waſſer entſtanden, ſie iſt beim Waſſer groß geworden, ſie iſt ein Waſſerkind; iſt's alſo ein Wunder, daß ſie ſo gebrechlich, ſo hinfällig, ſo albern iſt?

Die Erde iſt eine Tochter des Waſſers, der Menſch iſt ein Sohn der Erde, der Menſch iſt alſo ein Enkel des Waſſers. Wie undankbar aber geht der Menſch mit ſeinem

Großvater um, er stürzt sich nur dann in seine Arme, wenn er vom Leben keine Freude mehr hat! Nur die Schriftsteller und die Weinwirthe sind dankbare Enkel, die Schriftsteller schreiben keine Zeile ohne ihren Großvater, und die Weinwirthe gießen zu jeder Halbe Wein einen halben Großvater! Wie vielerlei Rollen spielt das Wasser bei den Menschen! Welch ein Unterschied zwischen einem Menschen, dem das Wasser in den Schuh läuft, und einem Menschen, dem das Wasser in den Mund läuft; zwischen einem Menschen, der Wasser in den Augen hat, und einem Menschen, der Wasser im Kopfe hat!

Als das Trock'ne sich aus dem Wasser losrang, heißt es in der Schöpfungs-Geschichte, so nannte der Himmel das Trock'ne: „Erde"!

Es heißt ferner in der Schöpfungs-Geschichte: „Es versammeln sich die Wasser an einem Orte, damit das Trock'ne sichtbar werde." Wie ist es möglich, daß aus einer Versammlung von Wassern das Trock'ne sichtbar werde? Es müßte denn sein, man legt sich eine große Bibliothek an, wo durch eine Versammlung von Wassern das Trock'ne erst recht sichtbar wird!

Wie manchem Menschen macht der Himmel alles auf Erden so zu Wasser, daß er in's Wasser springen muß, um aufs Trock'ne zu kommen? Und würde nicht gerade jenem Menschen, der stets mit der trock'nen Wahrheit umginge, das Wasser bis an den Hals gehen?

Wasser im Kopfe zu haben, ist gar nicht so übel; wer Wasser im Kopfe hat, braucht keine Theaterstücke aus dem

Französischen zu übersetzen, denn Wasser ist ein Urstoff, und wer selbst einen Stoff im Kopfe hat, warum wird der übersetzen?

Jeder Mensch besteht aus vier Elementen, die Uebersetzer allein haben fünf Elemente: Feuer, Wasser, Luft, Erde und den Dictionär, der ist ihr Element!

Es geht mit den Elementen wie mit dem Schicksal; vor Zeiten hatten Alle ein Schicksal, jetzt hat jede Köchin ihr eigenes Privat-Schicksal; früher hatten alle Menschen dieselben Elemente, jetzt hat jeder Mensch sein besonderes Privat-Element. Jeder sagt, das ist mein Element, Jeder erfindet ein neues Element und nimmt gar ein Patent darauf, und es gibt nur ein Element, welches Gemeingut ist: das Dreischockschwerenoth-Element!

Der Eine sagt: „Das Geld, das ist mein Element!“ Auch kein übles Element! Das Geld ist eine Wissenschaft, bei der es sich hauptsächlich darum handelt, daß man nur die ersten Elemente recht inne hat und festhält!

Bei dieser Wissenschaft handelt es sich um die ersten Anfangs-Gründe, um die Leseregeln; wer die einzelnen Kreuzer nicht recht zusammenbuchstabirt, wird nie ein großer Geld-Gelehrter werden.

Es gibt eine einzige Weltsprache: das Geld! eine unaussprechlich schöne Sprache! — Die Sprache im Allgemeinen ist eine Eigenschaft des Menschen, wodurch er seinen Geist mittheilt, das Geld aber ist der Geist des Menschen, von dessen Eigenschaft er gar nichts mittheilt.

Das Wort „Sack" iſt faſt in allen Sprachen gleichlautend, und das, weil man das Geld im Sacke hat und Geld in allen Sprachen denſelben Klang hat.

Die Sprache hat einen großen, ſchönen Reim gemacht: Welt — Geld, die ganze Welt reimt ſich auf Geld, das iſt ein alter Natur-Reim der menſchlichen Natur.

Es gibt aber eine große Welt, eine kleine Welt, es gibt großes Geld und kleines Geld, die große Welt reimt ſich nur auf großes Geld, die kleine Welt reimt ſich auch auf kleines Geld.

Warum geſchieht ſo wenig Wohlthätiges in der Welt? Weil die große Welt nie kleines Geld, und die kleine Welt nie großes Geld hat.

Geld und Welt! Wie verſchieden und wie gleichlautend wieder. Wer viel Welt geſehen, von dem ſagt man, er beſitzt viel Welt, er iſt ein Weltmann; wer viel Geld geſehen hat, iſt aber deshalb noch kein Geldmann!

Beim großen Geld gibt man baare Münze für den Schein, bei der großen Welt gibt man Schein für baare Münze. Das kleine Geld courſirt, und das große Geld iſt im Kaſten und in der Erde begraben; bei der Welt iſt's leider verkehrt, die große Welt courſirt; die kleine Welt iſt begraben.

Als das Papier-Geld entſtand, entſtand auch ſogleich die Papier-Welt.

Es gibt eine große Papier-Welt, eine Median-Papier-Welt, eine ordinäre Papier-Welt, eine Löſch-Papier-Welt und eine Maculatur-Papier-Welt; am verbreitetſten aber iſt

die Papp- und geleimte Papier-Welt, das ist jene Papier-Welt, die sich nur dadurch hält, daß sie da leimt, dort leimt, hier aufpappt und dort zupappt. Das Schlimmste ist bei dieser Papier-Welt nicht das, daß sie fließt, sondern daß sie durchschlägt; leider ist bei bloßem Papier, welches durchschlägt, auf der andern Seite etwas zu sehen, was aber die Papier-Welt durchschlägt, davon ist auf gar keiner Seite mehr was zu sehen!

Man sieht also, daß Geld ein Element ist, welches die andern vier Elemente in sich vereint. Denn die Elemente sind blos die Form, unter welcher die Materie erscheint; da aber Geld jetzt die einzige Form ist, in welcher man als Materie erscheinen kann, so hat der, welcher sagt: „Geld, das ist mein Element!" die Materie förmlich erschöpft!

Der Andere sagt: „Die Liebe, die Frauen sind mein Element!" Ein angenehmes, aber ein gefährliches Element!

Zum Verlauf einer regelmäßigen Liebe braucht man alle vier Elemente: Luft, Feuer, Wasser und Erde. —

Bevor sie uns erhört, möchten wir in die Luft fahren, wenn sie uns erhört hat, möchten wir durch Feuer und Wasser für sie gehen, und wenn sie uns geheirathet hat, möchten wir uns in die Erde legen.

Wir haben Liebhaber aus drei Elementen: wir haben feurige Liebhaber, luftige Liebhaber, wässerige Liebhaber, aber wir haben keine erdigen Liebhaber, weil es auf Erden gar keinen wahren Liebhaber gibt. Blos auf der Börse gibt es noch Liebhaber; man kann deshalb als eine

große Wahrheit annehmen, alle unsere Liebhaber spekuliren entweder auf der Börse oder auf die Börse. Die Börseliebhaber und die Mädchenliebhaber unterscheiden sich in manchen Dingen. Die Börseliebhaber lassen erst zurückgehen und bleiben dann aus, die Mädchenliebhaber bleiben erst aus und lassen dann zurückgehen.

Ein Mädchenliebhaber ist wie ein kurzer Athem, wenn er einmal ausgeblieben ist, so kommt er nicht wieder; ein Börseliebhaber ist wie das viertägige Fieber, wenn man auch glaubt, er ist ausgeblieben, am dritten Tage kommt er wieder, es beutelt ihn ein Bischen, damit ist's aus.

Man sagt: die Liebe ist eine Himmelsleiter; es ist möglich, aber dann ist die Ehe auch eine Himmelsleiter; auf der einen Leiter steigt man zum Himmel hinauf, auf der andern steigt man vom Himmel herunter.

Die Liebe ist eine Himmelsblume; ja wohl, darum ist sie eine fremde, eine exotische Blume und wird auf Erden nur durch künstliche Wärme getrieben.

Die erste Liebe ist der einzige Schlüssel zum weiblichen Herzen, aber es gibt viele Nachschlüssel und falsche Schlüssel dazu. Die Frauenzimmer wissen gar nicht, welche große Unvorsichtigkeit sie begehen, wenn sie sagen: das ist meine erste Liebe! In der Schöpfungs-Geschichte heißt es: „Und es ward Abend und es ward Morgen, ein Tag!" und nicht „der erste Tag", denn wo noch kein Zweites ist, kann kein Erstes sein. Wenn also ein Mädchen sagt: das ist meine erste Liebe, so muß schon im Geiste eine zweite daneben laufen. Die erste Liebe ist wie der erste Schnee, er

bleibt gewöhnlich nicht lange liegen; wenn er auch nicht weggeſchaufelt wird, ſo geht er von ſelbſt weg. Ueberhaupt trägt die erſte Liebe im weiblichen Herzen entweder Tanzſchuh oder Schlittſchuh, das heißt, ſie folgt gewöhnlich denen, die ſie zum Tanze oder auf's Eis führen, und nie denen, die ſie nach Haus führen.

Die Liebe iſt der Schlüſſel zum weiblichen Herzen, aber der Geliebte vergißt oft, das Herz hinter ſich zuzuſchließen, und ſo bleibt es dann für Jedermann offen.

Die Liebe iſt der Schlüſſel zum weiblichen Herzen, aber ein Schlüſſel paßt eben nur zu der oder jener Thür; die Eitelkeit iſt der Dietrich zum weiblichen Herzen, ſie ſchließt alle Herzen auf.

Ein weibliches Herz iſt darum leicht zu erſchließen, weil es blos von der Convenienz, von außen verſchloſſen iſt. Die Männerherzen aber werden vom Egoismus verſchloſſen. Der Egoismus aber wohnt inwendig, und ſchiebt von innen große eiſerne Riegel vor, und kein Schlüſſel erſchließt das egoiſtiſche Herz der Männer. Die Männer ſchließen ihr Herz nur darum ſo ſorgfältig zu, damit Niemand ſehe, daß nichts darinnen iſt.

Das Herz der Männer iſt wie ein guter Keller, in ihrem Frühling und in ihrem Sommer iſt es kalt darin, und in ihrem Herbſt iſt es lau. In einem weiblichen Herzen ſteht in der Mitte ein kleiner Toilettetiſch mit Spiegel, und davor ſitzt zuerſt die Selbſtliebe und ſieht ſich wohlgefällig an. An der Wand ſtehen einige gepolſterte Seſſel, da klopft es an, und hereintreten verſchiedene Herzensfreundinnen, die

Gefallſucht, die Eitelkeit, die Koketterie, die Flatterhaftigkeit u. ſ. w., und nehmen alle Plätze ein; endlich kommt die Liebe mit zagendem Schritt, mit geſenktem Auge, mit lieblichem Antlitz, mit klopfendem Herzen, um den Mund ein Lächeln der Wehmuth, in den Augen eine Thräne der Sehnſucht, auf der Stirne den Ernſt der Ewigkeit, und auf den Wangen die Viſitkarte der ſüßeſten Empfindung, das Erröthen, und die geſchämige Liebe bleibt ſchüchtern an der Thür ſtehen, und Gefallſucht und Koketterie, und Eitelkeit und Flatterhaftigkeit ſpringen von ihren Seſſeln auf und wollen ſie umarmen, und die roſigen Lippen ihr küſſen, allein die Liebe liſpelt: „Ich will allein mit dir ſein!“ Da entfliehen Gefallſucht, Koketterie, Eitelkeit und Flatterhaftigkeit vor der Gegenwart der roſigen Liebe, und die Liebe ſpricht zur Selbſtliebe: „Du biſt die Selbſtliebe, ich bin die Liebe ſelbſt. Ziehſt du dein Selbſt der Liebe vor, dann kann Liebe nicht bei dir verweilen!“ Da verläßt die Selbſtſucht im weiblichen Herzen ihr Selbſt, umfaßt die Liebe, und wird mit ihr eins, und füllt ihr ganzes Herz aus!

Im männlichen Herzen hingegen ſteht vor Allem ein großer breiter Divan, und darauf wälzt ſich bequem der Egoismus herum, auf den plumpen Lehnſtühlen rings herum liegen mehr, als ſitzen: die rohe Begier, der entartete Unglaube an alle weibliche Tugend u. ſ. w., da kommt die Liebe herein, Niemand ſteht von ſeinem Platze auf, um ihn der Liebe anzubieten. Die rohe Begier will ſie täppiſch anfaſſen, die Trunkſucht will ſie berauſchen, die Reitſucht will ſie wie ein Pferd dreſſiren u. ſ. w., da ſchaudert die Liebe

zuſammen, ihr Weſen empört ſich, ſie entflieht auf ewig und bringt ihren Schweſtern: Scham, Tugend, Sitte und Grazie die Nachricht, daß in dem Herzen, wo für Liebe nicht Platz iſt, auch für ſie ſchwerlich ſich ein Plätzchen finden laſſe.

Darum iſt die Liebe weiblichen Geſchlechts und das eigentliche Element der Frauen.

Es gibt andere Leute, welche ſagen: „Der Witz iſt mein Element!“ Auch kein übles Element! Das Element Witz hat großes Elementarunglück angerichtet. Mit dem Element Witz iſt's wie mit dem Element Waſſer. Waſſernoth iſt ſo gut zu viel Waſſer, als zu wenig Waſſer, und Witznoth iſt ein Unglück ſowohl durch zu viel Witz, als durch zu wenig Witz. — Es gibt ſo viele Gattungen Witze als Waſſer: Brunnen-Witze, ſüße Witze, Fluß-Witze und Mineral-Witze. Es gibt Leute, welche die Witz-Cur machen wie man Waſſer-Curen macht; ſie nehmen zum Beiſpiel einen lahmen Gichtkranken und gießen ihm ſo viel und ſo lange ihre Witze ein, bis er friſch und raſch aufſpringt und davonläuft!

Der menſchliche Geiſt hat viele Werkzeuge in ſeiner Werkſtatt. Der Verſtand iſt der Bohrer, der bohrt ſeinen Gegenſtand an; die Klugheit iſt der Hammer, der trifft den Nagel auf den Kopf; der Scharfſinn iſt der Pfropfenzieher, er bringt Alles auf gewundenem Wege heraus; die praktiſche Vernunft iſt das Stemmeiſen, wenn ſie ſich anſtemmt, bringt ſie Alles zuwege; der Witz iſt die Zunge, der ſeinen Gegenſtand von verſchiedenen Seiten ſo lange beim Schopf faßt, bis er ſelbſt beim Schopf genommen wird.

Der Witz läßt nichts gelten, er fragt den Geist und das Herz: was ist Dein? und entreißt es ihnen! Auch darin gleicht das Witz-Element den andern vier Elementen, denn alle vier Elemente fragen mit Hohn und Spott den Menschen:

„Was ist Dein?"

Dieser Jahrhunderte alte Thurm? Ich Erde schüttle mich, und er ist hin! Was ist Dein? Dieser große Palast? Ich Feuer umarme ihn, und er ist dahin! Was ist Dein? Dieser Damm? diese kühn gewölbte Brücke? Ich Wasser küsse sie, und sie sind dahin! Was ist Dein? Diese Schiffe, diese Boote, diese Flotten? Ich Luft verschnaube mich, und sie sind dahin!

Das ist die große Elementar-Schule des Lebens, das ist der große Elementar-Unterricht des Schicksals! Nur aus der Elementar-Schule des Unglücks geht der Mensch über in die hohe Schule der Weisheit! Und nur in diesen Elementar-Schulen wird der Mensch weich gehämmert zur Dehnbarkeit für die lange Schulbank des Daseins.

Ja, nur unter den Hammerstreichen des schweren Schicksals erkennt man den Menschen, ob sein Wesen aus edlem oder gemeinem Metalle ist. Je gemeiner dieses Metall, desto lauter ächzt er unter diesen Hammerschlägen; je edler, je goldhaltiger sein Wesen, desto leiser und sanfter sind seine kaum hörbaren Seufzer unter den Hammerschlägen!

Konditorei des Jokus.

Die Organe des Vieh-Gehirnes.

Eine Carnevalsſchwank-Vorleſung über die Schädellehre der Schafe und Ochſen.

(Zu dieſem Faſchingsſpaß hatte der Verfaſſer in einer Abendunterhaltung bei ſich einen Ochſen- und einen Schafskopf ganz nach Gall's Schädellehre eingetheilt und zu beiden Seiten während ſeiner Vorleſung um ſich ſtehen.)

„Ich ſei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte!"

Bevor Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, über uns drei Köpfe den Kopf ſchütteln, erlauben Sie mir die ganze Sache überhaupt beim Kopf anzufangen. Warum, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſagt man „überhaupt" und nicht „überkopf"? Wo liegt der Unterſchied zwiſchen Haupt und Kopf? Warum ſagt man: „Ich muß das behaupten." und nicht: „Ich muß das beköpfen?" Warum ſagt man „köpfen" und „enthaupten", und nicht auch: „Der iſt gehäuptet worden oder entköpft?" Warum forſcht man bei allen Dingen nach der Haupt-Urſache und nie nach der Kopf-Urſache? Warum, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ging ohne Haupt Rom und Sparta zu Grunde, und warum geht ohne Kopf Eipeldau nicht zu Grunde? Warum hat das kleinſte Land ſeine Hauptſtadt und das größte Land keine Kopfſtadt? Warum bekommt in der Ehe blos die Frau

den Kopfſchmuck, der Mann aber einen Hauptſchmuck? Warum macht man oft kopflos ein Hauptglück? Nicht jeder Hauptmann iſt ein Kopfmann, ein Hauptquartier iſt noch kein Kopfquartier, und wenn der Feldherr den Kopf verliert, ſo wird er aufs Haupt geſchlagen! In jeder Straße findet man eine Hauptniederlage, aber nirgends findet man eine Kopfniederlage; begehrt man von irgend einer Anſtalt ein „Hauptſtück", ſo bekommt man ein „Kopfſtück". Beinahe jedes Land treibt eine Kopfſteuer ein, um irgend einen Hauptzweck zu erreichen, wo treibt man aber eine Hauptſteuer ein, um einen Kopfzweck zu erreichen?

Jedoch ich fürchte, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß Sie von dieſer Sprach-Hauptjagd bald Kopfweh bekommen könnten, und ſtürze mich nun über Hals und Kopf in mein Hauptthema über die Kopfvariationen zurück.

Ich habe die Ehre, Ihnen hiermit, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, die Vieh-Schädel-Lehre in „zwei Haupt-Abſchnitten" vorzuführen. Eins, zwei, ich zähl' die Häupter meiner Lieben, und ſieh', mir fehlt kein theures Haupt!

Hier habe ich die Ehre, Ihnen die Büſte eines Ochſen vorzuſtellen, der in ſeinem Leben viel in dem Acker des Herrn gearbeitet hat, ein Mann, ein Ochs will ich ſagen, der in dem Felde, das ihm angewieſen war, das Gras wachſen hörte, ein Ochs, der ſein Joch ertrug, wie nur irgend ein ehrlicher Menſch, ein Ochs, der nie mit einem fremden Kalbe pflügte, ein Ochs von Gewicht; allein erſt nach ſeinem

Tode wußte man ihn ganz zu ſchätzen, es war ein Gentleman von ſiebenhundert Pfund Leibrenten!

Woran dieſer Ochs geſtorben iſt? An einer Gemüthskrankheit, denn er ſtarb an den Folgen gänzlicher Niedergeſchlagenheit! Und wollt Ihr wiſſen, für wen er geſtorben iſt? Für mich iſt er geſtorben! Er ſtarb unter meiner Hand, als ich eben nach Gall's Anweiſung ſein kleines Gehirn und die Breite ſeines Nackens unterſuchte, allwo nach Gall „die Geſellſchaftsliebe" liegt, welches ich auch beſtätigt fand, denn er war Gründer einer Geſellſchaft unter dem Titel:

Die Theater-Recenſenten, oder die gehörnten Brüder in der Kunſt, auf Gemeinplätzen zu weiden und immer dasſelbe wiederzukäuen.

Als er ſtarb, ſagte er mir: „Fahre in deinen Unterſuchungen fort, du mußt auf ochſige Entdeckungen ſtoßen, ich gebe dir meinen Kopf zum Pfand!" Damit gab er ſeinen Geiſt auf und ging den Weg alles Fleiſches durch die Bank —!

Dieſes, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, iſt nun des Theuren zurückgebliebenes Pfand.

Geſtehen Sie mir, es iſt ein rührendes tête-à-tête!

Und hier, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, dieſer ſinnige Schafskopf! Nicht ſo groß wie jener, aber doch ausgezeichnet in ſeinem Fache.

Die Schafe, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſind eben ſo vielen Fatalitäten und Krankheiten ausgeſetzt, als die Schriftſteller: Salzmangel, Wollmangel,

Schwindel, Durchfall, Drehkrankheit, Leberdürre und trockener Schwind! Die Schafe ſind eben ſo zu benützen, wie die Schriftſteller, man kann ſie ſcheren, man kann ſie melken, und aus ihren Gedärmen und Eingeweiden werden die Saiten gemacht, welche mit ihrem Ton die Welt entzücken, aber dann müſſen Schafe und Schriftſteller die Bruſt erſt zerſchlitzt haben!

Die Schafzucht, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, kommt gleich vor der Menſchenzucht, darum haben wir ſo viele Anſtalten zur Veredlung der Schafe, und ſo wenig Anſtalten zur Veredlung der Menſchen. Die Schafe werden veredelt, damit kein Mangel an feinem Tuche ſei, die Menſchen werden nicht veredelt, damit kein Mangel an grobem Tuche ſei.

Die Engländer erziehen ihre Schafe und ihre Menſchen blos für die Kammwollfabriken. Schaf und Menſch gilt bei ihnen nur das, was ſein Wollprodukt iſt. England zieht vierzig Millionen Schafe, und von ihren Schafsköpfen ſiedeln ſich die nur auf dem Feſtlande an, die nicht recht in der Wolle ſitzen!

Die deutſchen Schafe und die deutſchen Menſchen werden auch erzogen, aber blos zum Krempeln. Es iſt ſonderbar, in Deutſchland ſteht die Schafzucht mit der Sprache in genauer Wechſelbeziehung, wo das reinſte Deutſch geſprochen wird, ſind die beſten Schafe.

Was die Menſchen vor den Schafen voraus haben, iſt die Schur. Die Schafe ſind entweder einſchurig oder zweiſchurig, je nachdem ſie einmal oder zweimal im

Jahre geſchoren werden; der Menſch allein hat deshalb Vernunft und Sprache vom lieben Gott bekommen, damit er alle Tage geſchoren werden kann, der Menſch allein iſt ein ſtetsſchuriges Schaf.

Die Liebe, die Sanftmuth, die Geduld, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ſind lauter Schafstugenden! Haben Sie ſchon ein rachſüchtiges Schaf, einen witzigen Schöps, ein ſatyriſches Lamm, einen humoriſtiſchen Hammel geſehen? Warum heißt man die glücklich Liebenden: Schäfer? Weil, wer glücklich lieben will, ſein Schaf immer hüten muß. Die eigentlichen Schäferſtunden ſind jetzt auf jene Stunden reducirt, in welchen man ſein Schäfchen ins Trockene bringt.

Die Menſchen können reden, die Schafe blöken, und das iſt's, was die Schafe voraus haben, denn der Menſch kann ſich um den Kopf reden, aber kein Schaf kann ſich um den Kopf blöken!

Sprache und Vernunft, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, mit dieſen beiden Himmelsgaben iſt es ſonderbar beſtellt. Im Sprechen ſpricht die Vernunft nicht an, und für die Vernunft iſt nur das Schweigen ein ſprechender Beweis.

Um aber wieder auf meinen Kopf zurückzukommen, ich meine auf dieſen Schafskopf, ſo muß ich durchaus auf meinem Kopfe beſtehen, um die Gall'ſche Schädellehre in kurzen Sätzen auf dieſe meine beiden Köpfe anzuwenden, denn: „Wenn ſolche Köpfe feiern, welch ein Verluſt für mein Jahrhundert!"

Die Schädellehre beruht auf leeren Schädeln, und darf ſich deshalb einer großen Verbreitung erfreuen. Die Schädellehre beruht auf den Organen des Gehirns, das Gehirn iſt aber bei dem Menſchen jetzt kein Organ mehr, ſondern man genießt es nur von Thieren, ein Ochſenhirn, ein Schafhirn u. ſ. w. Folglich iſt die Lehre von den Gehirnorganen nur noch bei dieſen Weſen zu finden.

Es gibt eine kleine Welt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, und es gibt eine große Welt; es gibt ein kleines Gehirn und es gibt ein großes Gehirn. Es wäre alſo intereſſant, zu unterſuchen, ob die große Welt das große Gehirn, und die kleine Welt das kleine Gehirn hat, oder umgekehrt.

Im kleinen Gehirn liegt nach Gall das Genie, im kleinen Gehirn, iſt der Sitz der Seele! Die Seele iſt unſterblich, und das iſt ein Glück, ſonſt müßte das kleine Gehirn mit dem großen Genie Hungers ſterben!

Die kleinen und großen Erhabenheiten an den äußern Schädelmaſſen bilden die verſchiedenen Sinne, als: Ortſinn, Zeitſinn, Geldſinn u. ſ. w.

Hier dieſen Ochſenkopf habe ich ganz nach dieſem Syſteme eingetheilt.

Hier, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, liegt die Kuhliebe, die Kälberliebe, die Mitochſenliebe, bei den Menſchen Geſchlechtsliebe, Kindesliebe, Nächſtenliebe genannt. Warum die „Frauenliebe“ ſo ganz im Nacken liegt, mag daher kommen, weil es dabei gleich um den Kragen geht.

Die Liebe fängt da an, wo der Kopf aufhört; bei der Liebe hat der Kopf nichts mitzureden, ſie iſt wie eine gute Singlehrerin, ſie kann die Kopfſtimme nicht leiden. Die Liebe liegt, nach Gall, rückwärts vom Kopfe. Darum ſagt man: Die Liebe verdreht Einem den Kopf, das heißt, der Kopf wird zurück auf die Liebe gedreht. Wenn man dann den Gegenſtand ſeiner Liebe heirathet, ſo dreht dieſe den Kopf wieder zurück, und man ſagt dann: Die Frau hat ihm den Kopf zurecht geſetzt.

Um die Augen herum, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, liegen die meiſten Organe; um die Augen iſt der Sammelplatz der meiſten ſinnlichen Eindrücke; die Stirn iſt der Sitz der Erhabenheit und des Heldenmuthes.

Der „Kunſtſinn", meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, drückt ſich hier durch eine eigene Erhöhung oder Gewölbe aus. Es geht bei vielen Menſchen mit dieſem Kunſtſinn und ſeinem ſogenannten Gewölbe wie mit den neueſten Modegewölben, in der Auslage iſt Alles, im Gewölbe drinnen iſt gar Nichts! Bei den Ochſen liegt der Kunſtſinn gerade unter den Hörnern, denn die Ochſen haben nur für jene Kunſt Sinn, von der man ihnen recht ins Horn ſtößt!

Der Sachſinn, der Ortſinn und der Erziehungsſinn liegen an der Naſenwurzel.

Darum, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wenn Jemand ſeine Naſe in Alles ſteckt, ſo iſt das nichts als angewandter Sachſinn, und wer tauſend

Sachen im Sinn hat, den muß man auf jede einzelne Sache mit der Naſe ſtoßen.

Der Ortſinn liegt an der Naſe, darum, wenn Einer ein Frauenzimmer bei der Naſe herumführt, ſo iſt das blos eine Probe ihres Ortſinnes, darum liegen Einem die Naſen ſehr im Sinn, die man höhern Orts bekommt, und weil der Ortſinn an der Naſe liegt, muß der, welcher von einem Ort durchgehen will, eine feine Naſe haben.

Der Witz offenbart ſich durch zwei ſanfte Erhebungen über den Augen.

Es iſt eine ſeltene Sache, daß ſich der Witz durch Erhebung, und nun gar durch eine ſanfte Erhebung, anzeigt. Ich glaube, der gute Gall hat blos die Stirn von witzigen Menſchen unterſucht, die ſich die Stirn angeſtoßen haben, und er hat die unſanften Beulen für ſanfte Erhebungen gehalten!

Vom Witz rechts liegt die „Gutmüthigkeit" und links der „Diebsſinn", das iſt eine gefährliche Nachbarſchaft. Das zeigt an, daß das Publikum auch geſtohlene Witze gutmüthig für originelle annimmt!

Der Witz, ſagt Jean Paul, iſt eine heilſame Lebensgabe der Natur, das heißt, wem die Natur dieſe Gabe gibt, der hat ſein ganzes Leben daran zu heilen!

Können Sie ſich denken, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß gerade über dem Witz das „Darſtellungs-Vermögen" liegt? Das iſt ein Troſt für alle Darſteller, wenn ſie witzige Kritiken leſen müſſen, daß ihre Kunſt höher liegt, als der Witz. Sie werden es alſo natürlich

finden, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß hier in dieſem Kreis, wo Künſtlerinnen von ſolchem Darſtellungsvermögen ſind, mein Witz ganz unterliegen muß!

Bei vielen Kritikern iſt es mit dem Darſtellungsvermögen ſonderbar; ſie kritiſiren eine darſtellende Perſon, man meint, ſie zielen auf ihre Darſtellung, ſie zielen aber blos auf ihr Vermögen.

Der „Zahlenſinn", meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, liegt ganz im Augenwinkel, darum, wenn Einer bezahlen ſoll, ſucht er einen Winkel, in welchem ihn kein Auge erblickt.

Hier liegt der „Gewiſſenhaftigkeitsſinn", und weil ich dabei bin, ſo will ich gewiſſenhaft genug ſein, Sie nicht länger zu langweilen, ſondern meinen Kopf und dieſe beiden bei Zeiten zurück zu ziehen.

Man ſagt: „Viele Köpfe viel Sinn!" Hier waren nur drei Köpfe und doch viel Sinne.

Wir bitten gemeinſchaftlich um Nachſicht, zwei von uns ſind ſchon vor den Kopf geſchlagen, und was den Dritten betrifft, ſo verſichert er, daß von dieſem Augenblicke an Ihnen mehr ſein Kopf nicht weh thun ſoll.

Nagelneue Variationen auf die vier Weh (W) des Lebens: Wein, Weiber, Witz und Wahrheit.

Es mögen ungefähr ſechs Jahre ſein, daß ich über dasſelbe Thema: über Wein, Weiber, Wahrheit und Witz eine Vorleſung gehalten habe; allein ich habe ſeitdem ſo viel neue alte Weine getrunken, ſo viel alte junge Weiber geliebt, ſo viel ſchlechten Witz von mir gegeben, und ſo viele gute Wahrheiten in mir behalten, daß ich über dieſe vier Weh ein nagelneues Wehgeſchrei erheben kann.

Der Witz liebt die Weiber, denn woraus beſteht der Witz? Der Witz beſteht in der Eigenſchaft, die Aehnlichkeit an den ſich widerſprechenden Dingen aufzufinden. Darum ſucht der Witz die Weiber, ſie ſind die Aehnlichkeit des Widerſpruches, es widerſpricht ſich Eine wie die Andere, und das iſt der Witz!

Der Witz holt ſich ſeinen Mann aus Hunderten heraus und nimmt ihn mit, darum lieben die Weiber den Witz, vielleicht holt er auch ihren Mann aus Hunderten heraus und nimmt ihn mit.

Es giebt ſtarke Weine, ſtarke Weiber, ſtarke Witze und ſtarke Wahrheiten! Starke Weine legen ſich in's Blut, ſtarke Weiber legen ſich in den Magen, ſtarke Witze legen ſich in

die Rippen, und ſtarke Wahrheiten legen ſich aufs Gefängniß. Es gibt viel ſtarke Menſchen, die viel ſchwache Stunden für ſtarke Weine haben; es gibt viel ſchwache Menſchen, die viel ſtarke Stunden für ſchwache Weiber haben; aber es iſt ein ſtarker Beweis für die Schwäche unſerer Zeit, daß ſie den ſchwächſten Witz über eine ſtarke Wahrheit nicht ertragen kann.

Mit der Wahrheit kommt man weit, ſagt das Sprichwort, das glaub' ich, mit der Wahrheit wird man überall fortgeſchickt, ſo kommt man weit. Wie weit kommt man aber mit der Wahrheit? Bis zum Wein; im Weine bleibt ſie liegen, darum finden wir alle unſere Wahrheitsfreunde nur in den Weinhäuſern liegen; da liegt die Wahrheit im Wein ſo lange auf dem Tiſch, bis der Wein im Wahrheitsfreund unter dem Tiſch liegt. Einem ſolchen Wahrheitstrinker liegt die Wahrheit ſtets auf der Zunge, allein zum Unglück für die Welt nimmt ſie eine verkehrte Richtung, anſtatt daß er am Ende den Wein verſchlucken und die Wahrheit von ſich geben ſoll, verſchluckt er die Wahrheit und gibt den Wein von ſich!

Es gibt Tiſchfreunde, Tiſchwahrheiten, Tiſchweiber und Tiſchwitze; der Tiſchfreund iſt wie ein Tiſchwein, wenn der Tiſch aufgehoben wird, hebt ſich die Freundſchaft auch auf; ein Tiſchwitz iſt wie der Tiſchwein, man kann ſo viel davon genießen, als man will, man ſpürt doch nichts im Kopf.

Es gibt gute Weinjahre, Jahre, in denen der Wein außerordentlich gerathen iſt! Hört man aber je ſagen:

„Heuer ist ein gutes Weiberjahr! Heuer ist ein gutes Witzjahr!“

Warum kommt nicht einmal ein Komet, der ein gutes Frauenjahr bringt? Man hört oft einen Mann ausrufen: „Ich hab' aber zu Haus einen Elfer oder einen Sechziger!“ Wie schön wär's, wenn man sagen könnte: „Ich hab' zu Haus eine Elferin!“ Da wüßte Jeder, die ist von dem Jahre, wo die Frauen so gerathen sind. Ja, man genirt sich ordentlich zu sagen: „Zu Haus hab' ich eine Sechzigerin!“

Die Liebe zum Wein ist viel glücklicher, als die Liebe zu den Frauen; wer ein Mädchen hoffnungslos liebt, findet Trost im alten Weine; wer aber den Wein hoffnungslos liebt, findet keinen Trost in einem alten Mädchen! Wer ein Mädchen liebt und von seinem Gegenstande ganz voll ist, ist verschlossen und stößt die ganze Welt zurück; wer den Wein liebt und von seinem Gegenstande ganz voll ist, der fließt über, und die ganze Welt gehört ihm. Es gibt Menschen, die heimlich trinken und öffentlich besoffen sind; Menschen, die heimlich lieben und öffentlich närrisch thun; Menschen, die heimlich Witze stehlen und sie öffentlich drucken lassen; Menschen, die öffentlich Wahrheit lehren und heimlich getäuscht werden.

Der Mensch soll nichts lieben, als sich, meine lieben Leser, denn da kann er sicher auf Gegenliebe rechnen; nur die Dichter sind unglücklich, wenn sie sich selbst lieben, denn sie können sich selbst schwer erhalten!

Die Dichter sind mit der Liebe übel dran, sie können nicht lieben, ohne zu singen, sie können nicht singen, ohne

erſt zu trinken, ſie haben aber nichts zu trinken, bis ſie nicht früher geſungen haben; ſie müſſen alſo lieben, ſingen und trinken auf einmal, ſie müſſen immer ein Tintenglas, ein Augenglas und ein Weinglas in der Hand haben; daher ihre Confuſion, daher vertrinken ſie die Liebe, und verlieben ſich in Trunk, und verſingen beides.

Die eigentliche Liebe, die wahre Liebe kann auch nicht ſprechen. Die Frau verhüllt ihre Liebe in Schweigen, der Mann in Geſang. Das Herz des liebenden Weibes iſt ein Cabinets-Courier des Himmels, es trägt ſeine Sendung unter heiligem Siegel verſchloſſen mit ſich, kaum ſich ſeines ſüßen Inhaltes ſelbſt bewußt. Der Mann ſingt von ſeiner Liebe, denn auf der Erde findet er nichts, mit dem er ſich vergleichen könnte, und zum Himmel kann nur der Geſang empor, um ſeine Vergleiche und ſeine Sterne zu holen. Die Liebe der Frauen iſt der Aether, Geſänge dieſer Liebe ſind die Blumen, und tauſend Blumen trinken Thau aus einem Aether, und tauſend Blumen ſaugen tauſend verſchiedene Farben aus dieſem einerlei Aether. Der ſchweigſamſte Mann wird beredt, wenn er liebt, die ſprachſeligſte Frau wird ſchweigſam, wenn ſie liebt. Im Herzen des Mannes iſt die Liebe eine Erzählung, Dichtung und Wahrheit, eine Novelle mit Fortſetzungen und Unterbrechungen; im Herzen der Frauen iſt die Liebe ein engliſcher Gruß, ein Vater Unſer, und ihr ganzes Leben iſt dann nichts, als ein langes, frommes Amen dieſer Empfindung.

Die Liebe iſt wie eine Brennneſſel; der Mann faßt ſie mit keckem Finger und hart an, und ſie verletzt ihn nicht;

die Frauen erfaſſen ſie zagend, leiſe, mit Zucken, und ſie fühlen das brennende Gift.

Man ſagt „unglückliche Liebe“! Es gibt keine unglückliche Liebe, meine lieben Leſer; wer wahrhaft liebt, iſt glücklich, und trocknet die Hand der Liebe auch nicht ſeine Thräne, und tönt ſeinem Liebesklang auch kein Liebeston entgegen, er iſt dennoch glücklich, denn wer trocknet die Thräne der Roſe, wer erwiedert das Lied der Nachtigall, wer gießt Gegenliebe in die Bruſt der unruhigen Sonnenblume? Und doch fragt ſie, ſo ſagt die Roſe: die Thränen ſind mein Glück, und die Nachtigall: mein Schmerzlied iſt meine Wonne, und die Sonnenblume: meine Unruhe iſt mein einzig Heil.

Die glückliche Liebe hat nur Erinnerungen, die unglückliche Liebe hat Hoffnungen, und wo die glückliche Liebe ihre Erinnerungen ablegt, da geſtaltet unglückliche Liebe ihre Hoffnungen zu Erinnerungen. Glückliche Liebe iſt eine Jugendkrankheit, in der man aus Altersſchwäche ſtirbt; unglückliche Liebe iſt eine zur Ruhe geſetzte Wehmuth, ſie lebt von dem Gnadengehalte der Erinnerung, und jede Erinnerung, auch die ſchmerzlichſte, iſt wie ein alter, wieder aufgefundener Brief von vor langen Jahren; wir gehen mit ihm bis zu ſeinem Datum zurück, und die abgeblaßten Züge rufen roſige Züge aus unſerer Jugendzeit zurück.

Es gibt nur eine glückliche Liebe, wenn man den Gegenſtand ſeiner Liebe zu ſeinem Glücke nicht kriegt!

Die jetzige Liebe iſt wie die Mondfinſterniß, wenn man ſagt: „ſie iſt durch ganz Europa ſichtbar,“ ſo heißt das: „man ſieht gar nichts.“

Die Claſſiker, die Alten ſagten einſt: „Liebe regiert die Welt!“ — Das ſagen die Alten auch jetzt noch, aber die Jungen ſagen's nicht mehr.

Da ſind wir, meine lieben Leſer, auf ein fünftes Weh gekommen: Welt! Die Welt iſt der Inbegriff aller Erſcheinungen, in unſerer Welt erſcheint aber gar nichts mehr; wo iſt in unſerer Welt alſo die Welt? Die ſchöne Welt iſt häßlich, die große Welt iſt klein, die feine Welt iſt grob, und die ganze Welt iſt nur eine halbe Welt, — wo iſt die andere halbe Welt?

Kennen Sie, meine lieben Leſer, unſer Weltſyſtem? Die ſchöne Welt kommt ſyſtematiſch zuſammen und ſetzt ſich in einen Kreis: das iſt der Weltkreis; die jungen Herren ſegeln um die Frauenwelt herum, das ſind die Weltumſegler, die auch das Schickſal aller Weltumſegler haben, daß ſie nie in den ſtillen Ocean gelangen können.

Zuerſt dreht ſich das Geſpräch der ganzen Welt ums Theater, das iſt die Weltachſe; dann erzählt man ſich Geſchichten aus der Stadt, das iſt die Weltgeſchichte; die älteſten Bonmots werden neuerdings erzählt, das iſt die alte und neue Welt; um das goldene Haupt der jungen Mädchen bilden die ſilbernen Köpfe der Greiſe eine ehèrne Mauer und erproben ihre eiſerne Geduld, das ſind die vier Weltalter; dann fragt man ſich: haben Sie gehört, was für ein Gerücht verlautet? das iſt das Weltgericht; dann ſetzt man ſich an den Spieltiſch, das ſind die Weltkarten; dann tauſcht man ſeine Neuigkeiten aus, das iſt der Welthandel; dann erſäuft man ſich in

ein Meer von Gemeinplätzen, das ist das Weltmeer; dann kommt ein Schriftsteller, bringt die Gesellschaft der schönen Welt zur öffentlichen Kunde, das ist die Weltkunde; und zuletzt macht das Schicksal einen Strich durch die Weltkunde, das endlich ist der Weltstrich. Sehen Sie, das ist das neue Weltgebäude.

Die ganze Welt sagt: die Welt muß zu Grund gehen; die Welt ist aber so grundlos, daß sie nicht zu Grund gehen kann, und man kann wirklich sagen: daß die Welt zu Grund gehen soll, dazu ist kein Grund vorhanden.

Durch Wein, Weiber, Witz und Wahrheit wird die Welt curios zu Grunde gerichtet, aber eine zu Grund gerichtete Welt mit Wein und Weibern hat die ganze Welt im Grund doch noch lieber, als eine nicht zu Grund gerichtete Welt ohne Wein und Weiber.

Die Bühne, mein lieber Leser, die Schaubühne, das sind „die Breter, die die Welt bedeuten." — Da aber die Welt jetzt nichts bedeutet, so bedeuten die Breter auch nichts. Ja, man kann sagen: auf den Bretern, die die Welt bedeuten, da ist die Welt bedeutend mit Bretern verschlagen.

Auf dieser Welt, auf dieser Breterwelt sind die vier Weh: Wein, Weiber, Witz und Wahrheit sehr wehleidig!

Unsere Theaterdichter bringen nichts als alte Witze und junge Weiber auf die Bühne, und anstatt reinen Wein schenken sie unreine Wahrheit ein. Die Wahrheit ist aber, daß sie beim Wein schlechte Witze über die Weiber machen, und dann diese ihre schlechte Aufführung durch eine gute Aufführung in die Welt schmuggeln. Unsere Theaterdichter

gehen mit Weiber, Witz und Wahrheit in ihren Theaterstücken sonderbar um; anstatt daß sie gesuchte Weiber, keinen Wort-Witz und blanke Wahrheit haben sollen, haben sie blanke Weiber, gesuchten Witz und kein Wort Wahrheit! Anstatt daß sie die Weiber dem Leben abstehlen und ganz neue Witze hervorbringen sollen, bringen sie neue Weiber hervor und stehlen den Witz von den Lebenden; und das ist die ganze Wahrheit bei der Sache!

Der Witz, meine lieben Leser, ist jetzt die Hauptsache, von Handlung und Charakter ist gar keine Rede. Blos wie der Dichter um sein Honorar handelt, das ist die einzige Handlung, und wie ihm manche Direktoren ganz charakterlos davon abziehen, das ist der einzige Charakterzug.

Der Witz wird in der ganzen Welt zur Thür hinausgeworfen, er muß also auf der Straße liegen; es hat sich also aller Witz in die Straßenjungen geschlagen, und dieser geschlagene Witz kommt jetzt aufs Theater.

Unsere Dichter können mehr als der Himmel; der Himmel hat blos aus Nichts die Welt erschaffen, die Theaterdichter erschaffen aber sogar aus einem Taugenichts ihre Welt, und so ein Taugenichts ist noch lang kein Nichts, so ein Taugenichts braucht erst einen Pariser Dichter, einen deutschen Uebersetzer, ein Theater und eine sehr gelungene Darstellung, bis er vollkommen Nichts ist!

In einer Hinsicht veredeln die Dichter die Straßenjungen, nämlich: auf dem Theater sehen wir sie in vier langen, zerrissenen Aufzügen, die wirklichen Straßenjungen erscheinen gewöhnlich nur in einem zerrissenen Aufzug!

Ein anderer Uebelstand aber entsteht der Kunst durch die Aufführung dieser Straßenjungen. Es ist nämlich eine Wahrheit, so alt, wie die Choristinnen des ***theaters, und doch so neu, wie der alte Wein bei ***: daß kein Mensch sich selbst beurtheilen kann — wie sollen also unsere Recensenten diese Straßenjungen beurtheilen?

Man könnte freilich sagen: die Straßenjungen sind unter der Kritik! Das kann aber nicht sein, denn die Kritik ist ja unter den Straßenjungen! Man kann also im wörtlichen Sinne sagen: Straßenjungen und Kritik haben es unter sich selbst auszumachen!

Sie sehen, meine lieben Leser, daß, so oft auch im Leben über gute Wahrheiten schlechte Witze gemacht werden, so trifft sich doch, daß man manchmal einen guten Witz über eine schlechte Wahrheit machen kann.

Ich nenne aus Bescheidenheit meinen Witz gemachten Witz! Denn die vier Weh thun Einem auch verschieden weh: die nachgemachten Weine, die davongemachten Weiber, die abgemachten Witze und die ausgemachten Wahrheiten thun Einem im Leben sehr weh.

Bei Wein und Weiber ist der Unterschied: wir kosten den Wein, und die Weiber kosten uns; bei Witz und Weiber ist das der Unterschied, daß wir traurig sind, wenn unser Witz ausgeht, daß wir aber froh sind, wenn unsere Weiber ein Bischen ausgehen; bei Wahrheit und Weiber ist der Unterschied, daß sich tausend Wahrheiten, aber nicht zwei Weiber miteinander vertragen; bei Witz und Weiber ist der Unterschied: bei dem Witz liegt die Anschauung in

dem Verſtand, bei den Weibern liegt der Verſtand in der Anſchauung; der Witz iſt Meiſter im Zuſammenſetzen, die Weiber ſind Meiſter im Auseinanderſetzen. — Wie glücklich iſt der Menſch, bei dem ein Witz den andern jagt; wie unglücklich iſt der Menſch, bei dem ein Weib das andere jagt. — Da ich aber befürchte, daß mein Witz nicht wieder einen Witz, ſondern die Leſer jagen könnte, ſo will ich von Witz, Wein, Weiber und Wahrheit abbrechen, damit Sie gar kein Weh mehr haben.

Die egyptiſche Finſterniß bei Gasbeleuchtung und der Ochs in der Laterne.

Eine humoriſtiſche Olla Podrida.

Es gibt viele alte Berühmtheiten, die, wenn ſie in der jetzigen Zeit exiſtirt hätten, nie berühmt geworden wären. Zum Beiſpiel die „egyptiſche Finſterniß“, die mag zu ihrer Zeit berühmt geweſen ſein, aber jetzt finden wir ſolche Finſterniſſe auf der Gaſſe; wenn jetzt eine egyptiſche Finſterniß käme, man würde ſie gar nicht ſehen; ſo finſter wie eine egyptiſche Finſterniß iſt's jetzt, Gottlob, wenn der ſchönſte Sommertag iſt!

So auch die berühmten „ſieben Weiſen Griechenlands“; wenn ſie jetzt lebten, ſie wären die „ſieben Narren Deutſchlands“!

Diogenes war ein Weiſer, weil er mit der Laterne herumging, um einen Menſchen zu ſuchen; jetzt gibt's gar keinen ſolchen Narren mehr, der einen Menſchen ſucht.

Bei dieſer Gelegenheit drängt ſich mir eine ſehr wichtige Frage auf; hat Diogenes in einem Weinfaſſe oder in einem Bierfaſſe gewohnt? Dieſe Frage iſt von größerer Wichtigkeit, als man glaubt, denn hat Diogenes in einem Bierfaſſe gewohnt, ſo hat es in Griechenland Bier gegeben.

Wer von Ihnen, liebe Leſer, kann mir eines der zarteſten Geheimniſſe der Natur, eines der ſinnigſten Räthſel des menſchlichen Geiſtes enthüllen, nämlich: „Warum fallen die vom Bier Betrunkenen auf den Rücken, und die vom Wein Betrunkenen auf die Naſe?“

An dieſe zarte Lebensfrage knüpft ſich noch eine dritte Frage an: „Wenn die Bierbetrunkenen auf den Rücken, und die Weinbetrunkenen auf die Naſe fallen, wohin fallen die von Liebe Trunkenen?“ — Die Antwort auf dieſe zweite Frage iſt ganz leicht: die von Liebe Trunkenen fallen jetzt ganz auf die Seite. — Früher war man von der Liebe trunken, weil man über das Maß geliebt hat; jetzt bleiben wir in der Liebe gleich beim erſten Pfiff ſtehen, wo ſoll da die Trunkenheit herkommen?

Was hat der Philoſoph Diogenes in ſeinem Faſſe voraus gehabt vor allen unſern Philoſophen? Er war wenigſtens faßlich! — Unſere Philoſophen ſind umgekehrte Diogeneſſe, anſtatt daß ſie wie Diogenes ſich in ein Weinfaß ziehen, ziehen ſie ein Faß Wein in ſich und werden Philoſophen per fas et ne-fas! — Darum ſtudirt man drei Jahre Philoſophie; das erſte Jahr den Heurigen, das zweite Jahr den Vorjährigen, und das dritte Jahr wird blos repetirt!

Eine eben ſo abgeſchmackte Berühmtheit war der große Roscius, der erſte römiſche Künſtler. Er war gewiß ein gewaltiger Couliſſenreißer. Ueberhaupt, wie kann Roscius ein großer Künſtler geweſen ſein, er hat ja gar nie in Berlin

gespielt! Ja, noch mehr, der Kerl hat ja gar keine reine deutsche Aussprache gehabt!

Nun aber, liebe Leser, sehen Sie nicht ein, wie ich mit allen diesen Abwegen und Absprüngen wieder auf den Titel meines Aufsatzes zurückkommen will? Das sehen Sie nicht? Das sehen Sie nicht? Sehen Sie, das ist eben die egyptische Finsterniß, daß Sie es nicht sehen! Das ist ja eben der sichtbare Segen der Finsterniß, daß man die Leute stundenlang herumführt, und daß sie dann wieder dort sind, wo sie ausgegangen sind! Ich habe Ihnen in dieser Finsterniß einen Mann mit einer Laterne mitgegeben, und doch haben Sie nicht gesehen, wo ich Sie hinführe, gestehen Sie nur, daß man eine solche Finsterniß nicht alle Tage sieht!

Die egyptische Finsterniß ist die einzige egyptische Mumie, die sich ganz unversehrt bis auf unsere Zeit erhalten hat.

Die Egyptier haben es verstanden, ihre Finsterniß einzubalsamiren, bei uns ist diese Kunst ganz verloren gegangen, denn für unsere Finsterniß gibt es keinen Balsam.

Damit wir aber diese egyptische Finsterniß allgemein sehen können, haben wir die Gasbeleuchtung erfunden, und, beim Licht beobachtet, ist die Finsterniß ein wahres lumen mundi. Zur Beleuchtung unserer Finsterniß aber kann kein anderes Licht sein, als Gas, denn die erste Gas-Art ist fixe Luft, und in unserer Finsterniß muß man froh sein, wenn man wenigstens ein Bischen freie Luft fixirt hat.

Wenn man also die Finsterniß beleuchtet, so sieht man, wie glücklich die Leute sind, die nicht sehen.

Die „Liebe“, die „Gerechtigkeit“ und das „Glück“ ſind drei glückliche Weſen, die nicht ſehen; die Liebe iſt blind, das Glück iſt blind, und die Gerechtigkeit iſt blind. Wenn dieſe drei Blinden ſehen würden, ſo würden ſie Dinge ſehen, daß ihnen Hören und Sehen verginge.

Daß die Gerechtigkeit blind iſt, iſt längſt bekannt.

Die Liebe, meine guten Leſerinnen, iſt auch blind, und das Glück iſt auch blind! Es iſt ein wahres Glück, daß die Liebe blind iſt, und es iſt mir lieb, daß das Glück blind iſt. Wäre die Liebe allein blind und das Glück nicht, ſo würde das Glück ſehen, daß dieſe Liebe keine Liebe iſt; wäre das Glück allein blind und die Liebe nicht, ſo würde die Liebe ſehen, daß dieſes Glück kein Glück iſt!

In der egyptiſchen Finſterniß waren lauter glücklich Liebende, denn die Liebe iſt nie glücklicher, als wenn ſie nicht ſieht.

Der Menſch ſoll über ſeinen Zorn die Sonne nicht untergehen laſſen; und der Menſch ſoll über ſeine Liebe die Sonne nie aufgehen laſſen. Man muß nicht nur nicht in den Tag hinein reden, ſondern auch nicht in den Tag hinein lieben!

Die Liebenden ſind ganz andere Menſchen, als andere Menſchen. Andere Menſchen, wenn ſie genug gelebt haben, vertauſchen ſie das Zeitliche mit dem Ewigen. Die Liebenden ſchwören ſich erſt ewige Treue, ſehen ſich dann zeitlich nach einem Andern um, und bevor Eins von ihnen noch das Zeitliche mit dem Ewigen vertauſcht, vertauſchen ſie einigemal das Ewige mit dem Zeitlichen!

Die Liebe ist blind, darum sind die Verliebten stockblind, die Verheiratheten aber blos staberlblind!

Der Tag ist ein Mann, die Nacht ist ein Weib, in der Liebe aber ist das Weib der Mann!

Der Tag und die Nacht, das ist ein seltenes Ehepaar, wie glücklich leben sie seit ewigen Zeiten, das ist auch keine Kunst, wenn der Tag kommt, geht die Nacht fort, und wenn die Nacht kommt, ist der Tag über alle Berge!

Bei diesem Ehepaar, Tag und Nacht, ist im Winter die Frau Nacht glücklich, denn da hält sie ihren Mann kurz, und im Sommer ist der Mann Tag vergnügt, denn er sieht, wie seine Frau alle Tage mehr abnimmt.

Nur einmal kommen sie sich gleich unausstehlich vor, wenn Tag- und Nachtgleiche ist, und um diese Zeit weiß man, gibt's auch die gefährlichsten Stürme.

Die Liebe hat Augen, aber nicht zum Sehen, sondern zum Weinen, die Liebe hat eine Zunge, aber nicht zum Reden, sondern zum Singen, und sie hat eine Wange, nicht um zu blühen, sondern um zu erröthen. Die Liebe trägt das Gehör auf den Wangen, das Wort im Auge und den Blick im Herzen!

Das menschliche Herz hat drei Natur-Reime: Das Herz der Fröhlichen auf Scherz, das Herz der Liebenden auf Schmerz und das Herz der Vornehmen auf Erz. Wir Wiener haben noch einen vierten Lokal-Reim: Wir haben ein Herz wie ein Sterz, das ist aber ein Fasten-Reim, und ein Wiener Herz hat keine Fasten.

Der gute Appetit der Wiener gegen den der Berliner, hat mir einen wichtigen Aufſchluß über den Sprachunterſchied dieſer beiden Völker gegeben.

Der Oeſterreicher ſpricht Alles in der längſtvergangenen Zeit, der Preuße Alles in der jüngſtvergangenen. Der Oeſterreicher ſagt: „Ich bin ſpazieren gegangen.“ Der Preuße ſagt: „Ich ging ſpazieren!“ Der Oeſterreicher ſagt: „Die hab' ich angeguckt!“ Der Preuße ſagt: „Ich guckte ſie an!“ Woher kommt dieſer Unterſchied? Der kommt vom Appetit her.

Wenn der Wiener Mittags einen Faſan gegeſſen hat, Abends ſcheint es ihm ſchon ſo lang, daß er keinen Faſan gegeſſen hat, daß er in der längſtvergangenen Zeit ſagt: „Ich hab' einen Faſan gegeſſen!“ — Wenn der Berliner einen Faſanflügel ißt, ſo iſt ihm vierzehn Tage nachher noch ſo, als hätte er ihn eben erſt gegeſſen, und er ſagt in der jüngſtvergangenen Zeit: „Ich aß ein Faſanflügelchen!“

So ſpricht des Wieners Herz Alles in der längſtvergangenen Zeit. Wenn er ih der Früh geliebt hat, ſo ſagt er Abends: „Ich hab' geliebt gehabt!“

Aber iu der Liebe, verehrte Leſer, gibt es jetzt überhaupt nur eine längſtvergangene Zeit, das heißt, die Zeit, wo man geliebt hat, iſt längſt vergangen!“ — Wenn mir Jemand ſeine Geliebte vorſtellt und ſagt: „Das iſt meine Zukünftige;“ ſo denke ich mir immer: das iſt ſeine zukünftig vergangene Zeit!

Die Liebe iſt blind, die Herzen der Männer aber ſind ſo barmherzig, daß jedes Herz ſeine eigene Blinden-Anſtalt hat!

Die Liebe iſt blind, und doch ſagt man: „Die Liebe und die Zigeuner ſehen im Finſtern.“ — Warum ſehen die Zigeuner im Finſtern? Weil ſie von der egyptiſchen Finſterniß herſtammen. Die Finſterniß iſt alſo das Perſpectiv der Liebe. Da wir jetzt eine doppelte Finſterniß haben, die egyptiſche und die europäiſche, ſo hat unſere Liebe ein ganz modernes Doppel-Perſpectiv!

Nun ſehen Sie, da ſind wir ſchon wieder bei unſerm Titel, bei der egyptiſchen Finſterniß, und was den Ochſen betrifft, verlaſſen Sie ſich nur auf mich. Laſſen Sie mich nur ein Bischen zu mir kommen, und wir werden gleich beim Ochſen ſein. Die Egyptier haben bekanntlich einen Ochſen angebetet; wir weichen etwas davon ab und beten blos zuweilen eine Kuh an.

Mein Gott! wie viel Mädchen beten nicht einen goldnen Ochſen, und wie viel Männer eine goldne Gans an? Am Ende nimmt der goldne Ochs die goldne Gans, und ſie feiern die goldne Hochzeit; denn es iſt ihnen ſogleich, als hätten ſie ſchon fünfzig Jahre zuſammen gelebt! —

In der Liebe vergeht ein Jahr wie ein Tag, in der Ehe vergeht ein Tag wie ein Jahr, darum rüſte ſich jeder Ehemann an jedem Sonntage zum ſiebenjährigen Krieg, und an jedem Erſten des Monats zum dreißigjährigen Krieg!

Jedes Jahr, das man mit einer Frau zu leben hat, iſt ein Streich des Schickſals; wer die ſilberne Hochzeit feiert, der hat ſeine fünf und zwanzig glücklich überſtanden, und wer die goldene Hochzeit feiert, der hat fünfzig bekommen!

Warum zündet man bei einer Hochzeit am hellen, lichten Tage Hochzeitsfackeln an? Weil man ſchon bei der Hochzeit anfängt, finſtere Geſichter zu machen! Wiederum eine Finſterniß, die noch älter iſt als die egyptiſche! — Die Egyptier in ihrer Finſterniß hatten Recht, die Ochſen anzubeten, denn ein Ochs iſt ein unfehlbares Mittel zur Aufklärung und Lichtverbreitung.

Sie ſehen mich erſtaunt an? O, ich bitte Sie, betrachten Sie die Ochſen aus einem freundlichern Geſichtspunkte!

Die Ochſen ſind reſpektabler, als die Menſchen: kein Ochs pflügt mit einem fremden Kalbe; jeder Ochs trägt redlich ſeine Haut zu Markte, und wenn der Ochs einmal vor den Kopf geſchlagen iſt, ſo iſt er genießbarer, als wenn der Menſch vor den Kopf geſchlagen iſt!

Gibt's nicht ausgezeichnete Künſtler unter den Ochſen, zum Beiſpiel große Horniſten? Sind die Ochſen nicht ausgezeichnete Redacteurs, wiederkäuen ſie ihre Artikel nicht immer und emſig? Die wirklichen Ochſen kann man kochen und braten, die menſchlichen Ochſen muß man roh genießen!

Wie man nun mit einem Ochſen die Finſterniß beleuchten kann? Nichts leichter, als das. Man ſchlägt den

Ochſen todt, man zapft ihm das Fett ab, man läßt das Fett aus, man macht aus dem Fette Lichter, man ſteckt das Licht in die Laterne, ſo ſteckt der Ochs in der Laterne und beleuchtet ſein Jahrhundert!

Man verſuche aber einmal, und laſſe unſere menſchlichen Ochſen aus — und wir haben viel ausgelaſſene Ochſen — allein ihr Fett taugt nicht zum Lichtermachen, und könnte man auch Lichter daraus machen, ſo wären es doch keine gezogenen.

Ich glaube alſo ganz beſtimmt, daß Diogenes in der egyptiſchen Finſterniß gelebt hat, daß er in ſeiner Laterne einen Ochſen herumgetragen hat, daß er eigentlich unter den Menſchen einen ſolchen Ochſen geſucht hat, den er auch als Licht in die Laterne ſtecken könnte, und daß er keinen gefunden hat.

Somit wäre die egyptiſche Finſterniß, und der Ochs in Ihrer Gunſt gerechtfertigt, und:

Ich ſei, gewährt mir die Bitte,
In ihrem Bunde der Dritte.

Vorleſung eines Zukerrohres über den gänzlichen Mangel aller Romantik, gehalten in einer Geſellſchaft von jungen Runkelrüben.

Meine ehrenwerthen Freunde und Runkelrüben!

Ihr Geſchlecht fängt an, ſich nicht nur unter die ganze Erde, ſondern auch über die ganze Erde zu verbreiten! Sie tragen mit dazu bei, alle Romantik auszurotten und eine induſtrielle, nüchterne Proſa an ihrer Stelle zu ſubſtituiren!

Wenn die Natur Runkelrüben-Zucker haben will, ſo hat ſie ſich mit der Geburt von Chriſtoph Columbus lächerlich gemacht, und Ludwig Auguſt Frankl hat Unrecht gehabt, einen Mann zu beſingen, den die kleinſte von Ihnen, meine ehrenwerthen Damen, entbehrlich macht!

Ja, Sie, Sie geben der romantiſchen Lichtſeite des Lebens den letzten Gnadenſtoß!

Die Aufklärung, die Reformen, die allgemeine Erfindungs-, Entdeckungs- und Erſparungs-Wuth hat allen Schimmer, alle Illuſionen von den Fittigen der Zeit abgeſtreift, und die

allgemeine europäiſche Civiliſation

hat die ſonſt romantiſch-bunte, maleriſche, poetiſche, phantaſtiſche, ideale Verſchiedenheit der Welt in eine einzige, große, einförmige, aſchgraue Livrée geſteckt, mit blanken Knöpfen, auf denen der monoforme Namenszug der modernen Alltäglichkeit ausgeprägt iſt!

Die Mythologie haben wir längſt verſcherzt und die Götter Griechenlands; die Orcaden, Dryaden und Hamadryaden haben wir zu Schiffsbalken und Kanalſchleußen entgöttert; die Gnomen haben wir zu Steinkohlenjungen gemacht; Daphne's Locken flattern in Wildpretſaucen, und Vulkans Athem ſchnaubt aus Dampfröhren uns entgegen.

Aber es blieben unſerer Phantaſie noch ſchöne, große Domänen; unſerer Romantik blieb der ſchöne Witwenſitz: Orient, dieſes Land der Wunder und Fabeln. Uns blieben die ſchönen Sultaninnen mit langen Schleiern über lange Wimpern; uns blieben die Houris, Peris, Odalisken aller fernen Zonen! Uns blieb das fabelhafte Indien, die lockenden Bayaderen; unſerer Intuition blieb Afrika, die Kaffauben, die Oaſen, die glühenden Odalisken-Augen, die brüllenden Löwen, die bethürmten Kameele, die klugen Elephanten u. ſ. w.

Alle dieſe Güter im Reiche der Einbildungskraft hat uns die allgemeine Civiliſation geraubt, geplündert, verwüſtet! Nicht ein haarbreit phantaſtiſchen Boden hat ſie unſerer Illuſion überlaſſen!

Die alte, zahnloſe, prüde, pedantiſche, ſteife, kluge, aber abgeſchmackte Gouvernante Europa hat die andern Welttheile an den keuſchen, aber dürren Buſen genommen,

hat ſie zu klugen, artigen, geſitteten Jungens herangezogen und herangebildet, und da ſtehen ſie nun, die drei europäiſirten großen Bengel, ſteif, uniformirt, höflich, kalt, fad, und bis zur Abgeſchmacktheit unterrichtet und civiliſirt!

Aus allen drei Welttheilen iſt kein einziger Tropfen Romantik mehr zu preſſen, Alles iſt ſo alltäglich civil geworden, ſo durchaus europäiſch proſaiſch und farblos, daß ſie kaum mehr Coſtüm-Ausbeute für einen Theater-Coſtümier abwerfen!

Der Turban macht dem Czako Platz, der Schleier dem Bibi, die Mandarinen tragen Achſelbänder, und an der Stelle der ſchönen Scherezade mit den ſüßen Märchen lieſt Madame La Bim-baſcha den unſterblichen Paul de Kock! Aus den Boudoirs in Algier wird wie aus denen zu Paris geſchrieben:

»Madame Fetscha-Bumba prie Mr. Pinca-Rauka de lui faire l'honneur de prendre le thé etc. etc.«

Der Enkel von D'ſchingis-Chan verbietet das Opium in Folge eines Mäßigkeitsvereins; das Opium, dieſen phantasmagoriſchen Zauberer, der den ſiebenten Himmel mit ſeinen Houris, Brama und Wiſchnu vor die Seele zaubert! Der Nimbus der Bayaderen zerfließt im Saal Ventadour! Die Löwen Afrika's empfangen Beſuche von den Pariſer Griſetten, die Arra's, Lory's und Papageien ſagen: »bon jour!« Der Elephant apportirt und macht den Aimablen. Alle Affen und Mandrills, und all die bizarren Menſchen-Incunables der Schöpfung haben ihren Bürgerpalaſt im jardin des plantes!

Wo ſoll da die Romantik noch ihre Rekruten hernehmen? Woher die Phantaſie ihre Bilder fouragiren?!

Die Univerſalbildung hat die Romantik aufgegeſſen, die ſporadiſche Civiliſation iſt eine epidemiſche geworden, hat alle Romantik mit Haut und Haar verſchlungen, wie der Veſuv den Empedokles, und hat nichts von ihr übrig gelaſſen, als auch nur den lederuen Pantoffel!

Ich, das Zuckerrohr, ich ſtehe nur allein noch als der letzte romantiſche Mohikan da; meine Locken flattern wie die Trauerweiden Babylons an den Ufern des Oceans, und ich ſchüttle weinend mein Haupt herüber auf das von Runkelrüben-Proſa durchackerte Europa!

Ich, meine ehrenwerthen Runkelrübeu, ich Zuckerrohr bin ein Enkel der Mythologie! Die ſchöne Syrinx wurde von Pan verfolgt, ſie flehte bei ihrem Vater, Majoratsherr eines mächtigen Waſſergottes, um Rettung, wurde in ein Rohr verwandelt, und dieſes Rohr bin ich! In mir liegt romantiſch-dramatiſcher Stoff: Liebe, Verfolgung, Vaterfluch, die Peripetie zu Zucker und endlich die ſüße und verſöhnende Auflöſung! Allein wo iſt eine Mythe, welche die Runkelrübe verſchönt, und wo iſt die moraliſche Tendenz des Runkelrüben-Stoffes wie die in mir: wenn die Mädchen von Liebe verfolgt werden, ſo verwandeln ſie ſich!?

Welches Mädchen würde wünſchen, in eine Runkelrübe verwandelt zu werden?

Mich brauchen die Poeten zu ihren ſchönſten Metaphern: ſchlank wie Zuckerrohr! Allein zu welchem

Bilde kann man die Runkelrüben, dieſe Calibans unter den Pflanzen, gebrauchen? Kein Poet wird von einer Schönen ſagen: „Ihr Wuchs war wie eine Runkelrübe!“

Kotzebue's „armer Poet“ iſt in meinem Schatten entſtanden; Lorenz Kindlein gedieh unter dem Schatten der Zuckerröhre, unter dieſen hohen Rohrwäldern wuchs jene Liebe, aus jenen ſchlanken Zeugen ihrer Liebe ſchrieb ſie jenes: „ich folge Dir, ſobald ich kann!“ welches all' jenen rührenden Zauber um Lorenz Kindlein legt, der nöthig iſt, um empfindungsvolle Theater-Beſucherinnen in Thränen zu waſchen und zu baden! Glauben Sie, daß ſolch ein Werk der Liebe, der reinſten Liebe, der totalen Hingebung auch in der Atmoſphäre des rothen Mangold, der Dick- und Fütterrübe hätte gedeihen können?

Und nun gar Kotzebue's „Negerſklaven“! Was wären die ohne Zuckerrohr! Setzen Sie ſtatt „Plantagen“ Runkelrüben-Felder, und der dramatiſche Effect iſt beim Henker! denn Seufzer, Thränen und Plantagen, das iſt die natürliche oſtindiſche Compagnie, die ſich für den Erfolg dieſes Stückes verbürgt; allein ſetzen Sie „Seufzer- und Rummelrübe“ oder „Thränen- und Rungfelrüben-Zuckerfabrik“. und alle elegiſche Stimmung iſt im Keime erſtickt!

Ich ſehe die Zeit kommen, wo ſich alle Rüben der Erde zu Zucker emancipiren werden!

Vor dem Geſetz ſind alle Rüben gleich! wird die Gukelrübe ſagen! — Warum ſoll gerade aus dem

Kainshaupte der rothen Rübe Zucker gepreßt werden, warum nicht auch aus meinem blonden, langgelockten Haupte? so wird die gelbe Rübe fragen. Dann kommt das ganze Geschlecht der Kohlrüben, der Mohrrüben, der Wasserrüben, der Steckrüben, der Tellerrüben, und die ganze weitverbreitete Familie der Rapunzeln, und alle werden wollen Zucker geben, und alle werden schreien: »anch' io son pittore!« Alle werden sagen: „Preßt nur, preßt, unter der Presse gibt Kraut und Rüben auch Zucker!

Alle Rübenbauer werden bei ihrer Saat deklamiren:

„Dem dunklen Schooß der heiligen Erde
Vertrauen wir die Rübensaat
Und hoffen, daß sie erstehen werde
Als Zuckerrohr von besser'm Grad!"

Selbst die kleine Teltower Rübe wird aus den Palmenwäldern um Berlin aus der Erde steigen wie ein kleiner Gnom, wird nach Berlin gehen zu Herrn Rellstab oder Häring und wird sagen: „Ihr findet in jeder Naturrübe Stoff zu dickem Romanen- und Leihbibliotheken-Zucker: warum nicht auch in mir?" —

Seid nicht stolz darauf, meine sonst ehrenwerthen Runkelrüben, daß ein Centner von euch ein Pfund Zucker gibt, denn aus welchen Dingen wird jetzt nicht Zucker gezogen? Aus Aehren und Mais; ja, sogar aus Maculatur! Maculatur-Zucker!

Welch ein Trost, welch eine Aussicht für die Pflanzer der literarischen Negersklaven: für die Buchhändler! Zuerst pressen sie den Schriftsteller, dann das Werk, dann

die Leſer, dann das Maculatur! Wie muß ihnen der Kaffee mit ſolchem Zucker ſchmecken?!

Es wird eine Zeit kommen, wo man in dieſem Maculatur-Zucker ſo bewandert ſein wird, daß man bei jeder Taſſe Kaffee, die man trinkt, den Schriftſteller herausſchmecken wird, aus deſſen Maculatur er gezuckert iſt!

Die Empfindſamen werden Novellen-Zucker, die Romantiſchen George-Sand-Zucker u. ſ. w. haben.

Allein, das Alles wird vergehen! Alle andern Zucker werden zerfließen, alle Prätendenten dieſes ſüßen Throns werden ihr Ende ereilen, ich allein, das legitime Zuckerrohr, werde beſtehen, und in ſo viel Zungen ſich auch die Menſchheit theilen möge, es wird kein Menſch die Doppelzüngigkeit ſo weit treiben, um Zuckerrohr-Zucker = Runkelrüben-Zucker zu achten!

Und ſomit ende ich meine Betrachtung über dieſen Gegenſtand; mögen Sie mir, meine ehrenwerthen Adoptiv-Zucker-Stiefkinder auch hinter dem Rücken ein Rübchen ſchaben, mich entſchädigt mein innerer Gehalt! Ehre, dem Ehre gebührt:

Voll Saft mag wohl die Runkelrübe ſein,
Doch Zucker wohnt im Zuckerrohr allein!"

Kokettir-Novellen.

Die Fenster-Linie.

Und es war wieder eine Blondine! Eine wahre Colifischette, würde ich sagen, wenn ich nicht lieber wünschte, meine ehrsamen Leserinnen hätten den neuen Amadis nicht gelesen.

Lange, sehr lange, seidenweiche Locken fielen um beide Wangen üppig dicht herab, als wollten sie die Rosen dieser Wangen schützen und einhüllen vor jedem Sonnenstrahl, vor jedem naschenden Blick. Ein dramatisches Lächeln wohnte um den zartgeformten Mund, und der ganze Ausdruck des Gesichtes war Charakter und entschiedener Wille.

Sie wohnte mir schräg, etwas stark schräg gegenüber, im vierten Stocke, ich im zweiten.

Empfindsame Mädchen sind leicht auszuwittern. Ihre Fenster sind ihre Charakter-Zeichen.

Siehst Du, mein freundlicher Leser, an einem Fenster einen Blumentopf oder zwei, und daneben einen Käfig mit einem Vogel, so kannst Du getrost schließen: „Hier wohnt ein Herz, das noch keinen Vogel im Käfig hat."

Liegt ein kleiner Hund dazwischen, so ganz düster und halbverschlafen, ein Mops mit einem überwachten Auscultator-Gesicht, oder ein sogenannter Pintsch mit der stets besorglichen Miene, wie ein Industriepapier-Spekulant, so sei gewiß, hier wohnt eine sehnende Witwe oder eine überspielte Mamsell, die zwischen Hoffnung und Resignation noch hin und her getrieben wird, wie eine Sängerin, die keine Stimme mehr hat, zwischen der Sehnsucht nach getragenem Gesang und dem Erheben in den Triumph der bloßen Schule.

Ja, bei fortgesetzter Forschlust und etwas Praktik kann man aus den Blumen- und Vogel-Arten so ziemlich auf den Stand der Eigenthümerin oder ihren sonstigen Charakter schließen.

Eine rothe Pimpinell-Rose und ein munterer Stieglitz in einem netten Käfig vor dem Fenster läßt fast immer auf eine Nätherin, Marchande de Modes-Gehilfin, Einfasserin und Faltlerin schließen. Es liegt etwas von den Anfangsbuchstaben des Liedes: „Freut Euch des Lebens, weil noch das Flämmchen glüht" in den Blättern der Pimpinell-Rose, und ein Stieglitz ist ja nichts als ein moderner Geck vom Wasserglacis oder vom Volksgarten, ins Stieglitzische übertragen, er hüpft und zwitschert; sein buntes Kleid, sein Halskrägelchen und sein Schöpfchen ist sein Alles!

Auf andere Insassen aber läßt ein Kanarienvogel schließen, neben welchem ein einsames Reseda-Töpfchen seinen stillen Duft wie pia desideria in die Lüfte verhaucht.

Da wohnen Officierwitwen-Töchter, Töchter heruntergekommener Rentiers, und das große Heer der Mädchen, denen das Schickſal die Anweiſung nicht einlöſte, mit welcher es ſie in das Leben ſendete. Ein Kanarienvogel erinnert immer an die Töne:

„Dorthin möcht' ich ziehen!"

und Reſeda iſt verhaltener Wunſch mit ſtiller Ergebung.

Wo ein feiſter Gimpel im meſſingenen Käfig, ein rothwangiger Cactus oder eine bunte Pelargonie am Fenſter prangen, da iſt gut anfragen und werben, da wohnt die ausſteuerbekommende, ſtets bei gutem Appetit ſich befindende, und immer etwas zu eſſen im Arbeitstiſch ſtehen habende Tochter eines reichen Fabrikanten, Profeſſioniſten, geweſenen Lieferanten u. ſ. w.

Genug, man kann nach und nach eine Gewißheit in dieſes Syſtem bringen, welches weiter auszuführen nicht in den Plan dieſes kleinen Abenteuers paßt.

Alſo, es war ein Kanarienvogel und ein Reſeda-Töpfchen, welche am Fenſter prangten, und ich ſchloß mit großer Gelehrſamkeit auf die Inſaſſin, welche jedoch lange, und tagelange nicht ans Fenſter kam.

Auch als ſie ſchon erſchien, und das geſchah dann immer in den Abendſtunden zwiſchen fünf und ſechs, bemerkte ſie mich lange nicht, welches ich ganz unbegreiflich fand!

Ich machte die ganze Schule der Koketterie durch.

Denn die Koketterie iſt ein großes Studium, und man glaube nicht, daß die Natur allein ein Talent dazu

ausbildet. Es gibt wohl hie und da Naturkokettirer, wie es Naturdichter gibt, allein es ist auch bei diesen wie bei jenen nur Halbheit. Die Kokettirkunst ist eine Mathematik, sie beruht auf Evidenz, und ihre Schlüsse sind untrüglich. Sie gewährt wie die Mathematik jene Sicherheit in ihren Schlüssen, welche den Verstand eben so erhöht, als die Werkthätigkeit befriedigt.

Die Grundbasis der Koketterie ist die Geometrie und Trigonometrie. Man muß die Lehren von den geraden Winkeln und krummen Winkeln, von den spitzigen und stumpfen Winkeln, von den Scheitel- und Wechsel-Winkeln genau kennen. Man muß das Verhältniß der eingeschlossenen Flächen, des Kreises, des Kegels und des Cylinders inne haben. Kurz, die mathematische Lehre des Lichtes und des Sehens, der Natur von allen geraden, gebrochenen und zurückgeworfenen Strahlen, die Kenntniß der Lichtrichtung und der Sehwinkel, die Theorie der Gesichtsfelder und die der Schatten muß man vollkommen inne haben, um mit Glück, um mit unbezweifelbarer Gewißheit zu kokettiren, und die Koketterie-Schlußfolge mit Klarheit und Gewißheit ziehen zu können.

Man lernt nie aus, selbst ich, der ich die „Kunst zu kokettiren" seit zwanzig Jahren in den größten europäischen Schauspielhäusern gelernt habe, finde immer noch etwas zuzulernen!

Die zwei Haupt-Postulate der Kokettir-Mathematik sind:

Erstens: Man kann alle Frauenzimmer der Welt zwingen, mit uns zu kokettiren; notabene wenn sie nicht blind sind, denn in diesem Falle gibt es hie und da Ausnahmen.

Zweitens: Man muß so kokettiren, daß die betreffende Person ein vollkommene Gewißheit bekomme, daß es ihr gelte, daß man also auf keinen Fall lächerlich werden kann.

Jedoch ich will meine Geheimnisse nicht zu früh verrathen, da ich eine angewandte Lehre der Koketirkunst" herauszugeben gedenke.

Ich versuchte mit meinem schrägen Vis-à-vis die ersten Elemente meiner Lehre, aber erst spät wurde es aufmerksam und setzte sich mit mir in Wechselwirkung.

Sie lächelte endlich einmal ganz holdselig! Ach! das erste Lächeln, welches aus einer solchen vis-à-vis-Anschauung entgegenblüht, ist nicht zu beschreiben! So muß Columbus zu Muthe gewesen sein, als er zum ersten Male „Land!" rufen hörte.

Daß ich dieses erste Lächeln, dieses süße Früh- und Schnee-Glöckchen des Abenteuer-Frühlings, mit aller Wonne eines beglückten Seladons mit meinen Augen von ihrem würzigen Munde pflückte, läßt sich denken, und ich wendete nun die weitern Gesetze des Kokettirens an. Zuerst leises Lächeln, dann Nicken mit dem Kopfe, dann Spielen mit Blumen, oder eine Blume zerpflücken und die Blätter spielend hinüberhauchen, dann Buchstaben an die Fensterscheiben malen, dann ein Briefchen zwischen dem Daumen und dem Mittelfinger kreisen lassen u. s. w.

Die Holde am Fenſter kam nun regelmäßig alle Abend ans Fenſter, und ihre Blicke wurden immer beredter, und endlich geſellte ſich dazu ein Lächeln und ein Nicken mit dem holden Köpfchen, daß die blonden Schlangen ſich um das liebliche Antlitz küßten, und dann noch ein Winken mit der Hand, welches ich zwar mir nicht ſogleich deuten konnte, welches ich aber doch mit Nicken, Winken und Deuten erwiederte, und ſo ziemlich alle Geſtikulationen einer ähnlichen Situation durchmachte. Darauf lachte die Holde wieder laut und ſchlug in die Händchen, das blieb mir zwar etwas unklar, allein ich hoffte bald Licht zu haben. Ich war ganz glücklich über den glücklichen Erfolg meiner Fenſterlinien-Correſpondenz und wünſchte nichts, als die Theure einmal ſprechen zu können, welches ich ihr auch mit Zeichen deutlich zu verſtehen gab, allein ſie ſchien darauf keine Antwort zu geben.

Und dennoch, dennoch!

Welch ein Entzücken durchbebte mich, als ſie eines Abends am Fenſter erſchien, mit dem kleinen Strohhütchen auf dem Haupte, zum Ausgehen angezogen, und mit ſchnellem Winken herüber nickte, mit dem Finger hinunter zeigte auf die Straße, noch einmal hold lächelte und das Fenſter zumachte.

Ich verſtand den Wink, hinunter zu kommen, griff ſchnell nach meinem Hute, und im Nu ſtand ich auf der Straße, vor ihrem Hauſe.

Ich mochte kaum zwei oder drei Minuten geſtanden haben, da kam ſie herab, die Reizende! Ich hatte nun ihre ganze Geſtalt geſehen und war wonnig überraſcht, eine

junonische Gestalt mit den ebenmäßigsten Formen und anmuthigsten Gliedmaßen zu sehen.

Allein, welch ein Schrecken! Eine bejahrte Matrone, eine Mutter oder eine Tante ging ihr zur Seite!

O Mißgeschick!

Keinen Blick ließ sie auf mich fallen. Keine Miene verrieth, daß sie mich bemerkt, daß sie mich erwartet, daß sie mich hieher beschied! die kleine, doch nur zu liebenswürdige Heuchlerin!

Ich ging ihr lange nach; nicht die leiseste Bewegung des Kopfes, nicht das leiseste Regen der Hand ließ mich wissen oder ahnen, was vorgegangen ist, und ob sie mich bemerkte.

Ungewißheit, Zorn, Mißmuth, und auf der andern Seite Entschuldigung und Sinnen über ihr Benehmen theilten sich in meinem Gemüthe. Sie gingen irgendwohin zum Besuch; selbst am Hause angekommen, sah sie sich nicht um, machte kein Zeichen und verschwand!

Was mußte vorgegangen sein? War sie böse? Hab' ich etwas begangen? Wer sollte mir diese Zweifel lösen!

Ich war fest entschlossen, mich an der Verrätherin zu rächen, und am andern Tage gar nicht am Fenster zu erscheinen.

Aber:

„Was sind Pläne, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der vergängliche, baut!"

Kaum schlug es am andern Nachmittage fünf Uhr, so stand ich schon am Fenster, die schräge Linie zum Fenster vis-à-vis hinaufschauend und mit Sehnsucht harrend,

„bis die Liebliche sich zeigte!"

Ich mochte kaum zehn Minuten voll Hangen und Bangen geſtanden haben, als ſich ihr Fenſter öffnete, und ſie an demſelben erſchien.

Die Falſche! die Heuchlerin!

Da war wieder das freundliche, holdſelige, bezaubernde Lächeln! Da war wieder die Miene voll Offenheit und Zutrauen! Da war wieder das Lächeln voll dramatiſcher Fülle! Da war wieder der Blick voll hiſtoriſcher Erinnerungen! Da war wieder das Kopfnicken voll draſtiſcher Wirkung!

Keine Miene von dem geſtrigen Ernſt, kein Zug der geſtrigen Kälte, keine Spur der geſtrigen Apathie!

Alles nichts als lauter Liebe-Leben, lauter Zuthunlichkeit! Wieder Nicken und Winken, wieder Lächeln und in die Hände ſchlagen!

Ich machte allerlei Zeichen der Frage, der Verwunderung, des Verdruſſes, des Zornes ꝛc., ich geſtikulirte wie ein verrückter Telegraph, ſie aber lachte ſchalkhaft, ja, lachte immer mehr und ſchlug in die Händchen vor Luſt und Freude! die Schadenfrohe!

Mir aber ward das Ding doch gar zu arg! Schon wollte ich ein drohendes Zeichen geben, da — da erſcholl aus einem Fenſter neben mir, wo ein luſtiger Student wohnte, ein ſchallendes Gelächter! Ich ſah mich um, und ausfordernd ihm ins Antlitz; da aber erſcholl auch von mir gerade vis-à-vis am Fenſter ebenfalls ein ſchallendes Gelächter; ich war wie vom Donner gerührt! Faſt aus allen Fenſtern der Nachbarſchaft erſcholl ein lautes Lachen!

Was war's?

Ich war ein Narr, meine Kokettir-Mathematik hatte sich um eine Fensterlinie verrechnet. Gerade über meinem Kopfe im dritten Stocke des Hauses, in welchem ich wohnte, befand sich auch ein Fenster, und in diesem Fenster befand sich eine Freundin meiner Holden, schräger vis-à-vis! Ihr galten alle die Zeichen, ihr galt das Lächeln, das Winken, das in die Hand schlagen und das Hinunterzeigen gestern, daß sie ausgehen wird.

Die beiden Freundinnen hatten eine eigene Zeichensprache, und erst später entdeckten sie selbst mich und meinen Irrthum und machten sich nicht wenig über meine Theater-Actionen und Geberden lustig.

Auch meine Nebenfenster und die Fenster vis-à-vis gewahrten diesen Irrthum bald und hatten sich schon einige Tage an meinen Gestikulationen und an meinem Mienen-, Augen- und Fingerspiel hoch ergötzt!

Beschämt und erzürnt schlug ich das Fenster zu, mit dem festen Entschlusse, künftig meine Kokettirlehre mit einem Kapitel:

„Ueber die Fensterlinien"

zu bereichern.

Blutten aus meiner Reiſe- und Sammel-Mappe.

Liebe und Zahnweh.

Liebe und Zahnweh! Zwei unſägliche Schmerzen für die, welche ſie empfinden; zwei unbedeutende Dinge für die, welche ſie nicht empfinden. „Was fehlt dem oder der?“ — „Sie lieben — ſie haben Zahnweh.“ — „Nun, wenn's weiter nichts iſt, das hat nichts zu bedeuten!“

Das ſind die gewöhnlichen Anſichten von Liebe und Zahnweh.

Leidet Jemand in einem Hauſe an Liebe oder an Zahnweh, weiß jedes Mitglied der Familie ein anderes Mittel, welches untrüglich hilft. Der Papa ſagt: es iſt Rheumatismus, der gibt ſich von ſelbſt. Ein Onkel ſagt: es iſt ein Fluß, warm halten. Eine Gouvernante ſagt: gar nicht d'ran denken iſt das Beſte. Eine Baſe ſagt: laß dir den herausreißen und ſetz' dir einen andern ein. Ein weiſer Nachbar ſagt: verſtopfen Sie ſich die Ohren, das hilft gewiß.

Kurz, es gibt keinen ſo dummen Kerl auf der Welt, der nicht ein probates Mittel gegen Liebe und Zahnweh wüßte.

Am meiſten Mittel gegen Liebe und Zahnweh wiſſen alte Matronen und Sünder, die aus lauter verlornen Zähnen und verlorner Liebe ſelbſt keinen Zahn mehr im Munde und kein Herz mehr im Leibe haben.

Alle jene Menſchen, die ihre Zähne durch Süßigkeit und Unachtſamkeit, und ihr Herz durch Schwelgerei und Wolluſt verloren und hohl haben, glauben nicht an Zahnweh guter Zähne, nicht an Herzweh guter Herzen, und das natürlich, denn ſie können ſich ſelbſt eben ſo wenig auf das Herz als auf den Zahn fühlen.

Liebe und Zahnweh haben auch das mit einander gemein, daß ihr Schmerz uns am meiſten in der Nacht überfällt, daß wir dann wie wahnſinnig herumwandeln und wie die Mondſüchtigen an den ſteilen Wänden hinaufklettern möchten.

Aber was iſt ſtärker: Liebe oder Zahnweh?

Wenn beide zugleich einen Menſchen anfallen, welche Empfindung iſt ſtärker?

Voyons!

An der Friedrich- und Behren-Straßen-Ecke in Berlin, im erſten Stocke, wohnte ein verliebter Schriftſteller, und der war ich.

Sie war eine verliebte Juſtizrathstochter. Das iſt Alles, was ich dem Leſer von unſern perſönlichen Verhältniſſen verrathen kann.

Ich darf nur noch ſo viel ſagen, daß ſie ſehr putzſüchtig und ſehr eiferſüchtig war; denn das iſt hiſtorique und gehört zur Geſchichte.

Die Putzſucht ſchlägt in die Finanzkammer, die Eiferſucht aber in die Herzkammer. Die Putzſucht iſt ein Pfau, je älter ſie wird, deſto ſchwächer; die Eiferſucht aber iſt ein Krokodil, je älter ſie wird, deſto ſtärker.

Was iſt aber ſtärker, Putzſucht oder Eiferſucht, wenn ſie bei einem Individuum zuſammenſchlägt?

Voyons!

Meinem Fenſter gegenüber, an der andern Straßen-Ecke, klebten alle Theaterzettel und Concertzettel.

Sie ging nun gewöhnlich mit ihrer Mutter des Morgens um zehn Uhr von der Charlottenſtraße nach den Linden, und Beide blieben an der Ecke ſtehen, die Theaterzettel zu leſen.

Wenn ſie nun ſo that, als wollte ſie der Mutter etwas auf dem Zettel zeigen, und mit dem Finger auf die Stelle zeigte:

„Anfang Sieben Uhr,“

ſo wußte ich, der ich mit dem Fernglas hinter den Jalouſien meines Fenſters ſtand, daß die beſtimmte Stunde — ſieben — war. Wenn ſie dabei mit der andern Hand einen Finger, wie ganz abſichtslos, in die Höhe hob, ſo wußte ich, daß ein Stündchen dazu kam, und daß acht Uhr die beſtimmte Stunde ſei u. ſ. w. Das war an den Fingern abzunehmen. Die Liebe macht erfinderiſch! Franklin hat nur einen Blitzableiter erfunden, die Liebe erfindet alle Augenblick einen andern Blitz- und Hagelableiter u. ſ. w.

Es war acht Uhr, ich ſtand an dem bewußten Orte, — aufrichtig geſagt, es war unter den Bäumen an der

Börse, wo jetzt die Granitvase steht, — und wartete. Ich wartete, sie kam nicht, ich wartete noch, sie kam nicht, ich würde vielleicht noch warten, wenn nicht ein kleiner Junge — es war der Laufbursche des Justizrathes — mit noch einigen Collegen an mir vorbei gelärmt wäre, mit einem Blick auf mich eine Nuß zu meinen Füßen niederrollen ließ und verschwand. Ich hob sie auf, es war eine hohle Nuß, aber keine taube Nuß, denn ein Zettelchen lag in ihr:

„Ich kann nicht kommen! Die berühmte Anatole (so hieß die erste Putzmacherin) ist heute aus Paris gekommen, und ich muß noch Abends hin, bevor Alles von Andern ausgeklaubt worden ist. Leb' wohl, mein Süßer!"

Ich war gewiß nicht süß! In diesem Augenblick gewiß nicht!

Indessen: „Gegen Marchandes de modes kämpft die Liebe selbst vergebens!" Ich Süßer schnitt saure Gesichter und ging bitter nach Hause.

Zwei Tage darauf hatte ich den unbändigsten Zahnschmerz; es wüthete in mir wie mit Dolchen. — Die Wange war aufgeschwollen und überdeckte mein linkes Auge; ich sah aus, wie ein ungeheurer Borsdorfer-Apfel mit einer brandrothen Seite. Da ging sie vorüber, legte den Finger auf die Stelle:

„Anfang Sieben Uhr,"

tupfte noch einmal, wie zur Bestätigung, mit dem kleinen Fingerchen darauf und zog mit der lieben Frau Mama weiter.

Ich ließ sogleich meinen Arzt holen und sagte: ein Geschäft, ein unaufschiebbares, nöthige mich zum Ausgehen. Er meinte, ich dürfte durchaus nicht in die Luft, sonst bekäme ich die Gesichtsrose.

Ich war in einer starken Verzweiflung und in einer gelinden Transpiration. Ich entschloß mich, ihr zu schreiben.

Ich schilderte ihr meinen doppelten Schmerz und meine einfache Verzweiflung; mit den feurigsten Farben schilderte ich ihr das Feuer meiner Liebe und meiner linken Wange, und bat um Verzeihung, und sendete meinen kleinen Berliner Courier mit dem kleinen Briefchen ihr zu.

Es war die Scheidungsacte! — Ich war verloren! — Ich hätte doch gehen sollen! Meine geschwollene Wange hätte ich ihr zu Füßen legen müssen, mein verschwollenes Auge hätte ich in ihre Hand legen müssen, die Gesichtsrose hätte ich meiner Rose ins Gesicht zeigen müssen, ich hätte kommen müssen, hätte ich auch todt zurückgehen müssen!

Am andern Tage brachte der kleine Justiz-Laufbursche ein Zettelchen und ein Fläschchen!

„Gefühlvoller Dichter!

„Gewiß, Zahnweh ist stärker als Liebe! Was ist eine brennende Sehnsucht gegen eine brennende Wange? Was ist ein entzündetes Herz gegen eine entzündete Lippe? Wenn man so liebt und so an Zahnweh leidet, muß man auf Alles resigniren, nur nicht auf gegenwärtigen Balsam, den ich Ihnen schicke, und von dem ich wünsche, daß er alle

Ihre Leiden heilen möge. Binden Sie ihn, auf Ihren Liebesbrief geträufelt, um Ihre Wange, und bleiben Sie ewig verbunden Ihrer achtungsvollen Freundin

N. N."

— Wir ſahen uns nicht wieder.
Das iſt Liebe und Zahnweh!

Der zweideutige Regenſchirm.

Ein Abenteuer mit naſſem Anfange und trockenem Ende.

Es war einer unſerer ſchönſten Sommertage, mir klapperten die Glieder in den kalten Zimmern; ich hüllte mich in einen leichten Sommerpelz und zog durch die Straßen Wiens.

Ich habe ſchon oben geſagt: es war einer unſerer ſchönſten Sommertage, es fing alſo auch ſogleich zu regnen an.

Ich trage ſeit langer Zeit keinen Regenſchirm mehr, erſtens weil ich keinen habe, zweitens — denn es gibt Menſchen, die mit dem gründlichſten Grund nicht zufrieden ſind — und zweitens, weil ich nicht gerne der Diener meines Regenſchirmes bin, der ſich, wenn es nur ein Bischen ſchlechtes Wetter iſt, von mir tragen läßt. — Sobald ein Regenſchirm erfunden werden wird, der bei ſchmutzigem Wetter mich tragen wird, ſchaffe ich mir auch gleich einen an. — Der Regen fing an dermaßen in Strömen herabzuſtürzen, daß ich genöthigt war, in ein Hausthor zu treten und mich, wie man hier ſagt: unterzuſtellen.

Daß Regen und Sturm, Donner und Blitz der Liebe günſtig ſind, iſt eine bekannte Sache. Wie hieß nur gleich die da? Dido! richtig!

Sogar das proſaiſchſte Ding im Leben kann einem Liebesgenie zum glücklichen Behelf werden; Zeuge deſſen:

der Mantel, den Leiceſter über den Moraſt legte, damit Eliſabeth darüber ſpaziere; Herr Lott iſt ſeiner Frau los geworden, weil ſie ſich nach einem Feuerregen umſah; kurz, das Grollen der Elemente iſt der Liebe günſtig, ſo auch mir dieſer Platzregen, dieſer Regen und dieſer Platz.

Es war in der —gaſſe, der Leſer kann nicht fehlen, denn gerade über dem Hauſe ſteht alle Abend, wenn der Himmel mit Wolken umzogen iſt, das Sternbild: die Spika.

Ich ſtand im Thor und ſah zum Himmel empor, denn der Menſch richtet leider nur dann erſt ſeinen Blick zum Himmel, wenn Sturm und Ungewitter ihm droht. Da erblick' ich plötzlich, auf dem Wege zwiſchen mir und dem Himmel, ein Fenſter vis-à-vis, und an dem Fenſter — ach! an dem Fenſter! — Nun meint der Leſer gewiß, es wird heißen: „und an dem Fenſter ein weibliches Weſen u. ſ. w.?" Nicht wahr, das meint der Leſer?

Es iſt auch wahr, und an dem Fenſter ein weibliches Weſen. Ein weibliches Weſen, wie ſoll ich es gleich ſchildern? Lieber Leſer, ſchildere ſie dir ſelbſt, nach eigenem Belieben, ich bin mit Allem zufrieden. — Wie du ſie ſchilderſt, ſo ſoll ſie geweſen ſein.

Sie ſaß am Fenſter und — las? Nein! Begoß die Blumen? Nein! Tändelte mit der Nachtigall? Nein! — Ich will die Leſer nicht täuſchen. Ich bin in dieſem Augenblicke Hiſtoriker und nicht Romantiker! Ich gebe hiſtoriſche Wahrheit! Sie ſaß am Fenſter und ſpitzte ſich die Nägel.

Ich ſah hinauf, ſie ſah herab, es war richtig; wir ſahen uns, wir liebten uns, wir ſchwuren uns ewige Treue! Alles durch Phyſiognomik!

Die Scheibe! die Fenſterſcheibe! die verdammte Fenſterſcheibe genirte mich gewaltig. Der Menſch traue nie einer Fenſterſcheibe! Ein Mädchen hinter der Fenſterſcheibe iſt ein ganz anderes Weſen, als ohne die Fenſterſcheibe. Die Glaſermeiſter haben die größten Illuſionen im Leben hervorgebracht. Ein Mädchenkopf hinter einem Fenſterglas bringt die größte optiſche Täuſchung hervor! Prima regula Juris est: Man verliebe ſich nie, bevor ſie das Fenſter aufgemacht hat!

Sie machte das Fenſter auf! Ach, welche Schönheit! Sie war ſchön wie, wie, ſiehe meine geſammelten und noch ungeſammelten Schriften Seite 17, 39, 44, 67, 120, 201, 304, 506 und ſo weiter, und wähle ein Muſter — Honoratioren zahlen dafür nach Belieben.

Sie ſah zum Himmel empor und dann zu mir! Ich war ja auch ihr Himmel! — Dann machte ſie das Fenſter wieder zu! Warum machte ſie das Fenſter wieder zu? Weil es regnete! Richtig! Die Leſer wiſſen jetzt gleich Alles, man kann ſie gar nicht mehr überraſchen!

Sie ſah wieder herab, auf einmal ſprang ſie auf, eilte vom Fenſter weg, blieb einige Minuten weg, kam dann zurück und lächelte. In dieſem Augenblick kam die beflügelte Iris oder, um deutlicher zu ſein, ihr Stubenmädchen, über die Straße gehüpft, brachte mir einen Regenſchirm und ſagte: „Das gnädige Fräulein ſendet Ihnen hiermit einen

Regenſchirm!“ — Sagt's und verſchwand, indem ich ihr noch nachrief: „Ich werde die Ehre haben, den Schirm mit meinem Dank dem Fräulein ſelbſt zu überbringen.“

Man ſage, was man will, die Frauen ſind liebenswürdiger als die Männer, auch ſogar wie ich! Und ſie wiſſen mit ſolchem Anſtand uns Gelegenheit zu geben, mit ihnen bekannt zu werden, daß wir Herren der Schöpfung wahre Tölpel der Schöpfung dagegen ſind.

Am andern Tage, es war gerade gleich den Tag darauf, es war ſehr ſchönes Wetter, ging ich zu ihr.

Welch ein Unterſchied: geſtern und heute! Geſtern ging ich im Regen ohne Regenſchirn, heute im Sonnenſchein mit einem Regenſchirm! Die Natur iſt reich an ſolchen ſinnigen Controverſen!

Ich ging hinauf, legte mein Herz an die Thüre, es klopfte; „Herein!“ rief eine flötenweiche Stimme, und ich trat hinein. Sie ſaß am Fenſter — ich nahte mich, das Pfand der Liebe auf dem Arm, den Regenſchirm.

„Fräulein!“ ſagte ich, und corrigirte mich ſogleich: „Holdes Fräulein! Im Leben gewährt der Mann den Frauen Schutz, und die Frauen den Männern Schirm!“ Hier wartete ich, um den Effect dieſer brillanten Introduction abzuwarten. Sie machte keinen Effect. Aha, dachte ich, zieh' den witzigen Bramſegel ein und pflanze den ſentimentalen Fockmaſt auf! Ich begann alſo wieder:

„Verehrteſte Holde! wie glücklich, wer nach Lebensſturm und aus des Daſeins Wolkenhimmel ſich auf die glückliche Sonnenterraſſe eines empfindenden Herzens flüchten kann!“

Ich endete wieder, um die Wirkung dieſes empfindſamen Böllers zu beobachten. Er verhallte wirkungslos!

Kurz, meine Schöne blieb kalt, ſchroff, unzugänglich. Dieſe Heuchelei verdroß mich! Mir den Regenſchirm zu ſchicken, mir ſo zu ſagen auf gut regenſchirmeriſch anzudeuten: „Komm mit ihm wieder!“ und nun ſo die Spröde zu ſpielen!

Ich verſuchte noch einige Anläufe, Alles vergebens. Sie ſagte: „Ich bitte Sie ſehr, mich zu verſchonen!“

Das war zu arg! Ich entſchuldigte meine Kühnheit mit der Heftigkeit meiner Leidenſchaft und ging endlich ſo weit, ihr zu ſagen: „Die Güte, mit welcher Sie mir den Regenſchirm ſchickten, nahm ich für eine mich beglückende Einladung, mich dann ſelbſt bei Ihnen vorzuſtellen!“

Sie ſprang auf, eine edle Röthe überflammte das holde Angeſicht, und ſie ſprach: „O ihr eitlen Männer! So wiſſen Sie denn, Ihr Anblick und Ihr Gegenüberſtehen war mir ſo unleidlich, ſo zuwider, daß ich es vorzog, Ihnen je eher je lieber den Regenſchirm zu ſenden, um Sie nur recht bald von da drüben los zu werden!“

Daß ich bei dieſer Anrede ein verteufelt dummes Geſicht gemacht haben muß, wird man mir leicht glauben, doch raffte ich noch alle meine Ironie zuſammen, um zu fragen: „Aber, mein holdes Fräulein! was hat Sie denn genöthigt, am Fenſter zu bleiben, wenn Ihnen mein vis-à-vis ſo verhaßt war?“ — Sie machte einen ſpöttiſchen Knix und ſagte lachend: „Und wie, mein genialer Herr! wenn ich nun meinen wirklichen Geliebten erwartet hätte? Ich empfehle

mich Ihnen!" Und damit schlüpfte sie in ein Nebenzimmer. Ich machte Rechtsum und zog ab, indem ich den zweideutigen Regenschirm auf den Tisch legte. Darauf schrieb ich diese erbauliche Historia nieder, zur eigenen öffentlichen Selbstgeißelung und zum moralischen Exempel für die Eitelkeit und Eigenliebe sämmtlicher Mannsperſonenwelt.

Die Brieftaube.

Es war eine Blondine.

Gewiß iſt es, ich muß in einer blonden Stunde geboren worden ſein; entweder wenn die goldene Aurora ihr Goldhaar mit goldenem Kamm in die blauen Lüfte hereinkämmt, oder wenn Hesper ſeinen blonden Rundkamm um die roſigen Wangen der abenddämmernden Gebirge friſirt; und zu meiner Wiege trat eine blonde Fee, blond wie Luna, wenn ſie mit aufgelöſten Flatterlocken um die Erde wandelt, um ihren langweiligen, ſchläferigen Liebhaber aufzuſuchen, und ſie ſegnete mich und ſprach:

„Dein Fuß ſtrauchle ſtets in blonde Netze, und das große Narrenſeil, welches man Liebe nennt, werde Dir ſtets aus goldenen, dünnen, weichen, rolligen, elfigen, ſonnigen Löckchen und Locken gedreht!“

Und ſo geſchah's!

Ich will damit nicht geſagt haben, daß nicht hie und da, dann und wann, hier und dort auch ein ſchwarzes, braunes, dunkles oder Cendrée-Haar mit in das ſogenannte Seil eingeflochten wurde, aber die Grund-Couleur blieb — blond!

Blond in allen Miſchungen, Färbungen und Abſtufungen, von jenem gelbgelben Semmel-Blond, welches die Leibfarbe der Fadheit iſt, bis zu jenem Hochblond,

welches ſich mit Feuerroth ſchweſterlich duzt und ſeine eigenthümlichen Reize beſitzt. Alle Arten von blaß-, tief-, dunkel-, licht-, ſtroh-, marillen- und herbſtlaub-blond durch, die ganze Weſenleiter der Blondheit hinauf und hinab!

Das iſt nun nicht mehr Geſchmacksſache, oder Guſto, oder Wahl, es iſt Fatum, Geſchick, Prädeſtination; ich habe nunmehr einmal ein blondes Schickſal, ſo wie manche Menſchen ein ſchwarzes Schickſal haben.

Alſo, es war eine Blondine.

Und es begab ſich zur Zeit, als die Theater leer werden, die Herrſchaften, Banquiers und Eigenthümer alle aus der Reſidenz entfliehen, und Niemand ins Theater geht, als „Nachtigall und Grille, die ſich der Nachtluft freuen", das heißt, als Freibillete und Recenſenten; um dieſe Zeit ſind die Logen nicht mit ihren Urbewohnern beſetzt, ſondern plombirt und wattirt mit Freunden, Bekannten, Kammermädchen, Zofen und ſonſtigen Stellvertreterinnen der eigentlichen Logenbevölkerung.

Zu jener Zeit, wo die Hitze ſehr groß und das Publikum ſehr klein iſt, im Theater nämlich, die Stücke ſehr lau und die Kunſt ſehr kühl, zu jener Zeit ſaß ich im Theater; ich weiß nicht, warum ich im Theater ſaß, gewiß aber geſchah es nicht zu meinem Vergnügen, vielleicht ſpielte ein „Gaſt" aus jener Welt, der noch nicht recenſirt wurde, oder es wurde ein franzöſiſches Luſtſpiel ins Ueberſetzeriſche übertragen, kurz, ich ſaß im Theater und ließ die Blicke umherſchweifen auf alle meine Leidensgenoſſen und Mitgefangenen

in dem Blocke der Sperrſitze und in dem Bajazeth-Käfig der Logen.

Da ſaß ſie! blond! blond! blond wie mein Schickſal, zum Sprechen ähnlich! Aber keine Locken, keine Schlangen, keine Maccaroni, keine Bretzeln, auch keine Flechten, keine »accroche-coeur«, keine Semikolons „(;)" um die Schläfe, ſondern glatt gekämmt und in zwei einfachen Ringen um das Silberplateau der Schläfe gelegt, und auf dem Scheitelpunkt ein gordiſcher Knoten, in dem ſchon ein gold'nes Alexander-Schwert angebracht war. Und ein Paar Augen, blau, verſteht ſich blau, blau wie, wie ſag' ich nur gleich? nicht wie Berliner Blau, denn das iſt affectirt und blauſäuerlich, aber wie Wiener Blau! Ach, mein holder Leſer, Du kennſt das Augen-Wiener-Blau der Wienerinnen! In dieſem Blau tummeln ſich die Augenſternlein ſo geſchäftig und zuthunlich und wohlig herum, wie die Sternlein in dem Blau einer friſchen Juni-Nacht!

Alſo Wiener-blaue Augen waren es! Und dieſe Augen hatten einen Blick, einen Blick, ſo tröſtend und hoffnunggebend wie die Gerechtigkeit, wenn ſie durch die Finger ſieht, und dieſe Augen waren beſchattet von Wimpern, ach, Wimpern, die, lange majeſtätiſche Garden, den Augentempel bewachten, und wenn auch dieſe Garden mit ihren langen Lanzen zu ſagen ſchienen:

»La grande meurt, mais ne se rend pas!«

ſo wohnte gleich neben oder vielmehr bald unter dieſen Garden ein Lächeln in dem roſigen, anmuthigen Kinngrübchen, welches zu ſagen ſchien:

»Tentare licet«

oder:

„Der Menſch muß an nichts verzweifeln."

Ich bin ein Menſch, das heißt: in jenen lichten Augenblicken, in denen ich kein Recenſent bin, und ſolche lichte Augenblicke habe ich gerade im Theater recht viele, denn da ſehe ich es am beſten ein, daß ein Menſch dem Menſchen immer noch mehr nützen kann, als ein Recenſent!

Ich ſah ſie an, ſie lachte gerade über den Peter in „Menſchenhaß und Reue", und aus der geſprungenen Granitblüthe ihres Mundes lachte mir eine Fülle weißer Zähne zu, wie die weißen Körner einer angeſchnittenen rothen Zuckermelone.

Ich ſegnete den Peter, und zum erſten Male fand ich an ſeinen albernen Späßen Vergnügen.

Bei dem großen, rieſengroßen Witz Peters:

„Pfeifen für uns!"

lachte ſie unbändig, und ihr Blick fiel auf mich, und ich lachte gewaltig mit, und dieſes Mitlachen ſchlug eine fliegende Brücke von mir zu ihr!

Mir iſt viel lieber, wenn ein Mädchen über Peters Dummheit lacht, als wenn ſie über Eulalia's Reue weint!

Ueberhaupt iſt ein Bischen Dummheit bei Frauenzimmern ſo pikant, wie der große haut-gout beim Wildpret!

Mir ſagte ein geiſtreicher Dichter in Paris:

»Parbleu, je suis dégouté de ces femmes d'esprit, des ces faiseurs d'esprit, je m'en veis faire la cour à une imbécille!«

Der Mann hat nicht ganz Unrecht!

Unſere geiſtreichen Frauen ſind vor lauter Geiſt entſetzlich dumm!

Unſere dummen Frauenzimmer dagegen, das ſind noch die Einzigen, mit denen man ein vernünftiges Wort ſprechen kann!

Alſo, ſie lachte über Peters Dummheiten, ich lachte mit, der Bund war geſchloſſen.

Ich will den Leſer mit dem weitern Verlauf der Kokettirgeſchichte verſchonen, und um den dramatiſchen Gang der Sache nicht zu hemmen, zur Kataſtrophe ſchreiten.

Bald wußte ich ihren Namen, wo ſie wohnte, und daß ſie nicht böſe wäre, wenn ein Zettelchen, welches ich zwiſchen meinen Fingern drehte, ſich bald auch zwiſchen ihren Fingern befände.

Es heißt alſo einen Liebesbrief ſchreiben! „Geſegnet ſei der Mann, der Schrift und Siegel für ein armes Liebespaar erfand!“

Ein Liebesbrief!

Ach! und warum? Ach! deshalb, weil der Menſch an nichts ſo ſehr merkt, daß er alt wird, als an ſeinen Liebesbriefen; nicht an den grünen Erbſen, die er nicht mehr ſo gern ißt, als in ſeiner Jugend; nicht an den Siefeln, die er gerne immer weiter und breiter trägt; nicht daran, daß man nach und nach immer mehr Freund von Suppen wird, ſondern daß man immer weniger Talent verſpürt, Liebesbriefe zu ſchreiben!

In der Jugend ſchreibt man zehn Liebesbriefe an einem Tage, und alle athmen glühende Leidenſchaft, und jeder iſt eine Brandfackel, geſchleudert in eine Pulvertonne!

Welch ein Vorrath von Brand- und Feuer-Material!

Sie fangen alle an:

„Könnte ich meine Feder in die Sonne tauchen!“ oder: „Was der Thau der lechzenden Roſe, das Licht dem im Finſtern Wandelnden, das war der Anblick u. ſ. w.“ oder: „Ihr Sterne da oben, du leuchtende Sonne, leiht mir eure Strahlen,“ oder: „Wenn Sie zürnen, ſo zürnen Sie über die Allmacht Ihrer Reize,“ oder: Ich habe lange gekämpft, aber hinweg, nagende Geier, hinweg blutgierige Gedanken!“ u. ſ. w., u. ſ. w.

Aber wenn man einmal die Linie paſſirt, die Mittagslinie des Lebens, das heißt, wenn man einmal über die Lebenshälfte hinaus iſt, und bei dem ſchönen Geſchlechte ſchon die „Favoriten-Linie“ hinter ſich hat, da kommen Einem die Liebesbriefe blutſauer an!

Indeſſen die Praxis muß aushelfen! Die erſte Bedingung eines Liebesbriefes iſt: Unleſerlichkeit! Je weniger die Schöne vom Briefe leſen kann, deſto mehr Eindruck macht er auf ſie! Die zweite Bedingung iſt: keinen Reſpekt-Rand! Nur keinen weißen Rand an einem Liebesbrief! weder oben noch unten! die obere Hälfte der Anfangszeile und die untere Hälfte der letzten Zeile müſſen, wo möglich, noch auf dem Tiſche geſchrieben ſein! Die dritte Bedingung iſt: wenigſtens Ein Kleck! Ein

Klecks ist eine Licentia erotica! Ein Klecks in einem Liebesbriefe, c'est de rigeur!

Wenn die Geliebte von dem ganzen Brief auch nichts lesen kann, als den Klecks, so ist das schon genug! Ein Klecks ist nichts, als das Symbol überströmender Empfindung; die Kleckse gehören zu den Privilegien der Liebe. Man sehe einmal die Archive der Liebe durch, die letzten Briefe, die man von der Geliebten bekommt, sind immer ärmer an Empfindungen und an Kleckſen, und die Weltgeschichte hat kein Beispiel, daß ein Abschieds- und Absage-Brief je einen Klecks aufzuweisen hat! Die vierte und Hauptbedingung ist es endlich: er muß geschmuggelt werden! Ein Liebesbrief, der auf geradem Postwege, und ein Liebhaber, der zur offenen Thüre hereinkommt, sind nicht halb so pikant als ein Brief, der auf Schleich- und Winkelwegen, und ein Liebhaber, der zum Fenster hereinkommt.

Ich schrieb ihr also einen Brief, in welchem ich eine kleine Musterkarte von Kleckſen anbrachte, die ihre Wirkung nicht verfehlen konnten.

Mit diesem Hatti-Scherif ausgerüstet, lief ich vom Stapel und lavirte lange vor ihrem Hause herum, um eine günstige Schmugglerfährte für meinen Brief auszufinden.

Da erschien mir die ersehnte Brieftaube in der Gestalt des Hausmeisters!

Die Hausmeister, Hausmeisterinnen und Hausmeister-Töchter spielen in der Geschichte der Herzen eine große Rolle, sie sind oft das Medium zwischen Subject und Object, und die dritte Person anzeigender Art

zwiſchen der erſten und der zweiten Perſon in dem unregelmäßigen Zeitwort der Liebe!

Da ſtand er im Thorweg, behaglich, wie ein reicher Emir, in die Welt hineinſchauend, wie ein Fruchthändler bei langer und anhaltender Dürre.

Ich nahte mich ihm wie einem Mäcen, nahm meine freundlichſte Miene aus meiner Wintergarderobe hervor und ſagte ſanft:

„Guten Morgen, mein lieber Herr Hausmeiſter!“

Gravitätiſch und kalt antwortete er:

„Guten Morgen!“

Es entſtand eine kleine Converſations-Pauſe, ich raffte aber all meinen Muth zuſammen und ſteuerte mit vollen Segeln meiner Abſicht zu.

„Sie könnten mir eine Gefälligkeit thun, wofür ich Ihnen ſehr dankbar ſein würde — (hier ließ ich in einer Hand die Gefälligkeit in Geſtalt eines Briefchens und in der andern Hand die Dankbarkeit in Geſtalt eines Zweiguldenſtücks ein lebendes Bild zu meiner Deklamation darſtellen) — wenn Sie dieſes Zettelchen gefälligſt beſtellen wollten.“

Dabei ſchilderte ich ihm die Perſon, die er auch ſogleich erkannte, und ich bemerkte mit vieler Pietät, das Briefchen käme von einer ihrer Freundinnen, und das Ganze ſei auf eine Ueberraſchung abgeſehen, die ihrem Vater zugedacht iſt, und von der er alſo nicht früher Wind bekommen dürfte.

Die hausmeiſterliche Brieftaube ſchien Anfangs nicht Luſt zu bezeugen, doch bald beſann er ſich eines Beſſern, nahm mit ſchlauem Lächeln Brief und Geldſtück und verſprach, ſeine Sache gut zu machen.

„Wiſſen Sie was, Euer Gnaden?“ ſagte er endlich, „ich werde Ihnen was verrathen. Sie fährt jetzt um eilf Uhr nach Döbling zu ihrer Tante, ſetzen Sie ſich auf der Freiung in den erſten Wagen, dort iſt ihr Platz ſchon beſtellt, und Sie haben die beſte Gelegenheit, Sie zu ſprechen!“

O edle Seele des Hausmeiſters! Wie entzückteſt Du mich!

Ich ließ noch ein Guldenſtück in ſeine Hand rollen, mir Alles noch einmal erklären, eilte dem erſten Döblinger Stellwagen auf der Freiung zu, bezahlte meinen Platz und ſetzte mich in den Taubenſchlag. Bald war es eilf Uhr. Kommt ſie oder nicht? das war die Frage. Endlich kam ſie, ſie ſelbſt, der Hausmeiſter, mit einem kleinen Packet ihr zur Seite, erſchien auch, um ihr dieſes Packet bis an den Wagen zu bringen. Wie pochte mein Herz!

Sie ſtieg ein, gerade mir vis-à-vis, ich bebte vor Freude!

Als ſie ſaß, ſtieg auch der Hausmeiſter ein, ich machte große Augen. Er ſetzte ſich ihr zur Seite, ich war ganz verwirrt. Er ſchien ſich einige Zeit an meiner Lage zu ergötzen, endlich ſprach er, indem er mir meinen Brief und meine Geldſtücke hinreichte: „Mein Herr, Sie wollten dem Vater dieſes Mädchens eine Ueberraſchung machen, er macht Ihnen aus Dank auch eine. Ich bin ihr Vater, dem es gar

nicht leid iſt, vor einer Stunde gerade wie ein Hausmeiſter ausgeſehen zu haben. Nehmen Sie Ihre beiden mir anvertrauten Güter zurück, und halten Sie in Zukunft nicht Jeden, der im Thorweg ſteht, für den Hausmeiſter!"

Was ich bei dieſer Anrede für ein Geſicht machte, was ſie für eines machte, ich weiß es nicht, mein lieber Leſer. Der Wagen wollte gerade zum Schottenthor hinaus, ich war in der gräßlichſten Verlegenheit.

„Halt!" rief ich einem mir ganz unbekannten Vorübergehenden zu, „halt, ich habe mit Ihnen zu reden!" ließ den Wagen halten, ſprang aus, bat dann den Mann um Vergebung, daß ich mich verkannt hatte, und lief nach Hauſe, um über die verunglückte Brieftaubenpoſt ein klägliches Nachdenken zu halten.

Volksthümliche Reden und Aushängschilder.

I.

„Zur schönen Seele."

Putz- und Modewaaren-Handlung der Frau Bescheidenheit.

Kommen Sie, meine liebenswürdigen, meine sittsamen Mädchen, kommen Sie einmal mit mir in die reiche und herrliche Putzwaaren-Handlung: „Zur schönen Seele".

Wenn Sie genug gesehen und bewundert haben alle die niedlichen, reizenden, schillernden, geschmackvollen

„Dingelchen,
Ringelchen,
Sächelchen,
Fächelchen,
Miederchen,
Fliederchen,
Schlenderchen,
Bänderchen,
Mantillchen
Und Häubchen,
Krispinchen
Und Leibchen"

in den wirklichen Modehandlungen, dann treten Sie einen Augenblick in die Putzhandlung der Frau Bescheidenheit: „Zur schönen Seele".

Sehen Sie, meine Verehrten, es wohnen viel Leidenschaften im menschlichen Herzen, die desto hungriger werden, je mehr man ihnen Nahrung gibt, und die desto satter werden, je mehr man sie aushungert, und zu diesen Leidenschaften gehört auch nun am allermeisten: die Putzsucht.

Manche böse Gelüste sind wie manche böse Thiere nur durch Hunger zahm zu machen, und zu diesen wilden Hausthieren gehört auch: die Putzsucht!

Ich will nicht sagen, meine Holden, daß Ihr Euch nicht nett, nicht geschmackvoll, nicht reizend kleiden sollet, denn eben weil nur der Unsichtbare im Himmel in das Herz der Menschen schaut, soll der Mensch für den Menschen, der nur das Aeußere schaut, auch etwas Angenehmes zur Schau legen, aber Ihr sollt Euch schmücken und nicht putzen, Ihr sollt Euch kleiden und nicht maskiren, Ihr sollt geschmackvoll angezogen, aber nicht bunt behängt sein, Ihr sollt nach der Mode gekleidet geh'n, aber die Mode soll nicht nach Euch gekleidet geh'n!

Wie reich ist die gütige Natur, wie reich ist das Herz im Menschen an Zierden und Zierrath, an Schmuck und Verschönerung, an Reizverleihung und Schönheitserhöhungen für die weibliche Welt! Wie wenig braucht die Natur die Kammerdienerin Kunst!

Seht die Sonne an, meine Theuern, sie steht des Morgens auf, bevor Ihr noch daran denkt, sie zieht die Vorhänglein der Nacht zurück vom Himmelsfenster, sie wäscht sich die muntern Aeuglein klar im großen Waschbecken

des Weltmeeres, sie schlägt das flatternde Strahlenhaar schlicht zusammen, hüllt sich in das Rosa-Morgen-Negligé ihrer einfachen Kammerfrau Aurora und wandelt munter und leicht ihrer Tagesbahn entgegen! Sie läßt ihre Perlen und Juwelen hängen an Bäumen und Gesträuchen, sie läßt ihre Spitzen und Schleier flattern in Nebeln und Wolken, sie läßt ihre Shawls und Bänder wallen in Bächen und Strömen und geht, mit nichts geschmückt, als mit dem Lichte ihrer eigenen Schönheit, in nichts gehüllt, als in den Glanz ihrer Reinheit, mit nichts behängt, als mit den Strahlen ihres innern Werthes, durch den großen, blauen, unendlichen Himmelssaal!

Unter den Mädchen und unter den Tauben, meine reizenden Leserinnen, sind das die schlimmsten und die am wenigsten für den freundlichen, häuslichen Taubenschlag taugen, die ihre bunten Halsfedern am meisten auffächern und mit ihnen schillern und prunken.

Ein jeder neue Mode-Artikel, den ein Mädchen anzieht, ist ein neues Fenster, wodurch das Mädchen in die Welt sehen und von der Welt gesehen sein will; ein Frauenzimmer und ein Zimmer aber, das viele Fenster hat, ist gut zum müßigen Hinausgaffen auf die Straße, aber es ist nicht wohnlich. Wo viele Fenster in einem Herzen sind, da ist wenig solide Wand, da ist wenig Raum für die nöthigen Möbel des häuslichen Glückes, der Liebe, der Tugend, der Zufriedenheit.

Ein Mädchen soll sein wie ein Veilchen, man soll es nicht früher sehen, bis man es aufsucht, bis man sich tief

bückt, um es zu pflücken; aber ein Mädchen, das alle Farben anzieht, um alle Augen anzuziehen, ist wie die duft- und herzlose Tulpe, die mit ihrem Sammt- und Farbenblatte kokettirt, sich selbst gefällt, und die bewundert, belächelt, aber nie in Liebe gepflückt wird.

Einfachheit! Das ist der erste, fast einzige Artikel in der Putzwaaren-Handlung:

„Zur schönen Seele".

Der Geschmack, meine lieben Leserinnen, ist nichts als das Augenmaß der Seele; ist die Seele gesund, hat sie klare, hellsehende Augen, so ist ihr Augenmaß richtig, und sie wird nie geschmacklos sein, und nur das Einfache ist geschmackvoll.

Ein Mädchen, das viel Farben auf sich trägt, trägt gar keine Farbe in sich. Ein Mädchen, das hochrothe Rosen im Haar oder im Hute trägt, macht eine Satyre auf die Rosen seiner Wangen. Ein Mädchen, das goldne Fransen und goldne Stickereien auf seine Kleider nimmt, macht ein Pasquill auf das Gold seiner Gesinnung. Ein Mädchen, das, wenn es ausgeht, durch die Buntheit seiner Kleider die Augen der Menge auf sich zieht, tritt mit jedem Schritt seinen guten Ruf, seine bescheidene Individualität in die Erde.

Man sagt: „Das Kleid macht den Mann!" Richtiger ist es: „Das Kleid macht das Mädchen!"

Ich will in jeder Gesellschaft den Hauptcharakter jedes Mädchens aus seinem Anzuge erkennen. Die Einfachste ist die Schätzenswertheste; die Bunteste, die Ueberladenste ist — gelinde gesagt — die Bemitleidenswertheste! —

Wenn Ihr wüßtet, meine theuren Mädchen, wie die Männer und Frauen über jede Nadel in Eurer Toilette, über jeden Ring Eurer Ketten herfallen, und von dieſem auf Euch ſelbſt, auf Euren Charakter, auf Eure Häuslichkeit, ja, auf die Verhältniſſe Eurer Aeltern übergehen, und all dieſen Ueberfluß, den ſie an Euch bemerken, mit einem Mangel in Euch ausgleichen, dann, ja dann würdet Ihr von Euch werfen all den in die Augen ſtechenden, die Blicke mit „Halloh" und „Hurrah" auf ſich ziehenden Tand und Flitter, der Euch für den Augenblick einen eitlen Glanz verleiht, aber den Glauben an Eure innere Vollkommenheit gewaltig erſchüttert.

Wenn Ihr wüßtet, daß man von der Schätzung des bunten Kranzes um Eure Locken, von dem Flitterwerk auf Euren Mantillen, Tüchern, Krispinen u. ſ. w. direct zur Schätzung Eures Verſtandes, Eures Gemüthes, Eurer Wünſche, ja zur Schätzung der Vermögensumſtände Eurer Familien und zur Schätzung der Zukunft Eurer künftigen Männer übergeht, dann, ja dann würdet Ihr von Euch werfen all dieſen auffallenden, blickaufſichreißenden, feuerſchreienden, lärmſchlagenden, bunten Kleiderkram, und Euch einfach geſchmackvoll kleiden, züchtiglich reizend, und Alles würde von Euch ſagen: die iſt gekleidet aus der wahren, hinreißenden, unnachahmlichen Putzwaaren-Handlung:

„Zur ſchönen Seele"!

II.

Zu den drei Laufern: „Jugend, Schönheit und Liebe.“

Spezerei- und Delikateſſenwaaren-Handlung des Lebens.

Ja, mein lieber Leſer, das ſind die drei Laufer des Lebens: Jugend, Schönheit und Liebe! Sie tanzen mit beflügeltem Schritt vor dem Wagen des Lebens daher; ſie laufen im Mai unſerer Tage um die Wette nach dem preisgeſchmückten Ziele, unter dem Zujauchzen all unſerer Sinne, unter dem Zulauf all unſerer Gefühle, unter dem Poſaunenſtoß und Flötenklang all unſerer heftigen und zarten Leidenſchaften; und ſie fallen oft einen Schritt vor dem Ziele, oder ſchon am Ziele, oder auch ſchon mit dem errungenen Preis in der Hand, athemlos, leblos, entſeelt zu Boden!

Es iſt ein luſtiges, leichtfertiges, athemloſes Kleeblatt, das Laufer-Kleeblatt: Jugend, Schönheit und Liebe!

In der Spezerei- und Delikateſſenwaaren-Handlung zu dieſen „drei Laufern“ ſind die tauſend ſüßen und gewürzten Sachen, die tauſend Näſchereien und eingeſottenen Früchte alle friſch, herrlich und auserleſen! Die fünf Sinne ſind die flinken, ſtets willigen, bereiten, gehorſamen Ladendiener; das Herz hält ſtets offenes Buch; alle Hoffnungen,

alle Wünſche, alle Träume, alle Luftſchlöſſer haben unbegränzten Credit!

Die „Jugend“ bietet Euch den beſten Champagne mousseux der Kräfte, den feurigen Ungarwein der Begeiſterung, die üppigen, vollen Knackmandeln und Granatfrüchte der That, den Aalfiſch der Geſchmeidigkeit, das feine Tafelöl zur Verſüßung aller ſauern Lebens-Salate, die friſchen Auſtern von der ſtrotzenden Gefühlsbank in dem tiefen Meere unſeres Herzens, die Piſtazien und Pignolli aller Wünſche und Hoffnungen für die Zukunft u. ſ. w., u. ſ. w.

Die „Schönheit“ bietet uns ihren weißen Kandis-Zucker der Lilienhaut, die Roſen-Bonbons auf den Wangen, die Sultanin- und Malaga-Roſinen auf den Lippen, den ſüßen Cypro in den Blicken, und das Citronat und das Damenbrot und den Muscatlunel und all die pikanten Glacés und Sulze des Lebens vollauf in großen und kleinen Gaben!

Die „Liebe“ bietet uns die ſüßen Orangen von dem glühenden Baume des Lebens; den Zwieback, der zwei Herzen beglückt; den Moſt der Empfindung mit dem lieblichen Wermuth einer ſteten Beſorgung gemiſcht; den Ausbruch der Zärtlichkeit und die Eſſenz aller Seligkeit!

O, Ihr Alle, die Ihr gerne einkauft und Euern Bedarf holt bei den „drei Laufern“: Jugend, Schönheit und Liebe, kauft raſch, kauft ſchnell, denn der Laden iſt nur kurze Zeit offen, und gar zu bald wird er geſperrt, und das Schild wird eingezogen und herabgenommen!

Kauft raſch, kauft ſchnell, aber kauft und genießt beſonnen, und mit Auswahl, und mit Mäßigung!

Dieſe „drei Laufer", meine lieben Leſer, hält der ewige, gütige, große Hausherr des Himmels und der Erde allen Menſchen ohne Unterſchied! Dieſe „drei Laufer" tanzen nicht nur vor dem goldgeſchirrten Prachtgeſpann des Bevorzugten einher, ſondern ſie hüpfen eben ſo fröhlich, eben ſo luſtig vor dem Einſpänner, als vor dem Laſtwagen und vor dem Karren!

Die „Jugend" tanzt glühender, raſcher, gliedergelenker vor dem armen Fußgänger einher, als vor dem auf elaſtiſchen Federn ſich ſchaukelnden Glückbegabten; die fromme Schwalbe „Schönheit" baut ihr liebliches Neſt eben ſo an der einſamen Hütte der Armuth, wie an den Stukkaturen und Geſimſen hoher Paläſte, und die „Liebe", dieſer Nimmerſatt des Lebens, wohnt, wie der wirkliche Nimmerſatt, in den niederſtehenden Schilf und Rohr des Daſeins eben ſo, wie in den hohen Prachtgärten, Wäldern und luxuriöſen Treibhäuſern!

Kauft raſch, kauft ſchnell, das Schild wird bald eingezogen!

Die „Jugend" läuft! Sie läuft, und wenn ſie noch im ſchnellen Laufe wie Atalanta die goldenen Genußäpfel alle aufleſen will, welche das Leben ihr verführeriſch in den Weg wirft, verſäumt ſie Zeit und Ziel! Darum kauft raſch, was ſie bereitet. Aber ſeid nicht grämlich, wenn Ihr ſie ſeht, leichtgeſchürzt, fröhlich muthwillig; mißgönnt ihr die flatternden Freuden nicht; blickt nicht ſcheel zu ihrem bebänderten Tanz; greift nicht finſter, ſtörrig, mißgünſtig in den Lauf der unſorglichen, lebensfrohen Jugend; denn

die „Jugend" iſt das Morgenroth des Lebens, laßt ihr den kurzen Schimmer, und die momentanen Strahlen, und das flatternde Lichtgewand, und die glänzenden Glasperlen und die flimmernden Lichttropfen-Juwelen, denn ſie verſchwindet bald und macht dem heißen Tage, der drückenden Schwüle, den brennenden Stunden Platz! Ihr alle, denen die „Jugend" ſchon entlaufen iſt, ſeid nicht grämlich beim Anblick der fröhlichen Jugend! Krittelt nicht und neſtelt nicht und häkelt nicht und tappt nicht lieblos und grämlich an und zu, wenn die Jugend ihren Feentanz und ihren Zauberkreis und ihr buntes Farbentheater vor Euch aufſchlägt! —

Die „Schönheit" läuft! Sie läuft, und im ſchnellen Laufe fällt ihr eine Zitter- und Flitter-Nadel nach der andern aus den aufgelöſten Locken; jede Minute zerdrückt eine Perle aus der Perlenſchnur ihrer Reize; jede Secunde zieht ein Blatt aus der gefüllten Zimmtroſe ihrer Wangen; jede Stunde ſetzt einen Makel an die Blüte ihres Lebens, und bis die Schönheit am Ziele iſt, hat oft die grauſame Pfänderin Zeit ihr all ihr Bischen Schmuck und all ihr reiches Natur-Mitgift ab- und ausgezogen und gepfändet!

Darum, ja eben darum, weil die Schönheit iſt wie die Roſe am Morgen, weil ſie iſt wie eine Blume, gemalt in den Sand, weil ſie iſt wie eine Eisblume, gehaucht an die Scheibe, weil ſie iſt wie ein Laut, gewiegt in der Luft, weil ſie iſt wie eine Wolke, dahinziehend am Himmel, weil ſie iſt wie der Beſuch einer Fee, weil ſie iſt wie die Welt eines Traumes, darum kauft ſchnell, kauft raſch, aber kauft

mit Mäßigung ihre Gaben! Jedoch ſeid nicht grämlich, ſeid nicht kleinmeiſterlich, ſeid nicht grillenfängeriſch, ſeid nicht makelſuchend und fehlerklaubend, wenn die Schönheit vor Euch aufthut ihre Himmelsſendung, wenn die Schönheit vor Euch daſteht in der Glorie ihrer Sendung, das Haupt geſchmückt mit des Himmels offenbarer Begünſtigung!

Wenn an Eurer Wiege nicht gelächelt hat die Mutter Natur, wenn ſie Euer Antlitz nicht berührt hat mit dem Kuſſe von Lilien und Roſen, wenn ſie Euer Auge nicht gefüllt hat mit Aether und Sternenſchein, wenn ſie Euch gerade nicht herausgeputzt hat mit dem Hermelin und Purpur der Wangen, mit dem Königsbau der Glieder und mit den tauſend Zierrathen und Zierden des Leibes, ſo ſchaut darum nicht neidvoll oder verſtimmt an das auserleſene Haupt, um welches günſtige Götter geflochten den Kranz der irdiſchen Schönheit! Freut Euch des Anblicks der Schönheit, ſie iſt beglückt, Ihr ſeid die Beſeligten! Seid nicht verdrießlich beim Anblick der Schönheit; zerrt nicht und zupft nicht und reißt nicht und bohrt nicht finſter und mißgönnend an der Prachtdecke der Schönheit, wenn ſie der Himmel über ein irdiſch Weſen geworfen! Gönnt der Schönheit ihr Bischen Selbſtliebe, ihre kurze Eitelkeit, ihr Bischen Gefallſucht, ihre kleinen Künſte, ihre unſchuldigen Manöver; bedenkt, daß jede Stunde der Schönheit ihre Sterbeſtunde iſt oder ſein kann, und greift nicht mit bittern Bemerkungen, mit höhniſchen Seitenblicken, mit moroſen Worten, mit ſäuerlichen Moralſprüchen in die kurze Lebens- und Sterbensſtunde der Schönheit, die doch, wie ein Licht, mehr da iſt,

um Euer Auge zu ergötzen, als um ſich zu leuchten, und die ſich aufzehrt, indem ſie Euch das Leben erhellt! —

Die „Liebe“ läuft! Sie läuft, und in ihrem Laufe wirft das Geſchick einen Stein nach dem andern in ihren Weg, aus Blumenwegen werden Dornenfelder, Abgründe thun ſich auf, und Kobolde und Wurzelmännchen lauern am Wege, und tauſend Klippen hemmen ihren kurzen Lauf! Darum kauft raſch, kauft ſchnell! Aber ſeid nicht böſe Geiſter in dem Leben der Liebe, ſeid nicht Störenfriede in dem Stillleben der Liebe, ſeid keine Bohrwürmer an der Roſe der Liebe.

Denn eben darum, weil die Liebe iſt wie eine Waiſe im Waiſenhauſe des Lebens; weil ſie iſt wie ein Gruß der Geiſter von Jenſeits an dieſe Welt; weil ſie iſt wie ein Seufzer der Unendlichkeit, hingeweht in die Aeolsharfe in unſerm Herzen; weil ſie iſt wie die Alpenblume auf den Höhen der Empfindung, weil ſie iſt wie ein Kuß von unſichtbaren Lippen; weil ſie iſt wie eine Pilgerin durch die Wüſte des Daſeins; weil ſie iſt wie eine Roſe, deren Thräne Niemand trocknet; weil ſie iſt wie eine einſam Sterbende, mit welcher Niemand betet, darum, darum habt Ehrfurcht vor der Erſcheinung der Liebe! Greift nicht mit roher Hand in ihre Regenbogenfarben; zerſchlagt nicht mit ungeſchlachter Fauſt ihre Thauperlen, ihre Thränen, ihre Seifenblaſen! Commentirt nicht mit Gaſſenliedern ihre ſtillen Seufzer, ihre ſchmerzzerſtückten Töne! Wägt nicht auf Eurer Heuwage ihre Träume, ihre Phantaſien, ihre Klagen, ihre Hoffnungen!

Und Ihr Alle, denen nie beglückte Liebe wie der Beſuch eines Engels an die Herzensthür geklopft, und Ihr Alle, denen nie unglückliche Liebe wie ein großer, aber reinigender Schmerz durch das Leben gegangen; o ſchüttelt nicht mit plumpen Händen an dem Tempel der Liebe; horcht nicht mit entweihten oder tauben Ohren auf die Jubel- oder Klagelieder der Liebe! Kratzt nicht mit den kurzen Dachsfüßen einer ſtumpfen Empfindung an den Götterbau der Liebe, und miſcht Eure taubſtumme Seele nicht in das Duo zweier harmoniſcher Herzen!

III.

„Mädchenherz, Mädchenſtub' und Mädchenſchrein Müſſen aufgeräumt all' dreie ſein.“

Erlauben Sie mir, meine lieben Mädchen, daß ich dieſes Sprichwort ein Bischen auslege. Ihr Herz, Ihre Stube und Ihr Schrein ſollen ſtets aufgeräumt ſein!

Ach Gott, wie erfährt man das aber? Wer ſieht den Mädchen ins Herz hinein? Kaum einmal durchs Schlüſſelloch: durch die Rede! Und nun gar in den Schrein! Da guckt ein Mann gar nie hinein! Aber, beim Himmel, es iſt wahr! Laßt mich einmal einem Mädchen in ihren Schrein, in ihren Schrank, in ihren Schreibtiſch hineinſchauen, und ich will euch auf ein Haar ſagen, wie es in ſeinem Herzen ausſieht!

Aufgeräumt! das iſt ein ſchönes Wort! Gut aufgeräumt! Was heißt aufgeräumt? Wenn Alles im Zimmer am rechten Orte ſteht, wenn nichts herum ſteht, nichts ſchief hängt, nichts im Wege liegt, nichts überladen iſt, nichts zu leer iſt, dann iſt die Stube aufgeräumt! Eben ſo iſt es im Herzen; wenn in dem Herzen Alles am rechten Orte ſteht, nichts ſchief und nichts verſchoben iſt, wenn weder ein Mangel noch ein Ueberfluß an dem nöthigen Herzensgeräth da iſt, dann iſt das Herz aufgeräumt!

Wenn in dem Schrein die Tagskleider nicht unter den Nachtkleidern, die Galasachen nicht zwischen den Alltagsdingen liegen; wenn der Feiertagsstaat nicht unter den Schlafröcken herumfährt; wenn alle Bänder, Ketten, Schleier ihren bestimmten Platz haben und nicht verwirrt durcheinander geworfen sind; wenn man auch im Finstern Alles finden kann, weil man weiß, was in jedem Winkelchen wohl geordnet liegt; wenn man alle Abend hübsch wieder nachsieht, ob Alles in Ordnung ist, damit man Morgens beim Erwachen wieder Alles in Ordnung finde, dann ist der Schrein aufgeräumt!

Wenn in dem Mädchenherzen die fleißigen Tagesgedanken nicht schon unter den Abenderholungsgedanken herumfahren; wenn die edlen, feierlichen Gefühle der Weiblichkeit nicht unter die Alltags-Empfindungen des frivolen Augenblicks gemischt sind; wenn jedes Band seinen gehörigen Ort ausfüllt, das Band der Häuslichkeit, der Liebe, der Freundschaft, der Zärtlichkeit, und keine Verwirrung unter ihnen selbst ist; wenn alle güldnen Ketten des Familienlebens, der züchtigen Jungfräulichkeit, der stillen Bescheidenheit in freundlicher Ordnung, blank und lachend liegen; wenn in jedem Herzenswinkel das liegt, was da liegen soll, von allen den spielenden Pflichten und tausenderlei sinnigen, kostbaren Zierden der Jungfräulichkeit; wenn so ein Mädchenherz auch in den dunkeln Fällen des Lebens, aus Instinkt, aus natürlicher Sittsamkeit und Tugend Alles zu finden weiß, was einem Mädchenherzen noth thut, dann ist das Mädchenherz aufgeräumt!

Ein Mädchen, wenn es Morgens die Augen aufmacht; eine Stube, wenn sie Morgens die Fenster aufmacht; ein Schrein, wenn Morgens seine Thüre aufgemacht wird, müssen sogleich auf- und zusammengeräumt sein und werden, sonst sind Mädchen, Stube und Schrein nicht sonderlich liebenswürdig!

Ein Mädchen muß sein wie eine Rose, die gleich beim ersten Erwachen ihr einfaches Kleid für den ganzen lieben Tag anzieht, und nicht wie ein Sumpf-Salamander, der sich bis Mittag in der alten Haut schlammig wälzt, und sich erst gegen Mittag häutet. Ein Mädchen soll sein wie eine Frühlerche, sie muß gleich Morgens singend und heiter sich zum Himmel erheben, im Morgengebet, und dann immer trillernd und heiter sich niedersenken in die grünen Aehren der vollen Tagessaat.

Ein Mädchen soll sein wie das muntere Vöglein, beim Erwachen soll sie mit den lustigen, unschuldigen Aeuglein erst heiter in die Höhe schauen, im Wasser sich waschen, und das Haupt schlichten wie das kluge Vöglein, und dann munter in seinem Häuschen von einer Pflichtsprosse auf die andere hüpfen, und stets freundlich und munter schauen!

Glauben Sie mir, meine holden Mädchen, je öfter ein Mädchen sich anzieht, desto seltener zieht es Andere an. Ein einziger niedergetretener Schuh, mit dem ein junges Weibchen den halben Tag herumgeht, hat bei dem jungen Mann die ganze Liebe niedergetreten! Die nachlässige Broschüre, in welcher die Mädchen oft einen halben Tag lang erscheinen, verlöscht den Eindruck ganz,

den ihr Prachteinband des Nachmittags und des Abends machen kann!

Der feurigste Liebhaber, wenn er ungefähr Vormittag in die Stube seiner Geliebten tritt, und der Staub liegt auf dem Kasten, und das Nachtkleid hängt über dem Armsessel, und die Kämme liegen auf dem Lesetisch, und die Handschuhe von gestern Abend liegen halb umgekehrt am Boden, und vom Schranke stehen die Fächer halb offen, als ob sie im Schlafe gähnten, und von gar nichts ist der Staub abgekehrt, als vom — Spiegel, wahrhaftig, er denkt sich: so wie in ihrer Stube mag es in ihrem Herzen aussehen; vielleicht liegt da auch der Staub auf allen Gefühlen, nur auf dem Spiegel der Selbstbeschauung nicht; vielleicht ist auch da nichts recht verschlossen, und nichts zeitig genug bewahrt, verwahrt und gut aufgehoben, denn, wahrlich, Mädchenherz, Mädchenstube und Mädchenschrein stehen im magnetischen Rapport mit einander!

Ein Mädchen soll aber Niemanden in ihr Herz, in ihre Stube und in ihren Schrein zu zeitlich schauen lassen, noch weniger soll sie Jemanden in ihr Herz und ihre Stube eintreten lassen, bevor sie beide gut aufgeräumt hat und sie weiß, daß sie den Gast mit Anstand empfangen kann; am allerwenigsten aber soll ein Mädchen in ihrem Herzen und in ihrer Stube zu Jemandem sagen: „Nehmen Sie Platz!“ ohne zu wissen, welchen Platz er in der moralischen Welt einnimmt, ob er würdig sein dürfte, Platz-Commandant zu werden. In einem Mädchenherzen und in einer Mädchenstube soll aber auch nur

Platz ſein für Zweie, und es ſoll Niemand hineintreten, als der, welcher den Schlüſſel zu beiden empfing aus der Hand der geheiligten Liebe!

Ein Mädchenherz und eine Mädchenſtube ſollen nicht auf die Straßenſeite gehen; denn das Herz und die Stube haben Fenſter, und Fenſter, die auf die Straße gehen, ſind die Augengläſer des Böſen! Ein Mädchenherz und eine Mädchenſtube müſſen den ganzen lieben Tag Vorhänge an den Fenſtern haben, die nur dann und wann zurückgezogen werden, um den reinen Strahl der Sonne herein zu laſſen, aber nicht, um die Mücken anzulocken, die auf den Sonnenſtäubchen tanzen!

Ein Mädchenherz und ein Mädchenſchrein müſſen ſtets gleich verſchloſſen ſein, ſtets gleich in allen nöthigen Fächern wohlverſehen, ſtets gleich rein und blank! Ja, ja, es iſt wahr:

Mädchenherz, Mädchenſtub' und Mädchenſchrein
Müſſen aufgeräumt all' dreie ſein!"

IV.

„Da müßt' es gar viel Kleiſter geben, Wollt' man aller Leute Maul verkleben!“

»La calomnie en veut toujours aux gens d'esprit.«
Boileau.

Die Verleumdung und der Blitz ſuchen ſich am liebſten die Höhen aus, meine freundlichen Leſerinnen; wo etwas recht hoch ſteht, da ſchlägt der Verleumdungs-Blitz drein, und noch obendrein oft blitz-dumm!

Meine freundlichen Leſerinnen, was iſt gegen Verleumdung zu thun? Nichts! Gegen Verleumdung und raſende Thiere gibt es nur ein Mittel: man legt ſich ſtill, wie maustodt, auf die Erde, hält den Athem an und läßt ſie über ſich weglaufen. Denn die Verleumdung bekämpfen? „Da müßt' es gar viel Kleiſter geben, wollt' man aller Leute Maul verkleben!“

Früher, meine lieben Leſerinnen, hat das weibliche Geſchlecht ein ausſchließliches Privilegium gehabt, — nicht zu verleumden — aber — zu mediſiren; da ging es noch an. Die Frauenzimmer ſind immer gnädig und milde; wenn ſie ſo einen guten Namen zur Richtſtätte führen, ſo machen ſie doch wenigſtens ein mitleidiges Geſicht dazu! — Während ſie ſo einer ehrlichen, abweſenden

Seele die Gurgel abſchneiden, verdrehen ſie die ſüßen Aeuglein und ſagen: „Gott ſei ihr gnädig.“

Allein jetzt, wo die verkehrte Welt iſt, ſeitdem die Frauen reiten und ſchreiben, ſeitdem ſie die Federn vom Kopf in die Hand überpflanzten, und anſtatt der Zügel des Hauſes den des Pferdes ergreifen, ſeitdem ſind die Männer Frauen geworden: ſie ſchminken ſich, ſie ſchnüren ſich, ſie verleumden!!!

Bei den Frauen iſt das Verleumden eine Erholung, eine Uebung. Man kommt zuſammen, es wird ein halbes Stündchen Kaffee getrunken, dann ein halbes Stündchen muſicirt, dann ein halbes Stündchen geſpielt, dann ein halbes Stündchen verleumdet u. ſ. w. Bei unſern jetzigen Männern iſt das Verleumden ein Geſchäft, ein Amt, eine Anſtellung!

Was, meine holden Leſerinnen, iſt zu thun? Wollen Sie ſich wehren? Widerlegen? „Da müßt' es gar viel Kleiſter geben, um aller Leute Maul zu verkleben!“

Wo wird verleumdet? Ueberall! Wann wird verleumdet? In Einem fort! Wer wird verleumdet? Jeder Mann, jede Frau, jedes Mädchen, Jeder, der etwas iſt, Jeder, der etwas hat! Warum wird verleumdet? Aus Müßiggang, aus Rohheit, aus Mangel an geiſtiger und Herzens-Bildung.

Kommen Sie mit, freundliche Leſerinnen, ein wenig durch die Höhlen der Verleumdung und durch die Gemächer des ſogenannten Leutausrichtens, aber halten Sie ſich

ſtill, machen Sie nicht den leiſeſten Verſuch, Jemand oder Etwas zu widerlegen, denn: „Da müßt' es gar viel Kleiſter geben, wollt' man aller Leute Maul verkleben!“

Da ſind wir in einem Kaffee-Zimmer. Ein Paar Frauen aus dem Mittelalter, mit altdeutſchen Zungen, mit Tartſchen-Zungen, ein Paar Mädchen, drei, vier Töchter des Hauſes, die den Zipfel ihres Lebensfrühlings in die Männerwelt hineinflattern laſſen wie ein Nothſignal von einer Feſtung, die ſich auf Gnad' und Ungnad' ergeben will, ein Paar Freundinnen, ein Paar ſchöne Freundinnen, die man zwar wegen ihrer Schönheit nicht leiden kann, die man aber doch an ſich zieht, weil ſie Dieſer und Jener gerne ſieht, und man Dieſen und Jenen gern bei ſich ſehen möchte — —; und ein Paar Glacé-Männer, Ball-Männer, echte Jaquemar'ſche Männer, geſchmeidig, dehnbar, zäh und — am Ende ſtets ledern. Nun geht's los, die Frauen reden erſt von allen Leuten Gutes, nichts als Gutes! Allein dann kommt das: — „Aber!“ —

So ein „Aber“ ſchlägt „zehntauſend Tybalts todt!“ Es iſt ein kleines Wort, dies „Aber“, aber die Frauen kehren darauf um wie ein geſchickter Kutſcher auf einer Suppenſchüſſel! Aber iſt der geſellige Schnapp-galgen, darauf zappelt ſich die ehrlichſte Reputation zu Tode! Aber iſt der Wendepunkt des Krebſes, von dieſem „Aber“ an geht alles Gute, was man von Einem geſagt hat, zurück, und wird zu lauter Scheeren, die den lieben guten Namen zerſchneiden und zerzwicken!

Auf einem „Aber“ ſchlagen die längſten Weiberzungen einen Kreiſel! Weh dem ehrlichen Menſchen, über den ein gewiſſes Weiber-Aber hinfährt, er iſt gerädert auf ſein Lebelang! — Aber dieſes „Aber“ iſt Honig und Milch gegen die „Wenns“ der Männer!

Bei gewiſſen Frauen iſt das „Aber“ romantiſch, ſie reden Schlechtes von den unſchuldigſten Menſchen, aber ſie hüllen es ins Fabelhafte, ſie ſtellen ſich, als wenn ſie nicht dran glaubten, ſie umgeben es mit einem: „ich kann's gar nicht glauben,“ — „ſo will die böſe Welt ſagen,“ — „es iſt gewiß übertrieben,“ u. ſ. w. Kurz, gewiſſe Frauen verleumden romantiſch, es iſt ein Nibelungenlied, eine Tradition; aber viele Männer betreiben es hiſtoriſch, ſie verleumden geſchichtlich! gründlich! klaſſiſch! Sie haben Alles ſelbſt erforſcht, ergründet, ſie geben die Quellen an, ſie haben darüber nachgedacht, ſie verleumden wie die Tacituſſe. Kurz, aber bündig! Wenn der gute Name bei jener Romantik blos mit einigen blauen, lyriſchen Flecken davon kam, ſo macht ihm dieſe gediegene Klaſſicität den Garaus! Wollen Sie gegen dieſe Romantiker, gegen dieſe Klaſſiker ankämpfen? „Da müßt' es gar viel Kleiſter geben, wollt' man aller Leute Maul verkleben!“

Drängen wir uns in einen „kleinen freundſchaftlichen Zirkel“.

In den freundſchaftlichen Zirkeln, da wird das doch gar zu rund! Da iſt das freundliche se laisser aller, man läßt ſich ſo gehen, daß man die Welt nicht gehen läßt!

Da wird die Verleumdung in Negligé betreten! Da geht die Mediſance mit klappernden Pantoffeln herum! Da wird im engen Rathe guter Ruf hingerichtet. Intime Hausfreunde, Gouvernanten, Haushälterinnen, Klavier-Lehrer u. ſ. w. „Es iſt ein kleines Stiergefecht, wo das Thier blos wird gehetzt!“ Da überläßt man ſich ſeiner Phantaſie! Man richtet Schuldige und Unſchuldige hin, man köpft, man rädert, man erdroſſelt, man verurtheilt gute Namen; unter Freunden nimmt man's nicht ſo genau! Was wollen Sie zu den freundſchaftlichen Zirkeln ſagen? Wollen Sie dagegen freundſchaftlich proteſtiren? „Da müßt' es gar viel Kleiſter geben, wollt' man aller Leute Maul verkleben!“

Drängen wir uns jetzt wieder ein Bischen in ein „Verleumdungs-Picknick“, das iſt ein wohlfeiles, unſchuldiges Vergnügen. Es kommt Einem nicht gar zu hoch! Jeder bringt eine zugerichtete, eine gut zugerichtete Verleumdung mit; und dann verzehrt man Alles durcheinander! Es iſt ein liebenswürdiger Spaß! Der Eine bringt einen heißabgekochten Ehemann, geſpickt mit erfundenen Schändlichkeiten, mit erdichteten Liebſchaften; der Andere bringt eine hübſche junge Frau, recht in der Brühe von Verleumdung, mit allen Pfefferkörnern der ſchändlichſten Anſchuldigungen; wieder ein Anderer bringt ein junges, zartes Mädchen, delicat gebraten am Spieße der Verdächtigung, mürb gebraten auf den gelinden Kohlen, die man auf ihr zu ſchönes Haupt ſammelte; der Vierte bringt ein pikantes Scandal von einem ſeiner Buſenfreunde,

mit dampfenden Trüffeln aus ſeiner eigenen Küche; der Fünfte bringt einen fricaſſirten Dichter berühmten Namens, in den albernſten Broccoli eingemacht, mit ſieben Bräuten belegt, und mit dem Obersſaum alles edlen Geifers abgequirlt; der Sechſte bringt einen italieniſchen Salat, von tauſend kleinen Tritſchtratſchereien, Reputations-Aalen und guten Namens-Häringen, kleingeſchnitten, mit Anekdoten- und Scandal-Oliven verſehen; und dann ſetzt man ſich herum und haut ungenirt ein; es geht nichts über die kleinen, harmloſen Vergnügungen des Lebens! Was wollen Sie dagegen thun? „Da müßt' es gar viel Kleiſter geben, wollt' man aller Leute Maul verkleben!"

Sie werden fragen, meine holden Leſerinnen, woher jetzt das Verleumden der jungen Männer ſo überhand nimmt? So muß ich Ihnen erwidern, aus dem gänzlichen Mangel an Bildung! Aus dem Mangel, den der größte Theil unſerer männlichen Tugend an geiſtiger und moraliſcher Nahrung bekam, aus ihrem Unvermögen, ſonſt eine Converſation zu führen, aus der bejammernswerthen Verlegenheit, in welche ſie gerathen, wenn ſie in einer gebildeten, geiſtigreichen Geſellſchaft mit an dem großen Triebrad der allgemeinen Geſelligkeit treten ſollen, aus der bemitleidenswerthen Aengſtlichkeit, die ſie befällt, wenn ſie ein ſittſames, wohlgezogenes, feingebildetes Mädchen nur fünf Minuten unterhalten ſollen, ohne vom letzten Ball, vom vorletzten Cotillon und von ihrem eigenen Reitpferd zu ſprechen; aus der totalen Unmöglichkeit, einem Frauenzimmer gegenüber, welches Sinn hat für den geiſtigen

Kern der Conversation, für die edlern Bestandtheile des Gespräch's, für einen heitern und inhaltsvollen Ideenaustausch im geselligen Kreise, sich auch nur eine Viertelstunde lang interessant erhalten zu können. Aus dieser innern geistigen Hohlheit und aus dieser moralischen Wässerigkeit ihres Ichs entspringt das instinktmäßige Bedürfniß, sich doch auf irgend eine Weise geltend zu machen, auf irgend eine Weise mit beizutragen zur Gesellschaft, und da sie aus eigenem Geist- und Herz-Säckel gar nichts liefern können, so spießen sie gute Namen auf die Conversations-Nadel, um sie entweder zum Spaße der Gesellschaft zappeln zu lassen, oder um sich einen Werth geben zu wollen. Was soll man dagegen thun? Man schweigt und lächelt, denn: „Da müßt' es gar viel Kleister geben, wollt' man aller Leute Maul verkleben!"

V.

„Oſt oder Weſt, Ball oder Feſt,
Daheim in dem Neſt iſt's Mädchen am beſt'!"

Salomon der Weiſe ſagt: „Die Ehre der Königstochter beſteht in ihrer Häuslichkeit." — Was die Ehre betrifft, meine holden Leſerinnen, ſo iſt jedes Mädchen eine Königstochter, jedes Mädchen hat von der Natur den Hermelin der Unſchuld erhalten, und die Krone der weiblichen Tugend macht jedes Mädchenhaupt zum fürſtlichen, und jeden weiblichen Augapfel zum Reichsapfel, und ſelbſt die eiſerne Krone des ärmſten Mädchenhauptes zum goldenen Diadem-Reif!

Alſo: „Die Ehre der Königstochter beſteht in ihrer Häuslichkeit!"

Das heimatliche Haus iſt das geheime Cabinet der Mädchen; das Haus iſt der ſchützende Glasſturz über die zarte Blume der Mädchen; das Haus iſt die Jelängerjelieber-Laube der Mädchenhaftigkeit; das Haus iſt der Groß-Siegelbewahrer aller Mädchenwürde; das Haus iſt die keuſche Muſchel, welche die reine Perle der Mädchenhaftigkeit ſo lange verſchließt, bis der Taucher in den ſtillen Ocean der Ehe ſie herausholt; das Haus iſt das grüne Gemach, in welchem die unentweihte Knospe der Jungfräulichkeit heilig ſchummert; das

Haus ist die Stiftshütte aller weiblichen Tugenden; darum, meine holden Leserinnen, „Ost oder West, Ball oder Fest, daheim in dem Nest ist's Mädchen am best'!"

Wir Männer sagen: Mädchen und Lerchen müssen aus dem heimischen Neste genommen werden, wenn sie in unserm Hause nach und nach heimisch und lieb und angenehm sein sollen, und nicht von „Ost und West", nicht von „Ball und Fest!"

Wir Männer sagen: Mädchen und edles Obst müssen zu Hause, beim Gärtner geholt werden, wenn wir recht Vortreffliches und Auserlesenes haben wollen, aber nicht auf dem Obst- und Wochenmarkte, nicht von „Ost und West", nicht von „Ball und Fest"! — Mädchen und Tauben sind im Schlage am schönsten; ihr Gefieder schillert am lieblichsten, wenn sie geschäftig im Schlage sich bewegen; wer einen guten Schlag von Mädchen und Tauben für sich haben will, muß sie wieder in dem Schlage suchen, und nicht unter den wilden, wandernden Tauben, nicht von „Ost und West", nicht von „Ball und Fest"!

Liebe Mädchen, Ihr seid Königinnen in Eurem Hause, und Ihr werdet Sklavinnen außer Eurem Hause, in „Ost und West", bei „Ball und Fest"! Ihr habt ein schönes Land zu regieren: Euch selbst! Ihr habt zwei Kammern, zwei Herzenskammern; o, regiert Euch so, daß die Stimmen in dem Hause der gemeinen Leidenschaften nicht die Stimmen in der Kammer

der edlen überſtimmen. Ihr habt fünf Miniſter: die fünf Sinne, laßt ſie nicht die Herrſchaft über Euch gewinnen; Ihr habt viel Verwaltungs-Zweige: viel Pflichten, ſteht ihnen ſo vor, daß die Bilance ſtets richtig bleibt; erhaltet den Frieden in Eurem Reiche, bekümmert Euch wenig um die auswärtigen Angelegenheiten, und wenig darum, was die Weltgeſchichte von Euch ſagt, denn: „Von Mädchen und von Staaten waren ſtets das die beſten und glücklichſten, von denen nichts die Blätter der Geſchichte füllt!“ Mädchen ſind am anbetenswertheſten, wenn man nichts von ihnen weiß, nichts in „Oſt und Weſt“, nichts bei „Ball und Feſt“!

Kommt Ihr aber nach „Oſt und Weſt“, zu „Ball und Feſt“, meine holden Mädchen, dann ſeid Ihr Sklavinnen; Ihr werdet taxirt und geſchätzt von den geſelligen Menſchenhändlern; Euer guter Ruf, Euer innerſtes Ich wird verkauft und verhandelt von den tauſend Namen- und Menſchen-Mäklern, die ſich auf dem öffentlichen Menſchenmarkt des Lebens herumtreiben!

In „Oſt und Weſt“, bei „Ball und Feſt“ wird man in Euren Herzen blättern, ohne d'rein zu leſen; man wird auf dem Klavier Eurer Empfindungen herumſtürmen, ohne harmoniſch darauf zu ſpielen; man wird Euch beurtheilen, ohne Euch zu kennen; man wird den Schimmerſtaub von Eurem Seelen-Fittig abſtreifen, ohne Euch die Seele be- oder gerührt zu haben; man wird Euern Leib hundertmal zum Tanz auffordern, und Euern Geiſt ſtets ſitzen laſſen; man wird an Euer

erwärmtes Herz anklopfen, und bei der Nachbarin: erhitzte Phantaſie eintreten; man wird Eurer Eitelkeit den Huldigungs-Eid leiſten, während dem man geſchäftig ſein wird, Euch eine Perle nach der andern aus der Krone Eurer Weiblichkeit zu ziehen, um ſie zu zermürben; ſo wird es Euch gehen in „Oſt und Weſt", bei „Ball und Feſt"!

„Daheim in dem Neſt iſt's Mädchen am beſt'!" Ja, zu Hauſe, da iſt die Arche in der Sündfluth unſers geſelligen Lebens, dahin kehret die Taube und das Mädchen immer wieder zurück, weil ſie ſonſt keinen Boden findet, den reinen Fuß darauf zu ſetzen; das Haus iſt der wahre Iſisſchleier über das Bild der Jungfräulichkeit; im Hauſe gilt das Mädchen das, was es iſt, in „Oſt und Weſt", bei „Ball und Feſt" gilt es das, was es ſcheint, und da lernt es ſcheinen, was es nicht iſt! Zu Hauſe gilt das Mädchen nach ſeinem inneren Werth; in Oſt und Weſt", bei „Ball und Feſt" gilt es nach ſeinem Gepräge; in „Oſt und Weſt", bei „Ball und Feſt" geht das Gepräge aber bald verloren, es wird verwiſcht, und das Mädchen gilt dann gar nichts mehr in „Oſt und Weſt", bei „Ball und Feſt", und hat auch ſchon für das Haus an innerm Inhalt verloren!

„Daheim in dem Neſt iſt's Mädchen am beſt'!" Ins Neſt regnet es keine Zweideutigkeiten, wie in „Oſt und Weſt" und bei „Ball und Feſt"; ins Neſt ſchlägt der Hagel und der Janhagel der Verleumdung nicht hinein, wie in „Oſt und Weſt" und wie bei „Ball und

Feſt"; im Neſt hängen ſich die Raupen und Kletten nicht an, wie in „Oſt und Weſt", wie bei „Ball und Feſt"; im Neſt frißt nicht das ätzende Gift ſchlechter Geſellſchaft an dem edlen Stoffe ſelbſt an, wie in „Oſt und Weſt", wie bei „Ball und Feſt"!

Liebe Mädchen, meidet ſchlechte Geſellſchaft in „Oſt und Weſt", bei „Ball und Feſt"! Der reinſte Engel fiel in Geſellſchaft der Teufel! Die Nähe von ſchlechter Geſellſchaft iſt nicht nur contagiös, nicht nur miasmatiſch anſteckend, ſondern ſympathetiſch; ein Engel, der durchs Feuer geht, verſengt ſich den Fittig! die reinſte Roſe, die in Dornen fällt, ritzt ihr Blatt, und der reine Tropfen in ihrer Bruſt wird erſchüttert; ganz unverſehrt bringt kein Mädchen ſeine hohe Gemüths-Einfalt zurück aus der Gemeinſchaft mit dem Gemeinen; je zarter der Stoff des weiblichen Weſens iſt, deſto eher nimmt er Flecken an bei der Berührung des Böſen; der Ruf eines Mädchens aber iſt aus Seidenſtoff, in undelicater Geſellſchaft bekommt er gleich Flecken, und bringt man es auch dahin, daß der Fleck verſchwindet, der Stoff hat da doch ſeinen angeſtammten Glanz auf immer verloren! Darum, liebe Mädchen, iſt's und bleibt's wahr: „Oſt oder Weſt, Ball oder Feſt, daheim in dem Neſt iſt's Mädchen am beſt'!"

VI.

Nach Regen folgt Sonnenſchein.

In dieſem einzigen Sprüchlein, meine freundlichen Leſer, liegt eine große Wahrheit, eine große Weisheit, eine große Freude und ein tiefer Schmerz!

Ach ja! Nach Regen folgt Sonnenſchein, allein oftmals regnet es den ganzen lieben Lebenstag, wir ſehen aus unſern Augenfenſtern hinaus in die dunkle, wolkenverhängte Welt, wir warten den kühlen Morgen des Lebens und hoffen, Mittags wird die Sonne ſcheinen; der Mittag kommt, es regnet! Da hoffen wir, Nachmittag wird die Sonne ſcheinen; es kommt der heiße Nachmittag, es regnet! Wir vertröſten uns auf einen heitern Abend, voll milden Sonnenſcheins; es kommt der Abend, es regnet! Wir hoffen noch immer, der Regen muß aufhören! Er hört auch auf, allein indeſſen iſt es ſpät Abends geworden, Nacht! Aus dem Sonnenſchein wird mattes Mondlicht, das zu kühl iſt, um unſere Hoffnungen zu zeitigen, unſere Wünſche zu röthen, unſere Thränen zu trocknen, das aber gerade hell genug iſt, um über die durch den Regen abgeſtreiften Blumen und Blüten ein trauriges Gruftlicht zu werfen.

Nach Regen folgt Sonnenſchein! Wieder eine Anweiſung der Gegenwart auf die Zukunft, die von dieſer

ſelten acceptirt wird! Iſt denn unſer ganzes Daſein etwas Anderes, als eine fortlaufende Reihe prolongirter Wechſel, die ſtets fällig ſind und nie bezahlt werden? Die Kinderjahre ſtellen den Wechſel auf die Jugendjahre aus, die Jugendjahre auf die vollen Kraftjahre, die Kraftjahre auf die Altersjahre, und wenn wir endlich noch im hohen Alter dieſen Wechſel an das Schickſal zum Einkaſſiren bringen, ſo girirt ihn das Schickſal auf — jener Seite!

Nach Regen folgt Sonnenſchein! Mit dieſem goldnen Kügelchen plombiren wir den hohlen Zahn unſeres Lebens! Der Menſch thut ſiebzig Jahre nichts, als bei der Zukunft Schulden machen, um die Gegenwart zu bezahlen; immerfort macht er Loch auf, Loch zu, ſchlägt die Zinſen zum Kapital, bezahlt Zins von Zinſen, bekommt von der Zukunft ſtatt baares Geld wieder Hoffnungswechſel, Erwartungsſcheine, Vertröſtungswaare, und ſo fort, bis ſein Grabſtein ſein Fallitenſtein wird!

Nach Regen folgt Sonnenſchein! Der Regen aber hat unſern Acker überſchwemmt, unſere Saaten vernichtet, unſere Herden erſäuft; der Menſch hat im Regen ſeine Jugendjahre, ſeine heißeſten Wünſche, ſeine Freude, ſeine Liebe, ſein Alles begraben, dann kommt der Sonnenſchein und beleuchtet den Friedhof ſeines Glückes!

Nach Regen folgt Sonnenſchein! Das iſt eine Eintrittskarte zum Glücksconcert, welche erſt am Ende giltig iſt! Das iſt der Schlüſſel zu einem Schatze, der erſt aufſchließt, wenn wir den Schatz nicht mehr heben können! Das iſt ein ſtetes Tiſchdecken und ein ewiges Faſten!

Das iſt ein „ſchöner guter Morgen“ für die ſpäte Nacht!

Nach Regen folgt Sonnenſchein! Das iſt das „Ringſuchen“ im Pfänderſpiel des Lebens; der Ring wandert von Einem zum Andern; bis wir an Den kommen, der ihn hat, iſt er ſchon wieder weiter gewandert! Das Leben geht mit uns um, wie mit Pfänderſpielern, wie mit Kindern! Das Leben zeigt uns Menſchenkindern alle ſeine Schätze, ſeine reellen Güter und ſeine Spielereien, und wenn wir darnach haſchen, ſo ſagt das Leben: Später, mein Kind! morgen, übermorgen! Es gehört Alles dir, aber ich werde es dir aufheben! Das Leben zieht uns auf ſeinen Schooß wie ein Kind, wir müſſen buchſtabiren lernen, und zuſammen leſen im ABC-Büchlein des Daſeins alle moraliſchen Sprüchlein und alle Abmagerungsſentenzen. Die Schläge und die Püffe bekommen wir ſogleich auf die Hand, die verſprochenen Bonbons und die lebzelternen Reiter und die güldnen Lämmlein aber nur in der Perſpective, Alles nur nachher!

Nachher, wenn die Lection vorüber iſt, und immer ſtets eine neue beginnt, mit eben denſelben baaren und prompten Beſtrafungen, mit eben denſelben hinausgeſchobenen, auf die lange Bank gezogenen Belohnungen!

Nach Regen folgt Sonnenſchein! Während es aber geregnet hat, iſt durch das Regenwaſſer das Tuch unſeres Lebens um die Hälfte eingegangen, und dann kommt der Sonnenſchein, und wir ſehen, daß unſer Leben

kein Kleid mehr gibt, weder für den Sommer, noch für den Winter!

Nach Regen folgt Sonnenſchein! Man frage aber einmal alle unſere Parapluiemacher, um wie viel mehr Regenſchirme gebraucht werden, als Sonnenſchirme! Man frage die Naturforſcher, ob es in der Welt mehr Regenwürmer oder mehr Sonnenblumen gibt.

Nach Regen folgt Sonnenſchein! Aber wieviel Abwechslungen und liebenswürdige Variationen hat nicht das Leben in ſeinem Regen, und wie einförmig iſt ſein Sonnenſchein! Das Leben hat Land-, Staub-, Strich- und Platzregen! Das Leben hat Nebel- und Gewitterregen! Das Leben hat Blut-, Froſch-, Feuer-, Hagel- und Schwefelregen! aber das Leben hat nur einen Sonnenſchein; iſt er matt, ſo trocknet er den Regen nicht auf, und iſt er ſtark, ſo dürfen wir und können wir ihm nicht einmal recht ins Auge ſchauen!

Und dennoch, und dennoch liegt eine große Tröſtung, eine heilige Beſchwichtigung in dem Ausdrucke: Nach Regen folgt Sonnenſchein!

Nach Regen folgt Sonnenſchein! Sehen Sie, meine freundlichen Leſer, es iſt März, der Himmel hat ſeine Regenflagge eingezogen; die Berge ſchlagen ihre Regenkappe zurück; die Ströme ſchnüren ihr Eismieder auf, daß ihr Buſen frei dem küſſenden Sonnenſtrahl entgegenwalle; die kleinen, weißen, zerſtreuten Vorfrühlingswölkchen hüpfen ſchon wie junge Lämmer durch die blaue Himmelswieſe;

und auf den höchſten Höhen der Berge wandeln ſchon leichte Frühlingsgeiſter und rufen in die Thäler herab: Nach Regen folgt Sonnenſchein!

Der Menſch fängt ſchon an, die Fenſter aufzumachen, dann die Thüren, dann die Herzen, um den Sonnenſchein einziehen zu laſſen; den Sonnenſchein, dieſen Seneſchall des Frühlings; und die Menſchen ſchlüpfen aus den Häuſern und die Gefühle aus dem Buſen; und wir gehen dem Sonnenſchein entgegen und erzählen ihm und klagen ihm ſo viel von dem vergangenen Winter, von den eingeſcharrten Hoffnungen und erſtarrten Blüten und froſttodten Liebesblumen, und der Sonnenſchein lächelt uns an, und zeigt mit dem Strahlenfinger auf die abgelaubten Sträuche, Gebüſche und Bäume, die alle am Wege ſtehen und warten, bis der Frühling einzieht, und die alle bald daſtehen werden mit den wiedergefundenen Blättern und wiedererrungenen Blüten, und die alle dem einziehenden Herrn entgegenrufen werden: Nach Regen folgt Sonnenſchein!

VII.

Die Kunſt des Schmollens.

Laßt ſie grollen, laßt ſie tollen, wie ſie wollen, nur nicht ſchmollen!

Die Engländer ſind nie glücklicher, als wenn ſie unglücklich ſind; die Irländer ſind nie friedlicher, als wenn ſie Krieg haben; die Ruſſen ſind zu Hauſe, wenn ſie ſich auf Reiſen befinden; die Deutſchen ſind nie durſtiger, als wenn ſie trinken; die Franzoſen ſind nie unwiſſender, als wenn ſie Alles gelernt haben, und die Frauenzimmer — dieſe ganz eigene Nation, haben nie ausgeſprochen, als da, wo man vergebens denkt, daß ſie ausſprechen ſollen!

In der großen Waffen- und Rüſtkammer der weiblichen, häuslichen Kriegs- und Zeughäuſer, von den leichten Lanzen, Stoßdegen und Dolchen der Worte und Reden, bis zum ſchweren Geſchütz der Vierundzwanzig-Thränen-Pfünder und Ohnmachten iſt keine Waffe ſo unheilbringend, als jene Art Geſchütz, welche man in den frühern Kriegen „Kammergeſchütz" nannte, und welches in dem Zweikampf der Liebe oder Ehe „Schmollen" genannt wird.

Weinen und mit den niedlichen Füßchen ſtampfen, ſind blos das Ober- und Unter-Gewehr der Frauen.

Schreien, Zanken, in die Haare fahren u. ſ. w., das iſt das kleine Belagerungs-Geſchütz. Krämpfe, Ohnmachten, Migränes, das ſind die Mauerbrecher, Feldſchlangen und Karthaunen, aber „Schmollen“, Schmollen, das iſt die Aushungerung des Feindes!

Man hat Regenſchirme, Lichtſchirme, Sonnenſchirme, Wetterableiter, Hagelableiter, Feuerverſicherungs-Anſtalten, aber man hat keinen Schmoll-Schirm, keinen Schmoll-Ableiter, keine Schmoll-Verſicherungs-Anſtalten!

Ein ſchmollendes Frauenzimmer iſt eine immerwährende Dachtraufe, welche endlich den härteſten Geduldſtein aushöhlt.

Ein jedes Frauenzimmer ſpricht anders, ein jedes Frauenzimmer zankt anders, ein jedes Frauenzimmer ſchmeichelt anders, aber alle Frauenzimmer ſchmollen auf gleiche Weiſe! Das Schmollen iſt die einzige Univerſalſprache von den Irokeſinnen bis zu den Pariſerinnen, von dem Thron bis zur Hütte.

Wenn eine Frau, eine Geliebte zankt, ſo zankt ſie blos mit dem Mann, mit dem Geliebten. Wenn eine Frau, wenn eine Geliebte aber ſchmollt, ſo ſchmollt ſie nicht blos mit dem im Schmollen ſtehenden Mann oder Geliebten, ſondern dieſes Schmollen erſtreckt ſich auf alle leb- und empfindungsloſen Gegenſtände und Umgebungen deſſelben. Sie ſchmollen mit ſeinem Hund, mit ſeinem Reitpferd, mit ſeinem Pfeifenkopf, mit ſeinem Schreibzeug, mit ſeinem Schlafrock, mit ſeinem Lieblingsgericht, mit ſeinen Pantoffeln; wenn er ein Künſtler iſt, ſchmollen ſie

mit seinen Gemälden, mit seinen Büsten, mit seinen Rollen, mit seinen Gedichten u. s. w.

Sie schmollen nicht nur mit ihm, sie schmollen mit seinem verstorbenen Großvater, mit seinem Jugendlehrer, mit seinem Rasirer, mit seinem Hühneraugenarzt. Der schädliche Einfluß dieses Schmollens erstreckt sich vom Zenith des Mannes: von seiner Schlafmütze, bis zu seinem Nadir: bis zu seinen Fußsocken!

Wenn die Frau gewöhnlich um neun Uhr den Kopf aus den Federn, und um zwölf Uhr die Federn aus dem Kopfe bringt, so steht sie an großen Schmolltagen wie an großen Waschtagen um sieben Uhr auf, um nur recht zeitlich schon zu schmollen.

Wenn eine Frau in die Wochen kommt, so trägt gewöhnlich das ganze weibliche Hausgesinde den Kopf um eine Spanne höher; auch wenn die Frau blitzt, das heißt, wenn sie laut zankt, so wetterleuchtet das Stubenmädchen, und die Köchin kühlt sich wie ein ferner Horizont ab; wenn aber die Frau schmollt, so bläselt und näselt auch das Stubenmädchen Alles unter der Nase und zwischen den Zähnen durch, und auch die Köchin spricht und antwortet blos in Anfangsbuchstaben und Abbreviaturen. Ja, sogar der Mops scheint im magnetischen Schmoll-Rapport mit der Frau zu stehen und knurrt halb unverständlich wie ohne Souffleur.

Zum Reden haben die Frauen doch nur sechs Sprachwerkzeuge: Kehle, Gaumen, Zunge, Zähne, Lippen und Fingerspitzen; allein zum Schmollen haben sie hundert

Sprachwerkzeuge. Sie ſchmollen vermittelſt der Naſenſpitze, indem ſie ſie hängen laſſen, vermittelſt des Ellenbogens, indem ſie ihn aufſtemmen, vermittelſt der Füße, indem ſie ſie in abgetretene Schuhe ſtecken, vermittelſt der Haare, indem ſie ſie nicht glatt kämmen, und vermittelſt anderer unzähliger Symptome von Staub und Unordnung an und in allen Dingen!

Zanken und Schreien muß ein Ende nehmen; die ſtärkſte Lunge wird müde und der raſtloſeſte Mund erſchöpft ſich, aber zum Schmollen braucht man weder Mund noch Zunge, ſchmollen kann man immerfort.

Im heftigſten Streit, im wüthendſten Wortwechſel, wenn der Mann plötzlich nieſt, ſo ſagt die Frau doch, gleichſam unwillkürlich: „Zur Geneſung!“ Aber während die Frau ſchmollt, darf der Mann nieſen zum Zerplatzen, die Frau ſchmollt und ſagt nie: „Zur Geneſung!“

Eine Frau, die mit ihrem Manne zankt, und wenn ſie noch ſo laut donnert und tobt, ſie läuft inzwiſchen doch in die Küche und ſieht, daß das Kraut mit den kleinen Knackwürſten, die er ſo gern iſt, nicht verderben, und dieſe Lucida-Intervalla kühlen die Atmoſphäre ab. Allein eine Frau, die ſchmollt, vergißt die zarteſten Bande der Natur, welche ſie an die Küche binden, ſie vernachläſſigt Gerichte, die ſie unter Schmerzen geboren, und wo die Frau ſchmollt, da raucht die Suppe, das Zugemüſe brandelt und der Braten leidet an vollkommenem Mangel an Zartheit und Empfindung.

Einer Frau, die ſchreit, kann man in die Rede fallen, man kann ſich die Ohren zuhalten; allein wie will man

einer Frau ins Schmollen fallen und ſich vor ihr die Ohren zuhalten?

Eine Frau, die ſchreit, die kann man, wenn auch nicht überzeugen, doch überſchreien; allein wie kann man eine ſchmollende Frau überſchmollen?

Wenn die Frau ſchreit und lärmt, ſo finden wir Troſt darin, daß ſolche Erſchütterungen die Luft reinigen, und daß die Nachbarn, die dieſen ewigen Lärm hören, Mitleid mit uns haben; allein wenn die Frau ſchmollt, ſo ſegnen die Nachbarn die liebe, ſtille, friedliche Frau, während der Mann unter dieſer gänzlichen Windſtille wie ein Schiff auf dem Meere auf einem Flecke zappelt!

Kurz, Schmollen iſt der ſchrecklichſte der Schrecken. D'rum ſage ich: „Laßt ſie grollen, laßt ſie tollen, wie ſie wollen, nur nicht ſchmollen!“

VIII.

Kälbernes mit Champignons.

Es iſt eine ſtille Uebereinkunft unter allen Speiſezettel-Autoren: an der Spitze des „Eingemachtes" prangt das „Kälbernes mit Champignons". Es iſt eine ſchweigend anerkannte Würdigung. Ein Ehrenplatz, dem wahren Verdienſte angewieſen. Hier iſt kein Rangſtreit, es iſt eine ſtabile Verehrung: den Vortritt hat das Kälberne mit Champignons!

Es iſt ein edles, ein beliebtes, ein geſuchtes Eſſen; Kälbernes mit Champignons! Nicht das Kälberne iſt die Delicateſſe, aber die Champignons! Die Champignons machen die Civiliſation des Kälbernen; ein Kälbernes ohne Champignons wäre das, was ein Menſch ohne Franzöſiſch iſt, es wäre für die Geſellſchaft verloren. Die Champignons verleihen dem Kälbernen den Reiz, die Anmuth, die Pikanterie. Kälbernes ohne Champignons wäre das, was ein Mädchen ohne Mitgift iſt, es würde nicht geſucht werden, und wäre es an und für ſich noch ſo vortrefflich. Die Champignons ſind die Ausſteuer des Kälbernen; die Champignons ſind die Toilette des Kälbernen; die Champignons ſind die Flitterwochen der Kälbernes-Saiſon; die Champignons ſind

die geiſtigen Reize, ohne welche kein ſchönes Kälbernes gefallen kann; hors des Champignons point de Kälbernes!

Man komme aber einmal in unſere Gaſthöfe und Speiſehäuſer, man leſe die Speiſezettel, dieſe natürlichen Kinder der Orthographie, und wenn man durch dieſe neuen Schöpfungen von Dingen erfinderiſchen Kellnern in einem kühnen Trotz gegen alle Rechtſchreibung entronnen, bis zu dem „Kälbernen mit Champignons" gelangt iſt, da weilt das Auge mit Wohlgefallen auf dieſen Zügen. — Nachdem man zuerſt geleſen hat: „Hudibras mit Kameleon", oder: „Elternhand und Lümmelkind", oder: „Lafontaine mit Crebillon", oder: „Fieberzelt mit Chinarinde", oder: „Liebesſtoff mit Kamillenthee" u. ſ. w., bringt man es endlich durch eine ſüße Ahnung heraus, indem aus unſerer Jugend eine kleine Erinnerung rege wird, daß es „Kälbernes" heißt, „Kälbernes mit Champignons!"

Alſo! man ruft den Kellner und ſagt mit dem Flehen der Sehnſucht: „Kälbernes mit Champignons!"

Worauf der Kellner ſagt: „Gleich, Euer Gnaden!"

Und wenn die Jahreszeit günſtig iſt, keine Aequinoctialſtürme eintreten, auch ſonſt kein Elementar-Hinderniß vorfällt, erhält man noch in demſelben Jahre: „Kälbernes mit Champignons!"

Sagte ich, man bekommt Kälbernes mit Champignons? — Verzeihe, lieber Leſer, ich habe gelogen, aber ich bin doch kein Betrüger, ich bin blos, wie Nathan der Weiſe ſagt: ein betrogener Betrüger!

Man bekommt kein: „Kälbernes mit Champignons!“ Man bekommt mehrere Quadern von dem Großvater eines Centauren, der sich einbildete, ein Jüngling zu sein; einige Ziegel von der sogenannten „jeune Kalbschaft“ liegen vor uns, sie liegen in einer Brühe, in einer Sauce, in einem Bade, in einer Sole, in electrisirtem Gewitterregen, man weiß so eigentlich nicht, in welcher „Humoristik“, das heißt, in welcher Feuchtigkeit sie liegen. Man fällt nun mit stillem Entzücken her, um die Champignons zu suchen, denn man hat sich ja das Kälberne blos der Champignons halber geben lassen; man fängt an die Champignons zu suchen. Man dreht das erste Stück Kälberne um, keine Champignons! Man dreht das zweite Stück um, keine Champignons! Mit Zagen, und schwebend zwischen Angst und Hoffnung, dreht man das letzte um — keine Champignons! Hier nicht und dort nicht! Man nimmt einen Löffel und rührt die unbekannten Fluthen auf, ob der geheimnißvolle Grund vielleicht einen Champignon birgt — auch nicht! So weit die Gabel meines Tisches reicht, so weit der Löffel seine Schifffahrt sendet, keine Champignons!

„Und der Tag, der Alles findet,
Die Champignons, die find't er nicht!“

Nur am äußersten Rande des Tellers entdeckt man in der Gegend der atlantischen Sauce ein fabelhaftes Wesen, eine dünne Scheibe, wie der Schatten eines Champignons, wie der Geist einer Fischschuppe, durchsichtig, dünn, elfenartig, es gelingt uns, dieses entkörperte Ding zu fassen, es ist ganz ätherisch, und man entdeckt, daß es mit Recht zu

den Beſtandtheilen eines wirklichen Champignons gezählt werden könnte! Das nennt man: „Kälbernes mit Champignons!“

Ein ſolcher Speiszettel, meine lieben Leſer, iſt das Leben! — Wie oft ſtreben wir nach Etwas, blos um ſeiner Champignons wegen, und wenn wir es erlangen, ſo haben wir blos Kälbernes und keine Champignons!

Der Menſch ſoll ſich auf gar nichts freuen, der Menſch ſoll nie etwas erwarten, der Menſch ſoll der Erfüllung eines Wunſches nie entgegenſehen, ohne zu denken: „Kälbernes mit Champignons!“

„Kälbernes mit Champignons! voilà ma devise!“

Was iſt das Leben ohne Liebesglanz? Alſo Leben mit Liebe! Und wir leben! Wir leben in ſteter Erwartung der Liebe; wir drehen die ungenießbaren Zeitquadern des Lebens um, wir wühlen in den Wogen der Zeit, wir ſuchen Liebe, Menſchenliebe, Nächſtenliebe, Chriſtenliebe, treue Liebe, wir ſuchen und ſuchen, wir ſetzen ein Stück von unſerem Leben um das andere dran, wir ſchiffen abwärts in dem Strom der Zeit, es bleicht ſich die Wange, es krümmt ſich der Rücken; es wird Abend, die Inwohner des Menſchen machen Nacht, die Ohren fangen an zuzuſchließen, die Augen machen nach und nach die Lädchen zu, und wir haben keine Liebe gefunden! — Leben mit Liebe = „Kälbernes mit Champignons!“

Was iſt Liebe ohne Gegenliebe? Alſo Liebe mit Gegenliebe! Und wir ſetzen unſer Alles an einen Gegen-

ſtand! Wir wickeln die Geliebte ein mit den innigſten Gedanken an ſie, wir umzäunen ſie mit dem ſchönſten Regenbogen unſerer Phantaſie, wir hängen all unſer Fühlen, all unſer Denken, all unſer Athmen wie eine Roſenguirlande um ihre Bruſt; wir opfern ihr all unſer Streben und Wirken und wollen nichts als Gegenliebe — und ſie liebt erſt ſich, dann ſich, dann noch lange ſich, dann wiederum anhaltend und lange ſich, dann liebt ſie ihre Toilette, dann einen Hut, dann eine Robe, dann einen Kanarienvogel, dann einen Ball, dann eine Soireé, dann die Huldigung von Jedermann, und wir ſuchen in ihrem Herzen, und wir ergründen die tiefen Wellen ihrer Empfindung, und ſiehe da, am äußerſten Rande der nördlichen Spitze befindet ſich ein kleiner Anflug von Gegenliebe, „wenn Zeit und Umſtände es erlauben", das iſt Liebe mit Gegenliebe = „Kälbernes mit Champignons!"

Was iſt das Leben ohne Ruhm? Alſo Leben mit Ruhm! Und wir jagen dem Schattenbilde nach, und wir haſchen nach Sonnenſtäubchen, und wir faſſen das Wolkengebild, und wir greifen in den Regenbogenſchimmer, und am Ende iſt's eine papierne Trompete, eine Seifenblaſen-Glorie, eine Schaum-Krone, ein Nebel-König; nichts bleibt, blos in einem elenden Converſations-Lexikon flickt irgend ein beſoldeter Schuft unſere Unſterblichkeit zuſammen — das iſt Leben mit Ruhm = „Kälbernes mit Champignons!"

Was iſt das Leben ohne Ehre? Alſo Leben mit Ehre! Was iſt dieſe Ehre, die uns Jeder rauben kann, der

keine hat? Was ist diese Ehre, die man nur aus Bücklingen nachweisen kann? Was ist diese Ehre, die ein jeder Taugenichts in mir zerstören kann? Was ist endlich diese Ehre, die ich durch den Anfall eines Betrunkenen verlieren, und die ich wie ein Taschenspieler durch einen Pistolenschuß wieder gewinnen kann? Wieviel von den Leuten haben Ehre, denen man Alles aufs Ehrenwort glauben muß? Das ist das Leben mit Ehre = „Kälbernes mit Champignons!"

Was sind Zeitschriften ohne Geist? Also Zeitschriften mit Geist! Laßt uns suchen in allen den Blättern „von Geist" — „für Geist" — „zur Bildung des Geistes" — „zur geistigen Erheiterung" u. s. w. Finden wir andern Geist, als den Geist der Kleinlichkeit, der Intrigue, der Selbstsucht? Sie haben nicht um einen Kreuzer Geist, und erscheinen doch für einige Gulden ein Paar hundertmal des Jahres — das sind Zeitschriften mit Geist = „Kälbernes mit Champignons!"

„Kälbernes mit Champignons!" Daran denke jeder Mensch bei jeder Gelegenheit, und er wird ein großer Philosoph sein, er wird nichts wünschen, nichts hoffen, nichts erwarten, auf nichts harren, auf nichts bauen, auf nichts spekuliren, er wird also auch nie getäuscht werden, denn die mächtige Devise seines Lebens hieß:

„Kälbernes mit Champignons!"

IX.

Reunion und Converſation in den Lokalitäten der weiblichen Herzen.

Meine lieben, freundlichen Mädchen! Die Zeit kommt heran, wo „ſich die Straßenecken bekleiden neu,“ wo „die Bälle wieder ſprießen und die Adern wilder fließen,“ die Zeit der Bälle, Reunions, Converſations, Walzer, Galopps u. ſ. w. Tauſend Lokalitäten öffnen ſich, Zimmer, Säle, Salons, Stuben, Tanzböden. Walzer werden aus den Componiſten herauswimmeln wie Granitkerne; Titel werden ſie haben wie die Verrückten in China; und unſere Zeitungen werden ausſehen wie eine Himmelsleiter aus lauter Ball- und Tanz-Ankündigungen, und dieſe Strickleiter wird Euch, meine Theuern, einladen, geradezu auf ihr in den Himmel der irdiſchen Seligkeit hinaufzuſteigen.

Meine liebſten, theuerſten Mädchen, ich will Euch auch ganz höflich einladen zu einem Balle, zu einer Reunion, zu einer Converſation, zu einem Walzer, in einer Lokalität, die Ihr vielleicht noch gar nicht kennt, in die Ihr noch nie geſehen habt: in Eurem Herzen!

Gewiß, meine Theuerſten, Ihr fürchtet Euch nicht, da hinein zu ſchauen, da hinein zu gehen, da drin eine Zeit lang Euch zu unterhalten. In Eurem Herzen gibt es

eine ſchönere Beleuchtung, als in der Redoute, eine innigere Muſik, als im Concertſaale, eine auserleſenere Geſellſchaft, als auf Bällen, herrlichere Erquickungen, als in den Soiréen, eine erhebendere Verſammlung, als in den Reunionen, und ein traulicheres Geſpräch, als in den Converſationen.

Kommt mit mir ein Bischen auf die „Unterhaltung in Eurem Herzen", Ihr lieben Mädchen, die Ihr die Unterhaltung überall ſucht, wo ſie Alle ſuchen, wo ſie Jeder zu finden glaubt, Niemand wirklich findet, und am Ende Jeder noch verloren zu haben glaubt; kommt mit mir in Euer Herz und ſuchet, welcher Stoff da iſt für Kopf und Geiſt, für Liebe und Seele, wie viel Abwechslung, welch ein Tumult, welch ein Gedränge von Empfindungen, welch ein Gemiſch von Gefühlen!

Die Eintrittskarte in mein Herz heißt: „reines Gewiſſen"; mit dieſer Karte könnt Ihr getroſt eintreten, Ihr werdet willkommen ſein und Euch gut unterhalten. — Herein! Seht Ihr den ſchönen, rothen Saal? Er iſt beleuchtet mit dem reinen Lichte der Unſchuld; das iſt ein Licht, das nicht geputzt zu werden braucht; ein Licht, das nicht herunter brennt, ſondern in die Höhe; ein Licht, das nicht ſchmilzt; ein Licht, das an der Decke keinen ſchwarzen Fleck abſetzt! — Der Boden dieſes Saales iſt ausgelegt mit dem echten Teppich der Sittſamkeit, der auf beiden Seiten gleich iſt; die Wände ſind ausgeſchlagen mit den Tapeten der einfachen Freude und Fröhlichkeit. Inmitten dieſes Herz-Saales aber ſpringt der

Springbrunnen des ungetrübten Bewußtseins; aus der lautern Tiefe quillt er empor und kehrt wieder lauter in seine eigene Tiefe zurück.

Die Musik aber dieses Herz-Salons wird dirigirt von dem Kapellmeister: Zartsinn, und er dirigirt mit dem Tactirstocke des weiblichen, angeborenen Tactes, und er mäßigt und beschleunigt die Tempos nach einer unbewußten, aber untrüglichen Eingabe, und es ertönen die Instrumente der Empfindungen, die Aeolsharfe der Religion, die ihre Saiten verknüpfend ausspannt zwischen dem Irdischen und Himmlischen und lieblich ertönt, wenn die leisen Seufzer im Gebete sich durchbrechen; dann die Harmonika der Liebe, die, mit Blumenfingern berührt, die zartesten Klänge austönt; dann die Zauberflöte der Tugend, deren sanftes Gelispel die wilden Sinnes-Thiere bändigt; dann das Forte und Piano des Mitleids; die schmerzstillende Harfe der Hoffnung, und noch manche andere liebliche Musik- und Stimmführer im weiblichen Herzen.

Wenn Ihr aber, meine freundlichen Leserinnen, glauben und fürchten solltet, es fänden sich in diesem Herzenslokale keine Männergesellschaften, keine Courmacher, keine Tänzer für Euch, so muß ich Euch, meine anmuthigen Leserinnen, beruhigen. Es finden sich da Gesellschaften, edler, sinniger und Euch angemessener, als in den meisten Sälen. Da im Herzenssaale gesellt sich zu Euch „der Glaube", ein ernster, sinniger, tiefer Gesellschafter, der Euch nicht blos zu einer Tour ausbittet und Euch dann verläßt; nein, ein Tänzer der festhält, bis der Ball des

Lebens zu Ende iſt. Da iſt auch „der Anſtand“ — „der Geiſt“ — „der Edelmuth“ — „der feine Ton“ — „der Sinn fürs Edle“ u. ſ. w., lauter ſchätzenswerthe, vortreffliche Geſellſchafter und ausdauernde Tänzer in dem Wechſelball des Daſeins!

Die Erquickungen und Erfriſchungen aber, die in dem Lokale des recht arrangirten weiblichen Herzens angeboten werden, ſind angenehm und ſüß für Zungen, die nicht verwöhnt, für Gaumen, die von den Leckereien der Eitelkeit und Sinnlichkeit nicht abgeſtumpft ſind. Ein warmes, heißes Gefühl für das Schöne, ein friſcher Trunk aus der Quelle des ſittlich Edlen, die Mandelmilch aus dem wahren Borne des Lebens, aus dem Borne der Empfindung, und ein lauterer Zug aus dem Borne der Liebe und des Mitgefühls. Gewiß, meine lieben und ſinnigen Leſerinnen, wenn Ihr Euch nur ein paarmal gewöhnen würdet, dieſen Ball in Eurem eigenen Herzen zu beſuchen, da zu lauſchen auf die eigenen Töne, welche die liebe Vorſehung in jedes reingeſtimmte Herz gelegt, aufzuhorchen auf die klaren, wahren Stimmen, welche Gott und die Tugend aus jedem unverdorbenen Herzen reden läßt; wenn Ihr Hand in Hand gehen wolltet mit den vollen Empfindungen, mit den einfachen, aber lautern Gedanken, mit dem beſcheidenen, aber wohlthuenden Bewußtſein, welche in jedem zartgeformten Herzen auf- und abgehen, und es mit ſtiller Freude und mit inniger Ruhe erfüllen, dann — dann würdet Ihr weniger Euch ſehnen, nach dem leeren Schellengeläute der gewöhnlichen Ball- und

Tanz-Lokale, nach einem Schellengeläute, welches die feierlichen Glockentöne eines jungfräulichen Herzens bald übertönen und unhörbar machen; — dann würdet Ihr Euch weniger drängen, zu ſein wie die Schaubrote und Schaugerichte an öffentlichen Tafeln; dann würdet Ihr nicht ſein die natürlichen Nachfolger jeder öffentlichen Ballankündigung, nicht die Willenvollſtrecker jeder Einladung zu Tanz und Ball, wo man Euch hinſetzt als Leimruthen, als Lockpfeifen, als Dekorationsſtücke, als Wandbilder, als Orangerie-Stücke, als lebende Buffets! — dann würde es nicht das Sinnen Eurer Tage, und das Träumen Eurer Nächte ſein, mit wem Ihr rechts walzen und links hopſen werdet, wer Euch zum Cotillon wie die Dominoſteine erſehen wird, und von wem Ihr im Redovak wie die willenloſen Schubkarren im Saale vor- und zurück-, und hin- und hergeſchoben werdet werden! —

Ja, meine Theuerſten, gewöhnt Euch an das Lokale Eures Herzens; Ihr glaubt gar nicht, wie beglückt man iſt, wie ſtillvergnügt, wenn man in ſeinem Herzen heimiſch iſt; wenn man ſich ſo recht bequem und wohnlich und comfortable in ſeinem Herzen findet!

Verſucht es nur recht oft, meine edlen Leſerinnen, und Ihr werdet Euch recht wohl befinden.

X.

Frühlings-Cur der Sommersproſſen, für den Herbſt und Winter des Lebens.

Schon wieder eine große Akademie gegeben, ſchon wieder eine Praterfahrt vorüber, ſchon wieder das große Loos nicht gewonnen, ſchon wieder einige Hoffnungen in den erſten April geſchickt, ſchon wieder Frühling und ſchon wieder ein Hundewetter!

Bravo! Braviſſimo!

War das der Mühe werth, ein Jahr älter zu werden, ſechshundert Gulden Miethe zu bezahlen, Schuh, Stiefel und Kleider zu zerreißen?

O Lebernheit, Altgebackenheit, Aſchfärbigkeit, Salzloſigkeit und Rückenmarkdörrigkeit der alten Leier!

Alſo Frühling! Der Kalender ſagt's und ich will's glauben. Bin ich beſſer wie eine Straßenlaterne? Die Straßenlaterne glaubt dem Kalender, daß Mondſchein iſt, ich glaub' ihm, daß Frühling iſt, und ziehe einen Frack an; daß ich unter dem Frack zwei Hemden und ein Flanellkleid trage, das geht den Kalender nichts an, das ſind meine

Privatneckereien mit dem Frühling. Der Frühling ſelbſt hat ſich auch im vorigen Jahre am erſten Mai im Augarten verkühlt, hat das Gliederreißen bekommen, und geht jetzt ſelbſt in lauter Futterbarchent.

Alſo der Frühling iſt entſchuldigt, aber mit dem Sommer will ich furchtbar zu Gericht gehen! Er geht vor Juni nicht aus, und doch friert er, und ihm klappern die Zähne!

Und was das Schlimmſte iſt, das Unbegreiflichſte, die Sommer nehmen ab, aber die Sommerſproſſen nehmen zu!

Wo kommen alſo die Sommerſproſſen ohne Sommer her? Es geht den Menſchen mit den Sommerſproſſen wie mit den Liebesliedern, die Liebe iſt dahin, die Lieder nehmen gräßlich überhand!

Aber, meine holden Leſerinnen, glauben Sie ja nicht, daß die Sommerſproſſen im Sommer entſtehen! Beileibe! Sie entſtehen alle im Frühling. Sie ſollten alſo Frühlings-Sproſſen heißen, ſo wie eigentlich auch unſere Alters-Schwächen aus Jugend-Schwächen herſtammen!

Ja, meine holden Mädchen, im Frühlinge, in Eurem und in dem Jahres-Frühling, da hütet Euch vor Sproſſen und Flecken!

Eure Haut und Euern Ruf bewahrt im Frühlinge Eures Daſeins. Dann werden ſie im Sommer, Herbſt und Winter keine Sproſſen und keine Flecken haben!

Die zarte Haut der Mädchen bekommt leicht Sommersproſſen und Leberflecken. Der zarte Ruf der Mädchen bekommt noch leichter Promenadeſproſſen und Salonflecken!

Der Ruf eines Mädchens iſt wie ihre Haut, und wie ſie ſelbſt, je mehr ſie ans Sonnenlicht kommen und gehen, deſto mehr Sommerſproſſen bekommen alle drei!

Der Ruf eines Mädchens iſt zart wie die zarteſte Farbe, ſie ſchießen beide ab, wenn ſie viel ans Tageslicht kommen!

Die Mädchen ſind wie die Kerzen, je mehr ſie in die Luft kommen, deſto leichter ſchmelzen ſie, deſto früher ſind ſie ausgebrannt. Die Mädchen ſind wie die Kerzen, je öfter ſie geputzt werden müſſen, deſto weniger ſind ſie nutz, und je öfter ſie ausgehen, deſto weniger taugen ſie fürs Haus!

Die Haut und der Ruf eines Mädchens bekommen leicht Flecken, aber ſie gehen ſchwer oder nie aus; und bringt man auch mit Mühe nach langer Zeit ſo einen Fleck aus, ſo geht es wie mit einem Flecken in Sammt: bringt man auch den Fleck weg, der Glanz dieſes Punktes iſt auf ewig dahin!

Wiſſet Ihr denn, meine theuren Mädchen, wie die Sommerſproſſen entſtehen? Gerade wie die Sproſſen und Flecken im guten Ruf!

Zuerſt bilden ſich in der reizbaren Haut kleine Schweißtröpfchen, in dieſen Tröpfchen, die nicht zuſammenfließen, werden die Sonnenſtrahlen wie durch ein

convexes Glas in einen Brennpunkt vereinigt, der Brennpunkt fällt auf die Malpighiſche Netzhaut, und der dadurch geſäuerte Kohlenſtoff bringt dieſe Sproſſen hervor.

So iſt's auch mit dem guten Ruf; wenn ſich zuerſt auch nur ein kleines Tröpfchen daran anſetzt, die Sonnenſtrahlen aus allen Blicken und Lorgnetten der Welt vereinigen ſich in dieſem Brennpunkte und finden da Kohlenſtoff genug zum Anſchwarzen und Sauerſehen, und verderben den guten Ruf auf ewig!

Gegen die Sommerſproſſen der Haut, meine lieben Leſerinnen, gibt es viele bewährte Mittel, die alle nichts helfen, zum Beiſpiel Waſchwaſſer, Molken, Seife, Rahm u. ſ. w., aber gegen die Sproſſen und Flecken im guten Ruf eines Mädchens, gibt es kein Waſchwaſſer und kein Reinigungspulver; nicht einmal die zu ſpät vergoſſenen Thränen waſchen dieſe Sproſſen weg, nicht einmal der Höllenſtein der zu ſpäten Reue ätzt dieſe Flecken auf!

Es gibt Frauenzimmer, deren Haut mit Sommerſproſſen überſäet, und ſie ſind dennoch ſchön, liebenswürdig, geſucht, geliebt, geſchätzt; aber ein Mädchen, welches Sommerſproſſen im Rufe hat, iſt häßlich wie die Sünde, und wär' es ſo ſchön wie ein Engel; es iſt ekelhaft wie eine Spinne, und wär' es ſo appetitlich wie ein Blumenſtrauß; es wird von ehrliebenden Männern geflohen, und wenn ſie es auch liebten wie ihr Selbſt!

Gegen die Sommerſproſſen in der Haut hat man Fächer, Hut und Sonnenſchirm, gegen die Sommerſproſſen in dem Rufe gibt es keinen Fächer und keinen

andern Schirm, als den Schirm der jungfräulichen Sitte, und die Schirmgötter des ſtillen, väterlichen Hauſes.

Wehe dem Manne, wehe dem Jüngling, der ſein Herz an ein Mädchen hängt, das nicht Acht gibt, daß ihr Ruf keine Sommerſproſſen bekomme, denn ſie bekommt die Sommerſproſſen, und er muß ſein Geſicht zu waſchen geben!

Alſo, meine lieben Mädchen, im Frühling, da bewahrt Haut und Ruf vor Sommerſproſſen! Hütet Euch vor zu viel Sonnenlicht, vor zu viel Zugluft, die zu viel zieht, vor den Brennſtrahlen der Lorgnetten u. ſ. w., u. ſ w.

XI.

„Unſer Herrgott grüßt alle Augenblick, kein Menſch dankt ihm!“

Da iſt eben wieder der erſte, ſüße, heilige, milde Gruß Gottes niedergefloſſen vom blauen Himmel, der erſte Frühlingsſtrahl ſtieg von den in durchſichtigen Flor gehüllten Bergen nieder zu den Menſchen, und weht ſie an mit dem unendlichen Gruße des ewigen Schöpfers, und kein Menſch dankt ihm!

Höchſtens werden ein Paar Frühlingsdichter kommen und werden ſingen von dem alten „Lenz“ mit ſeinen „Lenztänzen“ und „Blumenkränzen“ und „Nachtigallen“, die da „ſchallen“ u. ſ. w. Heißt das Dank? Das heißt Undank!! —

— Da ſteht ein kleines armes Mädchen an der Brücke; es bettelt nicht, aber es hält Euch ein kleines Blümchen entgegen. Das erſte Kind der verjüngten Erde duftet ſo lieblich, die Farbe iſt ſo zart, und das Blümlein iſt ein ſtiller Dolmetſch des armen Kindes, und es bittet mit ſeinen Farben für das Mädchen, welches auch iſt eine Blume, abgeriſſen vom Schooße ſeiner Mutter und hingetragen in eine fremde grauſame Welt, und in dieſen erſten Blumen des Jahres grüßt wieder unſer Herrgott mit ſeiner alten Liebe, die

immer wieder Alles auferſtehen läßt, und der die verwaiſte Erde wie den verwaiſten Menſchen immer wieder mit neuen Gaben und Blüten bedenkt und beſchenkt, und er grüßt lächelnd und herzinnig und väterlich aus dieſem zarten Blümlein; aber kein Menſch dankt ihm! Und die meiſten gehen vorüber, und gar manche ſtoßen noch ganz unſanft Kind und Blümlein von ſich! —

— Ihr ſteht auf der Baſtei und ſchaut hinüber in den Strom, der, blau und ſchillernd, wie ein gewäſſertes Atlasband dahinflattert, und der den Saum der Stadt munter küßt und die alte Fußwaſchung hält an den belebten Ufern; ſeht, da hat unſer Herrgott wieder gegrüßt, der der Flußnymphe das Mieder von Eis ausgezogen und ſanft aufgethaut hat die Froſtrinde um ihren Buſen, daß ſie nicht überſchwemme Euer Gut und Euch kein Leid zufüge, wie zuweilen in Gottes Zorn und gerechtem Grimm; habt Ihr daran gedacht und von dem Waſſerhimmel unten einen dankenden Blick emporgeſchickt zu dem Himmel oben? Ja, ja, unſer Herrgott grüßt alle Augenblick, und kein Menſch dankt ihm! —

— Da flattert er hin, der kleine Schmetterling; der erſte warme Liebeshauch der Sonne hat ihn aus ſeinem Raupenhaus herausgelockt, und er iſt einer der erſten Anbeter in der verjüngten Natur, und die kurze Zeit ſeines Lebens flattert er um Euch, und auch in dieſem Erſtgebornen der jungen Sonne grüßt Euch der liebe Gott, der aus Nacht und engem Leben die Seele befreit am Tage des Lichtes, daß ſie ſich aufſchwinge, jung, unſterblich, und die

lichtgestickten Schwingen emportrage zum Himmel; aber denkt Ihr je beim Anblicke eines Schmetterlings an die Güte und Gnade des Herrn, der aus den Erdenraupen einst hervorbrechen läßt den Auroravogel des ewigen Morgens? Ja, ja, unser Herrgott grüßt alle Augenblick, und kein Mensch dankt ihm! —

— Da ist Liszt, der Orlando furioso des Klaviers, und da ist Ernst, der Ossian und Fingal der Violine, sie ent- und verzücken Euch, sie verdrehen Euch Herz und Kopf, und Ihr seid durch und durch aufgelöst in Wonne und Jubel, und Ihr wißt Euren Empfindungen nicht Worte zu geben u. s. w.; aber fällt es Euch dabei ein, an denjenigen Gran maestro zu denken, der solchen Wohlklang gelegt in ein kleines Ding von Holz, der solche Laute des Weh's und der Lust gelegt hat in dünne Saiten, und der den schwachen Geist des vergänglichen Menschen hat unterrichtet in der Kunst, die schlafenden Töne zu wecken, und die in todten Instrumenten eingemauerten und begrabenen Götter zu erwecken und aufstehen zu heißen, daß sie Euch in Herz und Seele tönen und klingen und Euch erregen zu Thränen der Lust und der Wehmuth? Ja, ja, unser Herrgott grüßt alle Augenblick, und kein Mensch dankt ihm! —

— Ihr esset alle Tage Erdäpfel in anderer Gestalt, und halb Europa würde Hungers sterben, wenn diese Frucht nicht wäre, und sie ist die erste und größte Wohlthäterin der Menschheit, und Ihr schaut sie mit Gleichgiltigkeit an und wißt nicht, daß auch in dieser Frucht einer der herzlichsten Grüße Gottes liegt! Habt Ihr bedacht, mit welchem

riesengroßen Weltgedanken Gott die Brust eines sterblichen Menschen füllen mußte, mit welchem Aufwande von Geist, unsterblichen Erfindungen diese Frucht für Euch entdeckt werden mußte? Welche Opfer sie gekostet, und welche Geheimnisse der menschliche Geist erst der Natur und der Schöpfung mit Gottes Beistand entreißen mußte, ehe Ihr einen Erdapfel zu essen bekamt? Ja, ja, unser Herrgott grüßt alle Augenblick, aber kein Mensch dankt ihm! —

— Ja, ja, mein lieber Leser, Gott grüßt alle Augenblick! Der Sang der Nachtigall und die Stimme des Echo, sie sind nichts als Gottesgrüße! Sturm und Zephyr, Bachesrieseln und Wasserfallgebrause sind nichts als Gottesgrüße! Morgenröthen und Abendröthen, Blumen und Blüten sind nichts als Gottesgrüße! Jede Nacht ist Gottes Gruß und jedes Sternlein ein Trost in diesem Gottesgruß! Jeder Tag ist ein Gruß Gottes und jeder Strahl eine Beleuchtung dieses Grußes! Das ganze Leben ist ein Gruß des gütigen Schöpfers, und selbst der Tod ist ein stiller Scheidegruß Gottes mit dem Ausruf: „Auf Wiedersehen!“

XII.

„Ruf' nicht eher „Fiſch, Fiſch!" als bis er auf dem Tiſch."

Ich weiß, mein lieber Leſer, daß das Aſchenbrödel: Ernſt ein unwillkommener Gaſt iſt, allein ein Bischen wollen wir uns doch einäſchern und nach den Tagen des leeren Taumels, des herz- und beutelausſaugenden Carnevals ein ſinnigeres Wörtchen ſprechen, als immer und ewig von den Walzern von Strauß und Launer, von den Maskeraden und Redouten, von Concerten und ſinnloſen Muſiken, von Taſchenſpielern und Automaten, von Statiſtinnen und von duellirenden Flöhen, von Amerika im Elyſium und von der Quadrille, und von all dem leeren, ſchalen, hirn-, ſaftloſen, herz- und gemüthentledigten, läppiſchen und täppiſchen, faden, widerlichen, bis zum Ekel abgedroſchenen Brimborium, und von all dem Firlefanz und Plunder unſerer gewöhnlichen Tagserſcheinungen, unſerer Tagsnovitäten und unſeres Neuigkeits- und Referirungs-Tritſch-Tratſch!!

Sage mir, mein freundlicher, beſonnener Leſer, wächſt dir nicht aus dieſem Gewäſche ſchon eine Brunnenkreſſe bei den Ohren heraus? Biſt du noch nicht durch und durch windelweich durchgeſchrieben und in Faſern zerfloſſen von dem ewig wiederkehrenden, immergleichen, ſich ſelbſt wiedergebärenden, monotonen Mahlmühlengeklapper unſeres Journalismus? Sage, freundlicher Leſer, ekelt es dich noch nicht

an, wenn wir tagtäglich und ſtundſtündlich vor deine Thüre kommen mit unſerm Novitätenwerkel und mit unſerm Notizleierkaſten und dir von Morgen bis Abend immer wieder vorleiern

„Das alte Lied, das alte Lied
Von dem verſoffenen Nagelſchmied!“?

Bäumen ſich, mein geliebter Leſer, alle deine Nerven und Muskeln noch nicht im Ekelkrampfe auf und zuſammen, wenn du immer und ewig wieder das alte Schiboleth vor deinem Auge findeſt; wenn du uns immer dreſchen ſiehſt das tauſendmal ausgedroſchene Stroh; wenn du uns immer wieder gackern und gluckſen hörſt über dieſelben dotterloſen Windeier; wenn du uns immer wieder herumklöppeln ſiehſt auf dem albernen Holz- und Strohinſtrument; wenn wir immer dasſelbe bis zum Verzweifeln abgeſchmackte „und wieder ein Sträußchen“ vor dir produciren, und wenn wir immer wieder Luft ſäen und Wind ernten und Schatten fechſen und Seifenblaſen fällen und Sardellen mit einem Aufwande von Kraft tranchiren, als wenn es lauter Haifiſche wären, und auf Milben reiten mit einem Peitſchengeknalle, als ob es lauter Bucephale wären, und abgehülſte Linſen zu Markte bringen mit einer Doktormiene, als ob wir ſybilliniſche Blätter verkauften, und die Bläſungen von einigen trommelſüchtigen Minuten mit einer Wichtigkeit ausrufen und ausſchneiden, als ob wir die Rieſengeburten einer zukunftſchwangeren Zeit zu Wehen brächten?!

Sage, freundlicher, langmüthiger, geduldiger Leſer, wann wirſt du uns endlich mit Fug und Recht zur Thür

hinauswerfen, wenn wir immer wieder kommen mit den abgeſtumpften Haſenſchwänzen und Biberohren der platten, ſeichten Alltäglichkeit, mit dem Schmankerlbecher der nichtigſten, lockerſten und geiſtloſeſten Zeit- und Tagsnotizen?

Mir, mir, mein freundlicher Leſer, iſt es zum Ekel, und ich bin bis zum oberſten Ohrzipfel überfüllt mit innerlichem Widerwillen, mich immer wieder in das Tretrad derſelben Schreibmühle einſpannen zu laſſen, und dir immer wieder vorzuerzählen „das alte Lied, das alte Lied" von wandernden Muſikanten, Komödianten, Schnurranten, von Kränzen und Beifällen, von aufgelaufenen Primadonnen und durchgegangenen Helden, von fürſtlich belohnten Pirouetten und von hungernden wahren Talenten u. ſ. w., u. ſ. w.! Ich bin ſo durch und durch matt und ekelmüde, daß ich nicht weiß, ob du ſchuld biſt, mein freundlicher Leſer, daß wir ſo zu ſchreiben genöthigt ſind, oder ob wir ſchuld ſind, daß du ſo zu leſen gewohnt biſt!

Sage mir, lieber, freundlicher Leſer, und ſei auch nicht ein Bischen böſe, wenn ich mit altdeutſchen Schreibefäuſten und Kraftwörtern darein ſchlage, ſage mir, biſt du denn von Natur, von deiner primitiven Weſenheit ſo verflacht, ſo geiſteskindiſch, ſo ſinn- und herzblöde, daß du nichts willſt, als den ewigen Abhub des Augenblicks, abgehoben mit dem hölzernen Schaumlöffel der Notizelei? daß dich nichts ergötzt, als was du wie einen Zahnſtocher gebrauchen und leſen kannſt zwiſchen Eſſen und Verdauen, in nichts denkender Behaglichkeit? daß dich nichts angenehm und ſympathiſch berührt, als die journaliſtiſchen Korkſtöpſel,

die hübſch auf der Oberfläche des geiſtigen Meeres herumtreiben, nichts als der Neſſelausſchlag der Literatur, der mit einigen bunten Pünktchen kaum die Haut des intellectuellen Lebens eintüpfelt und in ſechs und dreißig Stunden wie verſchwunden iſt? daß du nur Gefallen findeſt an dem literariſchen Kürbis des Propheten Jonas, der über Nacht ward und über Nacht verging? Oder, was ich eher glauben kann, mag und will, oder ſind wir Journaliſten nicht vielmehr die unwürdigen Kindsweiber und Journal-Ammen, die dich ſeit einem Vierteljahrhundert aufgezogen haben bei dem Zuckerwaſſer der Flachheit, bei dem Kindskoch und Brei der allerſchwächſten Koſt, bei der zähen Bertramswurzel nichtiger Stadtbaſerei, bei dem geſchmackloſen Panadel von artiſtiſchem und geſelligem Tritſch-Tratſch? Sind wir es nicht vielmehr, wir Journaliſten, mit unſerem Eintagsfliegengedächtniß, mit unſerer Schmetterlings-Ausdauer, mit unſerer Maulwurfsſcharfſichtigkeit, mit unſerem Eichhörnchenernſt, mit unſerer Waſſerlinſengründlichkeit, die wir die Beredtſamkeit eines Staars verbinden mit der Abwechslung eines dreſſirten Raben, die wir die Tiefe eines Regenwaſſerſees verbinden mit der Schärfe eines Schafkäſes, die dich, mein lieber, freundlicher Leſer, ſo dazu großgezogen haben? Wir Journaliſten, die mit Pope's Friſeur die Locke in den großen Ocean tauchen und die Hühneraugen der Zeit ausſchneiden mit einer Grimaſſe, als ob wir dem Weltengeiſt die Glieder einrichten wollten; wir, die wir Rechenſchaft halten und ablegen über die abgeſchabenen und abgeſchnittenen Nägel des Augenblicks, und

dabei Phraſen zupfen und mit den Nüſtern dampfen, als ob wir eine große Zukunft herausſchnitten aus dem aufgetriebenen Leibe der Gegenwart! Wir, die wir eine Theaternotiz einbalſamiren wie einen egyptiſchen König; wir, die wir einen Triller im Triumph herumtragen wie eine eroberte Fahne; wir, die wir eine Pirouette einſchlagen in Lorbeern und Unſterblichkeit; wir, die wir einen Kavierlauf überbauen mit Regenbogen und Sonnenſtrahlen; wir, die wir dem unſterblichen Erfinder eines Piccicato den Cäſarſtuhl hinſetzen neben den großen Bären; wir, die wir ein zerriſſenes und wieder ganz gemachtes Taſchentuch heute mit eben jenem ſüßen Wahnſinn vergöttern, mit dem wir geſtern den Sänger der Ilias vergötterten; wir, die wir einem Affen Mammok denſelben Wortkranz und dieſelbe Roſenkrone aufſetzen, die wir geſtern einem Retter des Vaterlandes aufſetzten; wir, die wir in Gottes Zorn über einen Kamm ſcheren den Löwen und das Schaf, den Apollo und den Harlekin, die Meſſiade und den Gaſſenhauer, die Götterlehre und die Millykerzen, die Kunſt und die Bierhalle, den Patriotismus und das Ohrenſauſen, die Kritik und die Todtenliſte, den Humor und die neuen Häringe, die Literatur und die Anzeige vom friſchen Rattenpulver!

Ach, mein lieber, freundlicher Leſer, unſere Schale ſinkt, wir ſind die Verführer, du der Verführte, wir ſind die irrigen Wegweiſer, du der irrige Nachfolger!

Jedoch wozu das Alles? Nützt es etwas? Wird es nützen? Kann es nützen? Soll es nützen? Es wird mir mit dieſer Rede gehen wie mit der Rede eines frommen Redners

an die Fiſche! Du kennſt doch dieſe Sage? Nicht? Nun, weil mein Motto gerade ein Fiſchmotto iſt, ſo höre, was du gewiß ſchon oft gehört haſt!

Die Rede an die Fiſche.

Ein frommer Redner ſtand
An eines Ufers Rand,
Fing an die Wort' zu miſchen,
Sprach rührend zu den Fiſchen!

Die Fiſche kamen all' herbei,
Es kam der Hecht, es kam der Schlei,
Der Karpfen kam, es kamen ohne Flauſen
Die Huchen und die Hauſen.

Der Stockfiſch kam, gar fett und dick,
Es kam der Stör, es kam der Tik,
Und in dem Salz der Welle
Kam Häring und Sardelle.

Die Fröſche kamen alle noch,
Es kam der Hai, es kam der Roch',
Es kam mit langen Scheeren
Der Krebs aus allen Meeren.

Die Rede hörten ſtumm ſie an,
Und alle dachten in ſich dann:
„Der kann zu Herzen reden,
Das beſſert einen Jeden!"

Sie hörten mit geſtrecktem Ohr
Aus ihrem Waſſer hoch empor,
Der Karpfen, mit bemooſtem Haupte,
Sah aus, als ob er's glaubte!

Der Hecht auch ſchien gar ſehr erbaut,
Der Stockfiſch ſchluchzte tief und laut,
Man fand die Fröſch' und Unken
In Thränen ganz verſunken!

Der Haifiſch ſah gar fromm herauf,
Als ob ihn reut' ſein Lebenslauf,
Der Krebs ſchien ſich es vorgenommen,
Als wollt' er vorwärts kommen!

Die Red' war aus, die Red' war all,
Da rührte ſich's im Waſſerſchwall,
Die Fiſche, wie gekommen,
So waren ſie verſchwommen!

Der Hecht, der war kaum fortgereiſt,
Als er ſchon friſch ein Karpflein ſpeiſt;
Der Hai, ſo ganz und gar durchdrungen,
Hat d'rauf den Hecht verſchlungen!

Der Stockfiſch, der geſtreckt ſein Ohr,
Blieb g'rad' ſo dumm, als wie zuvor,
Die Fröſche, die Hallunken,
Sie quakten wie die Unken!

Sardellen auch nun alleweil
Sie blieben alle wieder geil,
Und rückwärts zu den andern
Sah man die Krebſe wandern!

Wenn je ein Menſch zum Volke ſpricht,
Vergeſſe er beileibe nicht,
Die Rede zu den Fiſchen
Im Geiſt ſich aufzufriſchen! —

Ja, mein lieber, freundlicher Leſer, es iſt Zeit, daß wir unſer journaliſtiſches Ringelſpiel ein Bischen renoviren, reformiren und veredeln! Nicht immer der Ritter von der traurigen Geſtalt, der immer wieder hohle Novitätenſchädel aufſpießt, nicht immer derſelbe zahme Türke, der ſtets nach dem Dreheiſen ſticht und nie den rechten Punkt trifft; nicht immer daſſelbe hölzerne Pferd mit dem buntangeſtrichenen ledernen Gurt; nicht immer wieder einen großen Trompetenſtoß und eine Einellenmuſik, wenn ſich ein Kindlein oder ſonſt ein Reiter aufſetzt auf den hölzernen Schlitten, um die Runde zu machen, die ſie ſeit Jahren und Jahren zehntauſendmal gemacht haben, die wir Alle mit dem gleichen Trompetenſtoße und mit derſelben Einellenmuſik empfangen haben!

Auch wir Journaliſten rufen ſo oft im voraus, eh' Tiſch gedeckt iſt: „Fiſch! Fiſch!" Und wenn die Tafel angerichtet wird, ſo iſt es nicht Fiſch und nicht Fleiſch, und der Leſer wiſcht ſich den Mund ab!

„Ruf' nicht eher: „Fiſch, Fiſch!" als bis er auf dem Tiſch!" Das ſollte auf jedem Journale als Motto prangen! Denn was ſind wir Journaliſten jetzt Anderes, als die Vorreiter jeder Gauklererſcheinung, mit der großen Poſaune im Munde, und wir reiten durch die Zeilengaſſen, mit Wortſchellen behängt, und blaſen und rufen die Menge an: „Hier iſt zu ſehen ein großes Weltwunder u. ſ. w." Und das Volk verſammelt ſich und läuft zuſammen; und hinterher kommt oft nichts, als das Gelüſte einer großen Erwartung! Darum rufe man nicht eher „Fiſch! Fiſch!" als bis er auf dem Tiſch!

Und ist es denn nicht in allen Dingen des menschlichen Lebens so, mein lieber, freundlicher Leser? Das Herz, der Geist, der Mund schreien oft „Fisch! Fisch!“ und auf den Tisch kommen nichts, als Gräten und Floßfedern und Schwanzstücke!

„Fisch! Fisch!“ rufen dramatische Dichter und ihre Freunde, wenn ein neues Stück kommen soll; es ist ein Goldfisch, sagt der Eine, ein Leviathan, sagt der Andere, ein fliegender Fisch, sagt der Dritte. Da sammelt sich die fischliebende Welt und bringt einen Hunger mit für einen Leviathan; und wenn der Tisch angerichtet ist, da kommt ein ganz gewöhnlicher Fisch, ein Backfisch, ein Fisch wie jeder Fisch, ein Fisch, der so das juste-milieu zwischen Sardelle und Wallfisch ist, und die Gäste warten stets auf den Leviathan, auf den Goldfisch, auf den fliegenden Fisch! Darum, mein lieber, freundlicher Leser, ruf' nicht eher: „Fisch! Fisch!“ als bis er auf dem Tisch!

Da ist ein Wunderknabe, ein Knabe, der herrlich Klavier, Geige, Horn, Baßgeige, Flöte, Klarinette u. s. w. spielt; da kommen die Tanten und Basen, die Nachbarinnen und Gevatterinnen und schreien: „Fisch! Fisch!“ Und die Tante sagt: es ist ein Fisch mit Schuppen aus Unsterblichkeit und mit Floßfedern aus natürlichen Lorbeern, und die Andere sagt: aus seinem Rogen wird das Glück der Zukunft geschnitten, und die Andere sagt: aus seiner Milch wird die Nachwelt ihr Heil bereiten u. s. w. Und das Fischlein wächst und wächst, und das Fischlein wird älter, und aus dem Goldfischlein wird höchstens ein Gareißel, und aus

dem Silberfiſchlein ein Weißfiſch, und die Baſen und Tanten haben das Fiſchlein mit der Fiſchbrühe ganz ausgegoſſen! Darum ruf' nicht eher: „Fiſch! Fiſch!“ als bis er auf dem Tiſch!

Das Carneval kommt, die Mädchen ſchreien: „Fiſch! Fiſch!“ welches ſo viel heißt, als: „Mann! Mann!“ Und wenn ſie ein Mann auf dem Balle eine Viertelſtunde lang mit einigen faden Complimenten ſervirt, die er von der Pike auf, vom Küchenmädchen, Stubenmädchen bis zum Fräulein auf, dienen ließ, ſo ſchreit das Mädchen: „Fiſch! Fiſch!“ Und wenn ſie Jemand zweimal zur Quadrille engagirt, eben weil mit ihr zu tanzen die leichteſte Arbeit iſt, ſo ſchreit das Mädchen wieder: „Fiſch! Fiſch!“

Und wenn ein Fant und Roué zu ſo einem Mädchen wieder ſagt:

„Wann kommen wir uns wieder entgegen?
Im Sturm, im Wind oder im Regen?“

und ſie flehet, auf die Baſtei zu kommen, oder ſonſt wohin, da ſchreit das Mädchen: „Fiſch! Fiſch!“ welches immer ſo viel heißt, als: „Mann! Mann!“ Und wenn das Carneval vorüber iſt und die eigentliche Fiſchzeit da ſein ſollte, da ſind keine andern Fiſche da, als faule Fiſche, und an der Fiſchangel iſt nichts hängen geblieben, als ein Stückchen von dem guten Ruf des Mädchens, und an allen Straßenecken rufen alte Weiber ein Volkslied aus:

„Von den zwölftauſend Jungfern, die alle in dem Faſching ſein übri blieben, und wie der Cupido über ſie wane thut!“

Darum ruft nicht eher: „Fiſch! Fiſch!“ als bis er auf dem Tiſch!

Wiederum, mein lieber, freundlicher Leſer, macht ſich Jemand ein Ideal, und er ſucht unter den zwölftauſend thörichten Mädchen und findet eine, die wie ein Paradiesvogel die irdiſchen Füße eingezogen hat, und da ſtickt er ſein Ideal auf dieſen Silbertoque der Wirklichkeit und ruft: „Fiſch! Fiſch!“ und er erhebt dieſen Fiſch gleich zu dem Sternbilde der Fiſche am Himmel. Allein wie lange dauert es, da fallen dem Fiſch und ihm die Schuppen von den Augen; er gedachte zu fiſchen, und er krebſte; es iſt ein Fiſch wie alle Fiſche ſind, nicht beſſer und ſchlechter, als alle Flußfiſche, mit denſelben Kiemen und demſelben Blut, und der gute Ideal-Fiſcher ſtürzt von ſeinen Himmelsfiſchen herab in den gewöhnlichen Fiſchbehälter irdiſcher Fiſche! Darum rufe nicht eher: „Fiſch! Fiſch!“ als bis er auf dem Tiſch! —

Ja, mein lieber, freundlicher Leſer, Alles im Leben: Hoffnung, Glück, Liebe, Freundſchaft, das Leben ſelbſt iſt nichts, als ein ewiges Rufen: „Fiſch! Fiſch!“ und gar nichts auf dem Tiſch! Die Hoffnung ruft immer und ewig: „Fiſch! Fiſch!“ und kommt nie zum Anrichten! Die Liebe, die Freundſchaft, der Enthuſiasmus u. ſ. w. ſind nichts als Fiſche: in drei Tagen ſind ſie übelriechend!!!

Das ganze Leben, mein lieber, freundlicher Leſer, iſt nichts, als ein permanentes Rufen: „Fiſch! Fiſch!“ An der Wiege fängt der Menſch an zu rufen: „Fiſch! Fiſch!“

Die Kindheit ſchickt ihn zu der Jugend um Fiſche, die Jugend ſchickt ihn zum geſetzten Alter um Fiſche, das geſetzte Alter ſchickt ihn zum Greiſenalter um Fiſche, ſo rufen ſich alle Menſchenalter zu: „Fiſch! Fiſch!“ bis der große Fiſchgeier Tod kommt mit ſeinem Fiſchmeſſer und uns und alle unſere Luftfiſche in die große Pfanne haut; und auch indem wir hineingehen in den dunklen Behälter, wo Hecht und Stockfiſch, Sardelle und Haifiſch ruhig nebeneinander in der ſchwarzen Erdenſauce liegen, auch da rufen wir noch: „Fiſch! Fiſch!“ und hoffen, wie der Talmud ſagt, dort zu eſſen von dem großen Leviathan, der ein Fiſch iſt ohne Gräten und ohne Schuppen, und der da ſchmeckt nach allen Delicateſſen der beiden Welten, und deſſen Rogen gebraten wird an dem Urquell alles Lichtes und alles Lebens!

Lieber, freundlicher Leſer, guten Appetit!

Genre-Bilder,
Jokoſes und Sentimentales.

Die Whiſtpartie mit vier Honneurs, drei Kindern, zwei Möpſen und einer Lichtſchere.

Ich war in einer ſehr böſen Laune. Es ſteckte mir etwas in allen Gliedern, entweder eine kleine Krankheit oder eine große Dummheit, und ich wußte nicht, ſollte ich zum Arzt oder zum Schreibtiſch gehen. Woher die böſe Laune kam? Das muß man eine ſchöne Frau, einen reichen Mann und einen armen Redacteur nie fragen. Dieſe drei Naturreiche in dem Menſchenreiche — wozu ſogar der Natur-Arme: der Redacteur, gehört — ſind ſo eigentlich dazu gemacht, ſtets böſe Laune zu haben. Die ſchönen Frauen, weil ein ſchöner Himmel nie ſchöner iſt, als wenn er ein Bischen blitzt und donnert, und weil bunte Tauben nie ſchöner ſind, als wenn ſie zürnend das bunte Gefieder auffächern. Reiche Leute überhaupt, weil ſie an der goldnen Ader leiden. Arme Redacteurs endlich ſind die wahren Eſſigmütter, Schwabenneſter und Rattenkönige der üblen Laune. Erſtens ſchon darum, weil jeder Redacteur auch ein ſie, ein Femininum in ſich

einſchließt: die Redaction nämlich, und alſo ſchon an und für ſich Launen, dieſe Bandwürmer des ſchönen Geſchlechtes, in ſich beherbergen muß. Drittens endlich — eben aus übler Laune ſag' ich nicht, wie ich ſollte: zweitens — drittens endlich, ja, drittens endlich bin ich jetzt in böſer Laune, daß ich mich ſelbſt genöthigt habe, unerklärliche Dinge — böſe Launen nämlich, erklären zu wollen.

Genug — ich war in böſer Laune und hatte feſt beſchloſſen, mit ihr heute Abend allein und zu Hauſe zu bleiben, denn mit böſen Launen und mit böſen Frauen muß man nicht unter Menſchen gehen, wenn man nicht zu dieſen Böſen noch ausgelacht ſein will.

Ich ſagte alſo zu meinem Joſeph: „Heute Abend bleib' ich zu Hauſe; du wirſt Thee, Erdäpfel mit Butter und Häring bereiten, mir einen „Wegweiſer durch Wien", eine „Karte vom Rhein" und den „Katalog der Düſſeldorfer Gallerie" auf den Tiſch legen, und einen Strick zum etwaigen Aufhängen an die Mauer hängen!" Ich wollte nämlich dem Spleen ein engliſches Feſt geben, er ſollte glauben, ich bin ein reiſender Engländer, und ich wollte mich eigentlich in dieſe dickflüchtige, trägblutige, zähgeiſtige, dichtnebelige Gemüthsverfaſſung eindachſen und einbibern.

Es war ſchon Alles ſo ſchön eingeleitet, da kam ein Brief. Wenn ich ſage: ein Brief, ſo verſtehe ich darunter ein papiernes Sechseck, in ſich zuſammengekrümmt, geknittert, gefaltet und ineinandergeſchoben wie ein gordiſcher Knoten, und auf dem Goldblättchen, welches dieſe Blattzwiebel

zusammengesiegelt hielt, sprang ein Pferd über eine Barrière mit der Umschrift: „Hindernisse muß man überwinden."

Die Sendung kam von der Alservorstadt, von der „Frau Randhoferin, verwitwete Particulirerin".

Der Brief enthielt nichts, als eine dringende Einladung zu einer Partie Whist.

Frau Randhoferin war successive Witwe zweier Männer geworden, und hatte aus diesem Successiv-Krieg nichts gerettet, als das, was jeder Sieger aus jedem Kriege rettet: die Lust zu fernern Kriegen und Siegen. Siegerin aber blieb sie in beiden Kriegen, das heißt, sie blieb auf dem Platze, während die zwei Männer das Feld und das Leben räumten! —

Ihr erster Mann war ein zurückgelegter „Zwetschken-Fabrikant", wie sie ihn gerne und mit Selbstgefälligkeit nannte, weil sie es war, die ihn vermochte, zuerst seinen aufblühenden Zwetschkenhandel und dann sich selbst an den Nagel zu hängen, das heißt, an sie, die ein Nagel zu seinem Sarge wurde. Sie hatte von diesem, den sie abwechselnd: „mein seliger Erster" und „mein seliger Zurückgelegter" nannte, zwei hinterlassene Zwetschken: Binchen (Sabine) und Röschen, zwei Zwetschken, auf denen noch der frische Jugendreif lag, und deren Kern aus seligen zurückgelegten zehntausend Gulden Heirathsgut per Zwetschke bestand.

Der zweite Mann der Frau Randhoferin war einer jener Glücklichen, die das beste Geschäft haben: gar keines, und den unantastbarsten Charakter: keinen; wenn man zu

dieſen beiden Eigenſchaften ein ſicheres Kapital von zehntauſend Gulden Conventions-Münze miſcht, und Alles bei einer gelinden Faulheit und einer mäßigen Selbſtliebe aufkochen läßt, ſo hat man in kurzer Zeit einen ſubſtanziöſen „Privatier“. Ein ſolcher Privatier hat nichts zu thun, als zu liegen und zu eſſen, er liegt nämlich auf ſeinem Kapital und ißt ſeine Intereſſen. Ein ſolcher Glücklicher war ihr zweiter Mann, den ſie ſtets nur: „mein ſeliger Zweiter“, oder: „mein ſeliger Privatmann“, oder auch brevi manu: „mein Privatſeliger“ nannte. Auch dieſer Zweite machte ſich zeitig von hinnen, ſegnete dieſes und alles Zeitliche und ging ein zu ſeinen Vätern, wovon der Eine noch lebte und Großhändler war. Auch dieſer „ſelige Zweite“ hinterließ der Frau Randhoferin zwei Töchter als Coupons ſeines Privatlebens, Johanna und Dore, mit der Teſtamentsklauſel, daß die Nutznießung des Kapitals ihr bleibe, bis die beiden Töchter geholt werden, und zwar von ſittſamen, gewerbetreibenden Männern.

Es lag alſo im Intereſſe der Frau Randhoferin, um dieſe zwei hinterlaſſenen Schatzkäſtlein von ihrem ſeligen Zweiten lauter Männer zu verſammeln, die kein Gewerbe treiben, zum Beiſpiel Muſikanten, Dichter, Schauſpieler, Redacteure und anderes zweideutiges Volk.

Für die Contumaz- und Heirathsabſperrung der beiden Töchter ſorgte Frau Randhoferin; allein ſie ſelbſt war noch ſehr geneigt, ihre eigenen körperlichen Reſte und die ihres „erſten Seligen“ und „zweiten Seligen“ dazu, an

einen „dritten Unſeligen“ an Hymens Altare hinzugeben. Sie meinte erſtens: „Aller guten Dinge ſind drei.“ Ob ſie nun unter dieſen „guten Dingen“ die Männer ſelbſt oder den Tod dieſer Männer verſtand, ſteht mir und uns nicht zu, zu beurtheilen; denn auch ein Humoriſt darf wie ein Civilrichter keinen animus injuriandi ſupponiren. Zweitens dachte ſie: „Einmal iſt keinmal,“ ſagt das Sprichwort, folglich iſt „zweimal einmal,“ und noch folglicher auch „zweimal keinmal,“ und einmal muß man doch heirathen! Drittens, und, wie mir ſcheint, der triftigſte Anlaß und die ratio sufficiens ihres Entſchluſſes war ein juridiſcher Scrupel über das jenſeitige Gericht, eine anticipirte Gewiſſenhaftigkeit und Fürſorge für ihre einſtigen Richter dorten.

Denn geſetzt, wenn ihre beiden Seligen dorten befragt würden: „Wie war Frau Randhoferin als Gattin im Leben?“ ſo könnte es doch ſein, daß eine Getheiltheit der Stimmen eintreten könnte, und wie ſollte da entſchieden werden? Alſo tres faciunt Collegium; ſie müßte alſo auch einen dritten Seligen bei Gericht ſitzen haben, um dem ſchwankenden Pol den Ausſchlag zu geben.

Frau Randhoferin war noch in den beſten Jahren, denn die Witwen nennen ſtets die Jahre, die zwiſchen den beiden Ehen liegen, die beſten, ſo wie ſie es für beide Männer, für den vergangenen, als auch für den futur conditionel wirklich auch ſind.

Was die perſönliche Schönheit und Geſtalt der Frau Randhoferin betraf, ſo erſetzte die Quantität die Qualität

auf jeden Fall. Wenn ſie zuweilen das Grab eines ihrer Seligen beſuchte, und das geſchah immer bei jenem, deſſen Töchter ſie eben mißhandelte, ſo glaubte man von ferne, es wäre die Pyramide des Grabmales. Sie war in Hinſicht ihrer irdiſchen Conſtitution eine Conſervative mit zeitweiligen Neuerungen!

Es iſt anzunehmen, daß — wenn ſie den Gram um zwei geſtorbene Gatten nicht gehabt hätte — ſie ganz mager geblieben wäre. Allein, da ſie ſelbſt ganz und gar ein Gram war, da ſie dieſen Gram ſtets nährte, und Alles, was man nährt, dick wird, ſo iſt es kein Wunder, daß dieſe Witwe in specie, ſo wie die Witwen in genere, eine Anlage zum Dickwerden hatte.

Bei alle dem konnte man nicht ſagen, daß ſie das Haupt hoch trägt, denn es liegt vielmehr ſo tief zwiſchen den beiden Speckſchultern wie eine halbe Mandel in der Fleiſchpaſtete.

Uebrigens iſt es eine bekannte Sache, daß jedes und auch das häßlichſte Frauenzimmer alle Gaben und Zuthaten, und ſo zu ſagen daſſelbe ganze Specereigewölbe an Schönheitsmitteln beſitzt, wie das allerſchönſte, nur ſind ſie nicht am rechten Orte placirt. Zum Beiſpiel ſchwarze Haare, blaue Augen, rothe Lippen, weiße Zähne, lange Wimpern, eine gebogene Naſe, rundes Kinn, ſpitze Finger, breite Schultern, ſchmale Füße u. ſ. w. ſind ſo die einzelnen Medicamente zu der Hausapotheke Schönheit. Nun aber finden ſich bei den Häßlichſten alle dieſe Formen, Farben und Größen, nur ſind ſie

nicht am rechten Orte, und die Natur hat in aller Eile eine kleine Verwirrung angerichtet; daraus entſtanden nun: ſchwarze Zähne, blaue Lippen, rothe Augen, weiße Haare, runde Naſe, ſpitzes Kinn, ſchmale Schultern, breite Füße u. ſ. w.

Es wäre alſo Unrecht, eine Perſon häßlich zu nennen, die alle Zeichen der Schönheit beſitzt, wenn dieſe auch nicht geographiſch und topographiſch richtig angeſiedelt ſind.

Die hinterlaſſenen Werke des „ſeligen Zweiten", Johanna und Dore, waren ſich ſehr unähnlich, und nie ſind zwei, an Inhalt und Einband ſo entgegengeſetzte Exemplare aus einer Verlagshandlung in die Welt getreten, als dieſe zwei Schweſtern. Johanna war ſchön, ſanft, klug und hatte echt humoriſtiſche Augen, das heißt, Augen, in denen himmelblaue Gemüthlichkeit und zuweilen eine ganze Herzensweltgeſchichte aufleuchtete; und Dore war weder ſchön, noch ſanft, noch klug, ſie hatte nicht nur keine humoriſtiſchen Augen, ſondern der oberflächliche Beſchauer hätte ſogar an der Exiſtenz ihrer Augen ganz und gar gezweifelt, ſo in ſich verſunken, zogen ſie ſich aus den Wirren und Irren dieſes Lebens in ihre Höhlen zurück.

Ich war ein alter Bekannter und Hausfreund des „ſeligen Zweiten", kannte die beiden Mädchen noch in ihrem Flügelkleide, und nie iſt Einem eine lange Bekanntſchaft nachtheiliger, als die, welche man bei Mädchen aus ſo früher Zeit datirt.

Indeſſen beſuchte ich, in meiner frommen Gemüthlichkeit, die befugt, Witwen und Waiſen zu lieben, die

Frau Randhoferin und ihre zwei Töchter von Zeit zu Zeit.

Die Frau Randhoferin beſaß eine einzige Schönheit: eine ſchöne Hand; dieſe Hand und die des Schickſals lagen zwar lange und ſchwer auf den zwei vorausgeſchickten Relaismännern, allein ſie hatte doch noch wenig von ihrer angeborenen Schönheit eingebüßt, und ſie ſpielte alſo eine Hauptrolle bei der Frau Randhoferin.

Wenn ich kam, küßte ich ſtets ihr und Johannen die Hände, Hände von zwei ganz verſchiedenen Jahrgängen.

Sie, die Mutter, ließ ihre Hand, das einzige Vermächtniß ihrer gütigen Mutter Natur, lange in oder auf der Hand des Küſſenden ruhen, und überhaupt war es immer die Hand, welche ſich ſtets mit in die Converſation miſchte, entweder mit Lichtputzen oder mit Tiſchabſtauben oder mit Lockenzurechtſchiebung, oder am liebſten mit und beim Kartenſpiel.

Beim Whiſtſpiel, da hat die Hand freie Hand, ſich zu produciren, beim Abheben, Miſchen, Tailliren, Stichedecken, Karten zuſammen nehmen u. ſ. w.

Außer Karten geben wußte aber auch dieſe Hand vom Geben gar nichts, am wenigſten vom Tafel geben, oder vom Souper geben.

Wenn alſo eine Einladung zu Frau Randhoferin zu einer Whiſtpartie kam, ſo ſtand in meiner Phantaſie ein vierhändiger Abend da, mit zwei alten und zwei jungen Händen, aber die nichts mitbringen und nichts in die unſeren legen, als ſich ſelbſt, und eine Whiſtpartie mit noch zwei

Sibyllen aus der Alservorstadt, und sonst nichts, nichts, gar nichts für Hunger und Durst und für sonstige unerläßliche Leidenschaften des menschlichen Lebens.

Blos Johanna stand mit ihren blauen Augen in dem Hintergrunde dieses Bildes und sprach:

„Zwei Blumen blühen für den weisen Finder; sie heißen Hoffnung und Genuß. Genießen mußt du nichts, aber hoffe, hoffe!“

Und ich ging und hoffte.

Das Gesellschaftszimmer der Frau Randhoferin war beleuchtet, das heißt, auf zwei Leuchtern, die zwischen Packfong und Messing ein gelblichtes juste milieu hielten, brannten zwei Lichter, wovon das eine schon gestern sein Licht hatte leuchten lassen müssen, und so zu sagen, schon etwas abgestumpft war, und das andere eben erst aus der Lichter-Erziehungsanstalt in die Welt trat, und zum ersten Mal an der atmosphärischen Luft sich entzündete. Da in jeder Gesellschaft sich große und kleine Lichter befinden müssen, so liebe ich es vorzüglich, wenn eine lange Kerze und ein kurzes Stümpfchen nebeneinander auf dem Tische stehen.

Die lange Kerze kommt mir dann immer wie eine lange französische Gouvernante vor, die ihr kleines Püppchen bewacht, und dabei sich selbst im eigenen Feuer verzehrt und zerrinnend herabschmilzt.

Ich küßte die Randhoferische Hand, welche weiter unten, wo die Hand an den Vorderarm anschließt, schon einige kleine Randzeichnungen des großen Faltenwurfzeichners:

„Vierzigſtes Jahr!“ an ſich trug, und dachte dabei an die Hand Johanna's, die mir eben einen Seſſel zwiſchen ſich und die Mutter hinſchob, den ich auch ſogleich einnahm.

„Wir haben ſchon auf Sie gewartet!“ ſprach Madame Randhoferin; „hier Herr Gröbel und Madame Ritzinger.“ Ich machte mein Antrittscompliment, und die Partie Whiſt begann.

Herr Gröbel war einer jener auserleſenen Menſchen, die davon leben, daß ſie Einem die Haut abziehen und den Andern damit bekleiden, das heißt, er war ein Kürſchner. Er hatte manchem Affen einen Bären auf den Kragen geſetzt und manchen Haſen in Fuchspelz gehüllt. Er war ein ſehr dicker Mann mit ganz kleinen, ſtumpfen, fetten Fingerchen und mit dem Sprichworte: „Ei du mein Zobelchen!“

Madame Ritzinger war eine Quartiervermietherin und hatte weiter keine Kennzeichen, als daß ſie etwas hart hörte und ſehr laut ſchrie.

Mich ſelbſt kennt der Leſer, und ſo kennt der Leſer die ganze Whiſtpartie mit allen ihren Reizen und Annehmlichkeiten.

Für Leſer aber, die mich nicht kennen, füge ich das Nöthigſte über mich hier bei, nämlich: daß ich die Gewohnheit habe, beim Whiſtſpiel alle Karten laut zu nennen, ſowohl die, welche ich ſpiele, als auch die, welche die Andern ſpielen. Eine Gewohnheit, die eben nicht zu den Annehmlichkeiten des Whiſtſpielens gehört.

Wir ſaßen ſo:

Johanna Ich

Gröbel Randhoferin

Ritzinger.

Dieſer viereckige Tiſch war die Quadratur unſeres kleinen Zirkels. Der Tiſch war ein rechtwinkliges Viereck. Für mich aber war der Winkel, wo Johanna zwiſchen mir und Herrn Gröbel — wie Figura zeigt — wie ein Vergißmeinnicht zwiſchen einer Bohnenſtange und einem Wolfspelz ſaß, der wahre, rechte und allerrechteſte Winkel.

An beiden Enden des Tiſches ſtanden die zwei Kerzen, an meiner Seite Pipin der Kurze und vis-à-vis Philipp der Lange.

Die Karten wurden gebracht, und Madame Randhoferin bemächtigte ſich des Geſchäfts, ſie zu miſchen, um dabei ihre Hand mit im Spiele zu haben. Dieſes Geſchäft war aber nicht ſo leicht abgemacht, als man glaubt. Die Karten nämlich, welche nicht von unten hinauf, ſondern von oben herab dienten, brachten den Frühling ihrer Tage, und ſo zu ſagen ihre goldene Jugend, in einem Kaffeehauſe zu. Von da gingen ſie, wie ein bereits gekanntes Bonmot, in das populäre Leben eines Weinhauſes über, aus dieſem Getümmel der Welt gingen auch ſie nicht ohne irdiſche Flecken heraus, als ſie von da durch die dritte Hand in die der Randhoferin kamen.

Dieſe Karten aber hatten in dem Laufe ihres wechſelvollen Daſeins und eben dadurch eine ſolche gegenſeitige Anhänglichkeit an einander gefaßt, daß man ſie nur mit Mühe trennen konnte, und es dauerte oft eine ganze Weile, bis ſich Carreau-Bube von der Herz-Dame losriß. Vom Schickſal mürbe gemacht, verloren ſie auch viel von der angebornen Feſtigkeit ihres Charakters, und nahmen eine Gemüthsweichheit und Schlaffheit an, welche beim Geben und Miſchen bedeutende Hemmungen hervorbrachte.

Mit Zeit, Geduld und mit einer Nachbarin wie Johanna überwindet man Manches!

Endlich war das Miſchen überſtanden, und das Spiel begann. Vorher noch ein Streit.

Madame Ritzinger. Wie hoch ſpielen wir?

Ich. Wie es gefällig iſt.

Madame Ritzinger. Es iſt mir Alles Eins.

Herr Gröbel. Ei du mein Zobelchen! Wie Sie wollen.

Madame Randhoferin. Nein, ſagen Sie!

Ich. Ich hab' gar nichts zu ſagen.

Madame Ritzinger. Man ſpielt ja nicht, um zu gewinnen.

Herr Gröbel (lacht bedeutend).

Madame Randhoferin. Nicht gar zu hoch.

Ich. Nein, nicht gar zu hoch.

Madame Ritzinger. So ſagen Sie.

Ich. Ich? O, ich überlaſſe es Ihnen.

Madame Randhoferin. Was meinen Sie, Herr Gröbel?

Herr Gröbel. Ich? Ei du mein Zobelchen! ich meine, was Sie meinen.

Madame Randhoferin. Was meinen Sie, Madame Ritzinger.

Madame Ritzinger. Ich? Ich meine, was der Herr Saphir meint.

Madame Randhoferin. Was meinen Sie, Herr Saphir?

Ich. O, ich meine, was die Damen meinen.

Madame Randhoferin. Nicht zu hoch.

Madame Ritzinger. Nein, nicht zu hoch.

Madame Randhoferin. Ich meine, den Fisch um einen schwarzen Groschen. Was meinen Sie, Herr Saphir?

Ich. O ja, ich meine, das ist ein sehr frugales Auskommen; o ja, ein schwarzer Groschen um den Fisch, will ich sagen, den schwarzen Fisch um einen Groschen, nein, den Fisch um einen schwarzen Groschen, ganz recht, vortrefflich, richtig!

Auch das war also abgemacht, und das Spiel begann.

Inzwischen hatten sich von Herrn Gröbel zwei junge Zobelchens, ein Junge von acht und ein anderer von neun Jahren, und ein Mädchen der Madame Ritzinger, ein Kind von sieben Jahren, eingefunden und hatten an den andern drei Tischecken Posto gefaßt, und in ihrer Begleitung kamen ihre zwei Hausmöpse: „Billi" und „Fidel", mit, welche sich auf dem Schooße der Madame Ritzinger und des Herrn Gröbel ansiedelten und mit den Vorderfüßen auf den Tisch hinaufsprangen, als wollten sie auf dem Tisch um einen schwarzen Groschen mitspielen.

Es iſt noch zu wiſſen nöthig, daß Madame Randhoferin kurzſichtig war und zuerſt jedesmal fragte: „Was iſt geſpielt worden?“ dann die geſpielte Karte vom Tiſche nahm, ſie vor die Augen führte, ſie laut benannte und wieder niederlegte.

Wenn der Leſer nun den ganzen Schauplatz, die zwei- und vierfüßigen Helden der Whiſtpartie, die Kinder und die Kerzen kennen gelernt hat, ſo bleibt ihm nichts übrig, als auch noch die Lichtſchere in Augenſchein zu nehmen, welche dieſen Kerzen beigegeben wurde. Wenn man behaupten wollte, ſie war aus Silber, ſo würde der Eiſenhändler mit Recht auf böswillige Kritik klagen, denn unſtreitig waren ihre Beſtandtheile aus dem eiſernen Zeitalter, obwohl ſie ſchon die ſilberne Hochzeit mit dem einen Leuchter gefeiert hatte. Ich ſage: die Hochzeit, denn ſie war mit einer eiſernen Kette an den Leuchter angekettet, ſo daß man ſtets, wenn man das zweite Licht putzen wollte, den Leuchter mitſammt der Lichtſchere zu dieſem verwickelten Geſchäfte hinüberführen mußte.

Durch das lange und undankbare Geſchäft etwas zur Aufklärung beitragen zu wollen, war beſagte Lichtſchere mit ihrem Gewiſſen ſelbſt zerfallen, ſie fand in ſich ſelbſt keinen moraliſchen Halt mehr und fiel in einen Zwieſpalt auseinander, ſo daß, wenn man das Licht putzte, die Schnuppe entweder auf das Licht oder auf den Tiſch fiel, und man dann noch immer die Natur-Lichtſchere: die zwei Finger, zu Hilfe nehmen mußte, um dieſe Schnuppe in ihr eigentliches Gemach wieder einzuführen. Dabei hatte ſie in

irgend einer Affaire einen Fuß verloren, und der eine Finger des Putzenden fand keinen Anhalt an der einbeinigen Lichtſchere. Und nun iſt der Leſer in vollem Lichte über die ganze Scene!

Das Spiel begann. Ich hatte die Vorhand. Ich ſpielte Treff Drei aus und rief nach meiner Gewohnheit laut dabei aus: „Treff Drei!“ Madame Randhoferin fragte zugleich: „Was ſpielen Sie?“ nahm die Karte vor die Augen und rief: „Treff Drei!“ Madame Ritzinger rief: „Was ſagt Madame Randhoferin?“ Ich ſchrie: „Sie ſagt: Treff Drei!“ — „Treff Drei?“ wiederholte Madame Ritzinger und gab Treff Neun, worauf ich laut ſagte: „Treff Neun!“ Herr Gröbel aber lachte: „O du mein Zobelchen! Treff Neun?“ und gab Treffdame, worauf ich ſagte: „Treffdame!“ Madame Randhoferin fragte: „Was iſt geſpielt worden? Treff Neun? Wer gab Treff Neun? Wer hat denn ausgeſpielt?“ Darauf nahm ſie alle drei Karten vor die Augen und fragte: „Iſt die Dame zu nehmen?“ Ich fragte ironiſch, indem ich Johanna die Hand drückte: „Welche Dame?“ Madame Ritzinger fragte: „Was ſagt Madame Randhoferin?“ Ich ſchrie: „Ob die Dame zu nehmen iſt?“ — „Ob die Dame zu nehmen iſt? Freilich iſt die Dame zu nehmen!“ Darauf warf Madame Randhoferin Treffkönig zu und wollte die Karten einziehen, allein auch die kleine Ritzinger wollte die Karten einziehen, wogegen aber ſeinerſeits der Mops Einſpruch that, der auch ſchon ſeine Pfoten nach der Levée ausſtreckte. Endlich zog Madame Ritzinger die Levée an

ſich, nachdem ſie ihrem kleinen Ebenbilde einen ſtarken und dem Mopſe einen zarten Klapps angehängt hatte.

So ging die Unterhaltung lebhaft und angenehm vor ſich. Jede Levée wurde zuerſt einzeln ausgerufen, beſprochen, hin und her gezogen, ein Kind oder eine Hand miſchte ſich darein, und ein Klapps endigte die intereſſante Debatte.

Von Zeit zu Zeit rief Madame Randhoferin mir zu: „Putzen Sie das Licht, ich bitt' Sie!“ Das war leicht geſagt, aber ſchwer erfüllt; ich mußte dazu meine Karten aus der Hand legen, den Leuchter zum andern führen, die unanfaßbare Lichtſchere mit Liſt und Gewalt bei einem Ende erwiſchen, und dann erſt mit einem pfiffigen Manöver mich, die Lichtſchere und die gefallene Schnuppe aus der Affaire ziehen. Herr Gröbel machte, wenn es ihm zu dunkel wurde, Verſuche in der Experimental-Phyſik der Natur-Lichtſchere, putzte das Licht mit den Fingern, wovon oft ein ſchwarzer Verdacht ſodann auf die von ihm ausgeſpielte Karte überging.

Ich ſah den Moment kommen, wo er mit ſeinen Stumpffingern das Licht auslöſchen wird, und hatte auf dieſen Fall eine Haupt- und Staatsaction vorbereitet.

Richtig! Madame Randhoferin hatte eben den Herzkönig mit dem Herzbuben eingeſtochen, als Herr Gröbel das Licht putzte und es auslöſchte. In dieſem Momente hatte ich auch das meinige gelöſcht, und die ganze edle und liebenswürdige Partie ſaß im Stockfinſtern.

Mit Vergnügen bemerkte ich durch mein Gehörorgan, daß alle meine Mitſpieler zuerſt darauf bedacht waren,

ihre Kaſſe in Sicherheit zu bringen und mit der einen Hand ſie zu bedecken! Indem ich mich damit beſchäftigte, meiner Herzdame zur Linken eine ſüße Levée von den Lippen zu pflücken, riefen alle einſtimmig: „Licht! Licht!“ Die Kinder fingen zu kichern an, zwickten die Möpſe, dieſe heulten; der Lärm dauerte eine Minute, bis Johanna, auf Befehl, Licht bringen mußte, und Kinder, Möpſe, Karten und Kaſſe wieder in Ordnung gebracht wurden.

Wir hatten von halb ſieben bis zehn Uhr richtig ganze zwei Robber geſpielt! Die große Zuſammenrechnung kam, ich hatte dreizehn ſchwarze Groſchen an Madame Randhoferin, und Herr Gröbel neun dito an Madame Ritzinger zu bezahlen; woraus erſichtlich iſt, daß Kürſchner und Poeten Lebensart haben und galant gegen Frauenzimmer ſind.

Indeſſen hatten die drei Kindlein in meinem Hute gekocht! Sie hatten nämlich mitunter auch Küche geſpielt, Brotkrumen, Waſſer u. dgl. genommen und meinen Hut zur Küche gemacht. Die Möpſe wollten auch an Aufmerkſamkeit nicht zurückbleiben und zernagten meine Handſchuh, die aus dem Hute auslogirt und auf die Erde geworfen wurden.

Madame Randhoferin tröſtete mich über den Verluſt von dreizehn ſchwarzen Groſchen und ſagte mit bedeutungsvollen, hoffnunggebenden Mienen:

„Unglück im Spiel, Glück in der Liebe!“

„Ach!“ ſagte ich neu belebt, „glauben Sie, daß ich mir in der Liebe dreizehn ſchwarze Groſchen hereinbringen werde?“

Unterdeſſen war es ſpät geworden, ich mußte dreizehn ſchwarze Groſchen, fünf graue Stunden und zwei blaue Augen im Stiche laſſen, um Madame Ritzinger nach Hauſe zu begleiten. Es war ein Katzenſprung! von der Alſervorſtadt bis nach der St. Marxer-Linie!

Ich wollte einen Wagen nehmen; das litt ſie durchaus nicht, es käme ihr gerade recht, eine kleine Bewegung zu machen, und ſie wüßte, ich bin ſehr galant!

Das ſind Folgen eines guten Rufes!

Ich brachte ſie wohlbehalten in ihre Heimat und verſprach ihr, ſie recht oft zu beſuchen, denn ſie meinte: „es ſei ein kleiner Spaziergang!“

Naturgeſchichte der Mädchenjahre.

1. Die Luftſchlöſſerjahre. — 2. Die Kartenhäuſerjahre. — 3. Die Verſorgungshausjahre. — 4. Die Strohhüttenjahre. — 5. Die Verzweiflungsjahre. — 6. Die „Hol's der Teufel!"-Jahre.

1. Die Luftſchlöſſerjahre.

Bis zum ſechzehnten Jahre ſind alle Mädchen Engel. Von dem Lichte, welches Umgebung und äußere Verhältniſſe in ihnen und um ſie verbreiten, hängt es ab, ob ſie Engel des Lichtes oder Engel der Finſterniß werden.

Ein Mann hat um dieſe Zeit ſeine Flegeljahre, allein bei dem weiblichen Geſchlechte verſchmelzen dieſe Jahre in einen Gemüthszuſtand von Dämmerung, in ein Nebeln und Schwebeln, und das Herz eines Mädchens in dieſem Zeitraum gleicht unſern lyriſchen Produkten, in welchen Gefühl und Unſinn, hyſteriſche Bläſſe und roſafarbne Dunkelhaftigkeit neben einander wohnen.

Erſt mit dem ſechzehnten Jahre tritt das weibliche Herz aus der Stiftshütte von Träumen, und aus dem Spinnhauſe nicht verſtandener Gefühlsfäden in die Schule des Lebens, in eine Schule, in welcher leider das Examen erſt dann vor ſich geht, wenn das Leben kein Diplom und keine Preiſe mehr zu vertheilen hat.

Mit dem sechzehnten Jahre der Tochter fängt die eitelste und gefallsüchtigste Mutter, so gerne sie erst selbst für nicht viel über sechzehn Jahre gelten möchte, doch an, einzugestehen, daß „das Kind erstaunlich groß und unbegreiflich früh reif" wird.

Von diesem Augenblicke treten die Mädchen ihre Luftschlösserwelt an, und, indem sie von Phantasie und Einbildung große Summen aufnehmen, fangen sie ihren Bau an und bauen, wie die meisten Bauherren, größtentheils auf eine Masse von Einwohnern, die theils neben-, theils nach einander diese Schlösser bewohnen sollen.

Jedes Ruhekissen, auf das sie ihr nachdenkliches Köpfchen hinlegen, wird zum ersten Stockwerke dieser himmelansteigenden Schlösser, und jeder Held aus dem eben gelesenen Roman macht die geflügelte Besatzung dieser Schlösser aus.

Vom sechzehnten bis zum neunzehnten Jahre sind die Luftschlösserjahre. Wehe dem Mann, der sich den Bauenden naht, wenn er nicht Demanten als Ziegelsteine, Rang und Würden als Stukkatur, glänzende Aussichten als Fensterscheiben, und Ruhm, Größe, Glanz als pompejanische Wandgemälde zu diesen Luftschlössern liefern kann!

Am aufgethürmten, schwindelhohen Luftschlosse sitzt die schöne, junge, hoffnungsblühende Erbauerin und präludirt und singt:

„In meinem Schößlein ist's gar fein,
Komm, Ritter, kehr' bei mir ein.

Aber ach, wir haben keine Ritter mehr, wir haben blos Reiter; und dieſe irrenden Ritter ſpringen höchſtens über eine zwei Fuß hohe Barrière, aber nicht über die Barièren der Convenienz, und daher kommt es, daß kein Reiterritter in das Luftſchloß ſprengt und es von ſeinem Wolkenguckguckheim in die wirkliche Welt herüberbaut, und die Erbauerin mit demſelben. So bleiben denn die ſchönſten Luftſchlöſſer unbewohnt, und, meine lieben Leſerinnen, in einem Luftſchloſſe iſt es kalt und öde und unheimlich zu wohnen, beſonders für ein junges Mädchen, und ganz allein!

Wie oft werden in dieſen drei Jahren die Luftſchlöſſer umgeändert, überbaut, mit andern Pfeilern und Säulen verziert und in andere Luftregionen verpflanzt, aber nirgends will der Schloßherr aus der Erde ſpringen, und keine Wirklichkeit macht das Phantom bewohnbar! Endlich mit dem neunzehnten Jahre fängt die Phantaſie an, nach etwas Haltbarerem, als Luftbaumaterialien zu greifen, und es beginnen:

2. Die Kartenhäuſerjahre.

Dieſe Häuſer werden doch nicht ganz auf Nichts gebaut, wenn ſie auch nicht auf feſtem Grund und Boden aufgeführt werden, ſo iſt es doch ein dichter Gegenſtand, auf dem ſie errichtet werden. Die Mädchen fangen an, mehr in die Breite, als in die Höhe zu bauen; ſie ſehen ſchon mehr auf den Platz, den ſie brauchen, als auf den Raum, den ſie einnehmen möchten. Man fügt ſich

etwas williger dem Stoffe, der Einem zu Gebote ſteht. Man gibt hier zu und läßt dort nach. Es ſtürzt ein Kartenhaus nach dem andern ein; wenn die geſchäftige Baumeiſterin zu hoch hinaus will, ſo hält es nicht, das ganze Gebäude fällt ineinander, und es müſſen andere Karten zu einem ſolidern Hauſe geholt werden. Da lernen die Mädchen behutſamer bauen; ſie ſehen, daß man nirgends anſtoßen, nicht ungeheuer von ſich blaſen, und recht ſachte und obachtſam zu Werke gehen muß, wenn man ein ſolches Kartenhaus aufführen will! Sie laſſen ſich die Mühe nicht verdrießen, einen Bauplan zehn- und zwanzigmal zu erneuen, wenn ein Windſtoß, ein böſer Luftzug den Bau zehn- und zwanzigmal über den Haufen geworfen hat. So ein Kartenhaus iſt freilich ſolider und wohnlicher, als ein Luftſchloß; allein es ſind doch nur Kartenhäuſer; wenig Männer werden verſucht, ihr ganzes Leben in einem Kartenhauſe zu wohnen! Da iſt wohl Glätte von außen und buntes Bildwerk von innen, aber es iſt nicht feſt gefügt, nicht hub- und hebfeſt, nichts auf feſtem Grund, die Männer verweilen lachend einen Augenblick bei der noch immer ſchönen Erbauerin ſolcher Kartenhäuſer, aber ſie werden keine Einwohner bekommen. Das dreiundzwanzigſte Jahr kommt heran, und mit ihm:

3. Die Hausmannsjahre.

Die Luftſchlöſſer waren bei der undankbaren Welt nicht aſſecurirt, und die Kartenhäuſer waren auf Sand gebaut; das Leben wird aber immer ſorglicher, die Jahre

kälter, die Gesinnung schwalbenmäßiger, häuslich, in den flatternden Zipfel der Jugend ist nur noch ein Stückchen Frühling mit sparsamen rothen Fäden eingemerkt, und Alles ruft aus dem Mädchenherzen: „Ehe, kehr' ein, denn es will Abend werden!" Und da, auf diesem Wendepunkt des Krebses, fangen die Mädchen an, sich blos Versorgungshäuser zu bauen.

Die Besorgung über die Versorgung fängt an, und die Bauwuth ist von der schwindelnden, bunten Höhe der Luftschlösser bis in die mausfarbene Region eines kleinen häuslichen Lebens versunken, wo eigener Herd und Küche den Grundriß ausmachen.

In diesen Jahren von fünfundzwanzig bis achtundzwanzig, da fangen die Paradiesvögel, die vom Thau der Hoffnung lebten und ohne Füße zwischen Himmel und Erde flatterten, allmälig an, die zarten Füßchen auszustrecken, um auf der lieben prosaischen Erde, wo die Männer wachsen, festen Boden zu fassen. Leider fangen in diesen Jahren schon an, die Freierschwalben sich zum Abzug aus den herbstlichen Tagen zu rüsten; die Männer, die eine häusliche Versorgung lieben, tragen Bedenken, ob Wesen, die einige Jahre in Luftschlössern und einige Jahre in Kartenhäusern, möblirt mit dem kostbaren Geräthe ihrer Einbildung, zu wohnen gewohnt waren, lange und reell zufrieden bleiben würden in dem einfachen Versorgungshause eines bescheidenen Looses, und so nahet denn oft das achtundzwanzigste Jahr unter Zagen und Bangen, unter Harren und Hoffen, unter Sehnen und Täuschen heran, und da beginnen:

4. Die Strohhüttenjahre.

Vom achtundzwanzigſten bis zum einunddreißigſten Jahre ſind die drei parforce-romantiſchen Jahre, wo die Mädchen endlich auf Luftſchloß, Kartenhaus und Verſorgung verzichten, aus der Noth eine Tugend, und aus der Heirathſucht eine bloße Lieb-, Schmacht- und Sehn-Sucht machen! Sie wollen nichts, als ein liebendes Herz und eine „Strohhütte“!

In frühern Zeiten fanden ſich bei den Mädchen dieſe Strohhütten-Phantaſien nur im Paroxismus des frühen Jugendfiebers ein. Da waren es blos die Schneeglöckchen unter den Mädchen, die zarten Mägdlein, welche vor dem Frühling aus der Gefühlsdecke in die romantiſche Welt hineinwuchſen, die, großgezogen an Fouqué's blauflämmlicher Minne, an Lafontaine's taubenfütterndem Inſichſehnen und an Clauren's butterflüſſiger Dahingebung, dieſes Sehnen und Drängen nach dem Lande, wo die Strohhütten blühen, in ſich verſpürten.

Jetzt aber finden wir dieſe Strohhütten nicht mehr am Eingange in die Mädchenjugend, ſondern am Ausgange, und die Mädchen flüchten ſich nur dann hinein, wenn ſie ſchon zu lange leeres Stroh gedroſchen haben. Dann werden blos Herz, Gefühl, Liebe, Austauſch der Gefühle, inniges Erkennen u. ſ. w. als die reellen Güter der Ehe betrachtet, und man will ja weiter nichts, als ein liebendes Herz, um ſich an-, und eine Strohhütte, um ſich einzuſchließen!

Aber ach, du mein lieber Himmel! Strohhütten findet man zu achtundzwanzig Jahren wohl im Nothfalle noch manchmal, aber liebende Herzen ſind in dieſer Gegend ſehr ſelten! Die „liebenden Herzen“ bekommt man blos am Morgen des Lebens auf dem Wochenmarkt der Männer! Liebende Herzen muß man zum Gabelfrühſtück nehmen, und nicht zur Abendſuppe! Und ſo kommt denn das einunddreißigſte Jahr, und mit ihm:

5. Die Verzweiflungsjahre.

Das Schrecklichſte der Schrecken iſt ein Mädchen, das ſchon daran verzweifelt, ob es einen Mann bekommt und doch à tout prix einen haben will! Wie jeder Menſch fürchterlich iſt, der von Menſchen oder vom Schickſal bis zur Verzweiflung getrieben wird.

In dieſen Verzweiflungsjahren muß man ihnen aus dem Wege gehen, wenn man nicht angefallen ſein will. Da ſind ſie fürchterlich, da gilt Gewalt und Fauſtrecht und Ueberfall! „Ein Mann!“ iſt die Loſung, das Feldgeſchrei; was er iſt, wer er iſt, wie er iſt, was er hat, ob er was hat, das thut Alles nichts zur Sache. Von den Hilfszeitwörtern „Sein“ und „Haben“ iſt es ihnen genug, wenn er nur iſt und ſie ihn nur hat.

Ich rathe allen Männern, den Mädchen in den Verzweiflungsjahren nicht nahe zu kommen, denn auf jeden Fall ſetzt es einen harten Kampf!

Dieſe Verzweiflungsjahre dauern bis ins ſechsunddreißigſte, dann an dieſem Eckſtein, an dieſer kalten, ſteinernen, eckigen Grenzſäule aller Hoffnungen beginnen:

6. Die „Hol's der Teufel!"-Jahre.

Im sechsunddreißigsten, da, nach jahrelangem Ringen, Hoffen, Zweifeln, kommt die eiserne, nothwendige, nicht mehr zu umgehende Entsagung!!! — Nach einem furchtbaren Kampfe unterschreiben sie in sich, an sich die furchtbar schmerzliche Abdications-Acte und sagen endlich:

„Hol's der Guckguck!"

Wie Marius auf den Trümmern von Karthago sitzen sie auf den Ruinen von allen Luftschlössern, Kartenhäusern, Versorgungshäusern und Strohhütten, hinter ihnen raucht die Schädelstätte aller ihrer Wünsche und Hoffnungen auf, und vor ihnen liegen die langgestreckten Pampas, die ungeheuren Grasebenen ihrer Zukunft, und hier, auf diesem Bileamspunkte ihres Lebens, hier entsagen sie, reißen sie alle Erwartungen aus ihrem Herzen und werfen sie wie deukalionisches Gebein hinter sich und rufen aus:

„Hol's der Guckguck!"

Aber mit diesem Resignationsruf schwören sie blutigen Haß allen Männern und grimmige Rache allen Frauen und Mädchen! Sie weihen ihr Leben nun ganz wie die Pampas-Indianer der blutigen, wilden, schonungslosen Menschenjagd in den Pampas ihrer künftigen Jahre! Sie schleifen ihre Lippen um zu Sicheln und ihre Zungen zu Schwertern! Sie metzeln alle Männerliebe, alle Mädchentreue, alle Frauentugend nieder! Sie zerfleischen Alles, was liebt, geliebt hat und lieben wird, mit den Zähnen; sie

waſchen ſich in dem Blute Aller, die heirathen, geheirathet haben oder heirathen wollen; ſie waten in dem vergoſſenen guten Ruf von Mädchen, Frauen und Witwen; ſie ſcharren todte Scandale aus dem Grabe der Vergeſſenheit!

Gott behüte jeden guten Namen, jedes gute Mädchen, jede treue Liebe, jedes redliche Verhältniß vor den Mädchen in dieſen Jahren!!

Meine Leiden durch die Weibertreu von Weinsberg.

Ich hätte mein Lebtag nicht gedacht, daß mich die „Weiber von Weinsberg" je beunruhigen werden! Allein wenn ein Herz einmal vom Fatum bestimmt ist, durch Frauen zu leiden, so steht die letzte Gefallene aus dem Mägdekrieg auf, und die fromme Aehrenleserin Ruth steigt aus ihrem Grabe, um uns zu peinigen.

Ich denke, der Mensch ist zu dem ewigen Umgang mit Frauen geboren, denn es heißt: „Der Mensch ist zum Leiden geboren!" Die Frauen sind also wie die Dichtkunst: man muß dazu geboren sein!

„Ein Kind, im Februar geboren," — so heißt es in der „Karten- und Monats-Sibylle" — „hat ein unruhiges Geblüt, wird durch Frauenvolk viel erprobt, bekommt fünf Frauen und erreicht Alles, was er wünscht, am Ende." — Ich bin ein Kind im Februar geboren, und wenn ich vier Frauen bekommen soll, so muß sich das Schicksal sehr tummeln; allein für das Glück, daß ich Alles, was ich wünsche, am Ende erreiche, küss' ich der Frau Sibylle die Hand! Heißt das an meinem Ende, oder am Ende des Wunsches?

Aber daß ich durch „Frauenvolk" viel erprobt wurde, ist notorische, historische Wahrheit. Kommen jetzt sogar noch

waſchen ſich in dem Blute Aller, die heirathen, geheirathet haben oder heirathen wollen; ſie waten in dem vergoſſenen guten Ruf von Mädchen, Frauen und Witwen; ſie ſcharren todte Scandale aus dem Grabe der Vergeſſenheit!

Gott behüte jeden guten Namen, jedes gute Mädchen, jede treue Liebe, jedes redliche Verhältniß vor den Mädchen in dieſen Jahren!!

Meine Leiden durch die Weibertreu von Weinsberg.

Ich hätte mein Lebtag nicht gedacht, daß mich die „Weiber von Weinsberg" je beunruhigen werden! Allein wenn ein Herz einmal vom Fatum beſtimmt iſt, durch Frauen zu leiden, ſo ſteht die letzte Gefallene aus dem Mägdekrieg auf, und die fromme Aehrenleſerin Ruth ſteigt aus ihrem Grabe, um uns zu peinigen.

Ich denke, der Menſch iſt zu dem ewigen Umgang mit Frauen geboren, denn es heißt: „Der Menſch iſt zum Leiden geboren!" Die Frauen ſind alſo wie die Dichtkunſt: man muß dazu geboren ſein!

„Ein Kind, im Februar geboren," — ſo heißt es in der „Karten- und Monats-Sibylle" — „hat ein unruhiges Geblüt, wird durch Frauenvolk viel erprobt, bekommt fünf Frauen und erreicht Alles, was er wünſcht, am Ende." — Ich bin ein Kind im Februar geboren, und wenn ich vier Frauen bekommen ſoll, ſo muß ſich das Schickſal ſehr tummeln; allein für das Glück, daß ich Alles, was ich wünſche, am Ende erreiche, küſſ' ich der Frau Sibylle die Hand! Heißt das an meinem Ende, oder am Ende des Wunſches?

Aber daß ich durch „Frauenvolk" viel erprobt wurde, iſt notoriſche, hiſtoriſche Wahrheit. Kommen jetzt ſogar noch

die Frauen von der „Weibertreu" zu Weinsberg und rüttelu an dem eiſernen Schlafrocke meines winterlichen Herzens!

Die Geſchichte iſt ſo:

Ich ſaß und dachte an gar nichts, und ob ſich nicht ein gutes Luſtſpiel aus dieſem Stoff machen ließe. Am allerwenigſten aber dachte ich an irgend eine Fabel oder an die „Weibertreu". Da fällt mir ein Zeitungsblatt in die Hand, in welchem mitgetheilt wird, daß ſich ein Frauenverein gebildet hat, um den Frauen für Weibertreu in Weinsberg ein Monument zu ſetzen; dabei ſtand noch eine Art Bemerkung: „Daß wir vielleicht einſt mehrere ſtrumpfſtrickende Schriftſtellerinnen in Stein ausgehauen und verewigt ſehen werden."

Ich, in meiner reinen, ſchuldloſen Seele, denke daran, daß es wirklich Verdienſt iſt, manche Schriftſtellerinnen auszuhauen, ob nun in Stein oder Papier, das kommt darauf an, welches Material man eben hat, und in dieſer patriarchaliſchen Einfalt meines Herzens nehme ich meinen theuren Collegen, den Rothſtift, den General-Redigirer und Herausgeber aller modernen Journale, — ſtreiche dieſem Artikel auf beiden Seiten die Wangen roth, ein röthlicher Fingerzeig an meinen Setzer, dieſen Artikel, vermöge des magnetiſchen Rapports und redigirenden Handauflegens, von jener Zeitung in meine Zeitung überzuzaubern; und vermittelſt dieſer einfachen Vorrichtung, die vielfache Nachahmung findet, befand ſich jener Artikel Tags darauf im „Humoriſten" Nr. 132, im „Bunterlei", wo ich ihn mit Vergnügen ſelbſt wieder als eine Neuigkeit las.

Ich glaubte nun der „Weibertreu“ genug gethan zu haben. Ich dachte des ſchönen Auguſttages, an welchem ich mit gar holden Schwäbinnen auf dem ſchönen Berge zu Weinsberg herumwandelte und den herrlichen Neckarkreis überſah, und meine Lippen floſſen über von Weibertreu und Huldigungen, und wie die liebenswürdige K... aus Heilbronn ſelbſt einen leiſen Zweifel über die etwaige Möglichkeit einer ſolchen That in unſerer Zeit ausſprach, und dachte ſo fort da — da — da —

Da bekam ich an einem ſchönen Morgen ſpät Abends folgendes Schreiben von weiblicher Hand, mit dem Bemerken: „Zur Aufnahme im Humoriſten.“

„Mein Herr Redacteur!

„Es mag ein wahres Glück für die Geſchichte geweſen ſein, daß Sie in den Zeiten, Tagen und Augenblicken, als ſich die Weiber von Weinsberg ſo treu bewährten, nicht in Weinsberg vermählt lebten; — faſt fürchte ich, daß die Frauen-Vereine von Württemberg nun keinen Anlaß gehabt hätten, der Treue ein Monument zu bauen, — wenigſtens würde den die Geißel der Satyre über unſer Geſchlecht ſchonungslos Schwingenden Keine für das Koſtbarſte angeſehen haben. — Dies als kurze Erwiderung für die ungefällige Aufnahme der unſer Geſchlecht ſo ſehr mißhandelnden Zeilen in Nr. 132 des „Humoriſten“, Seite 528 des „Bunterlei“, und zwar um ſo mehr, da es Ihnen weder an Zartheit des Gefühls, noch an Unterſcheidungskraft fehlt, und Sie uns bald in den Himmel erheben, bald in den Staub werfen, je nachdem Ihre Laune die Handlungen Ihrer Geliebten beurtheilt.

Eine für Alle.“

Lieber Leſer! Setze dich in meine Stellung und beurtheile meine Lage! Mir das zu ſagen!

Ich könnte, wenn ich nicht gar ſo zartfühlend wäre, die unbekannte Schreiberin ſehr beſchämen, wenn ich ihr aufrichtig geſtehen wollte, daß ich eigentlich ſelbſt einer der Männer war, welchen die Weinsberger Weiber aus der Feſtung trugen. Ich erinnere mich noch recht gut, es war eine liebe Frau, blaue Augen, blonde Haare, und ich ſaß recht gut auf ihren lieben, weichen, runden, alabaſternen Schultern. Als ſie mich zum Stadtthore hinaustrug, ſagte ſie: „Gieb Acht, lieber Moritz, daß du dir den Kopf nicht anſtoßeſt!“ worauf ich ihr erwiederte: „Sei ruhig, liebe Afra, du weißt, es muß Alles nach deinem Kopfe gehen.“ — Neben mir trug die Frau des Redacteurs der dazumaligen „Weinsberger Damen-Zeitung“ ihren Mann auf dem Rücken; meine Frau fragte ſie: „Wie geht's dir?“ und ſie antwortete, indem ſie ihrem Manne nach dem Kopfe griff: „Schlimm, ich fühle gar keinen Kopf mehr!“ Ich erzähle dieſe Details blos deshalb, um meine ungenannte Eiferin von der Wahrheit meiner Ausſage zu überzeugen.

Sehen Sie, meine werthgeſchätzte Unbekannte, ich, der ich doch dabei geweſen bin, mir ſcheint noch immer, es war ein kleiner Mißgriff in der ganzen Sache; denn ich glaube mich erinnern zu können, daß mich nicht meine Frau, ſondern die Frau meines Nachbars, des Weinsberger Lotto-Collecteurs, auf die Schultern packte, und daß ich im Gedränge meine Frau ſah, die den Lotto-Collecteur aufgeſteckt hatte. Sehen Sie, ſo ging's vielleicht mit Allen! Allein

ich will nichts gesagt haben! Irren ist menschlich! O, meine theure Unbekannte, ich könnte Ihnen noch einige Züge aus jener Geschichte mittheilen, die ich als Augenzeuge mit ansah. Nur eins wissen Sie; hören Sie! — Ich saß gerade beim „gülbenen Spätzle" in der „Sulmgasse", es war 1140 um 3 Uhr Nachmittag.

Dazumal reiste Theophrastus Paracelsus gerade durch unsere Stadt, mit dem Arcanum für die Weibertreu. Es bestand in einem einzigen großen Schlüssel, welcher eine zweifache Wirkung hervorbrachte: wenn die Frau außer dem Hause war, und der Mann inwendig zusperrte, so konnte er im Hause ruhig sein; wenn die Frau im Hause war, und er auswendig zusperrte, so konnte er außer dem Hause ruhig sein. — Dieses einfache Mittel ist jetzt leider verloren gegangen. — Wir saßen also und tranken einen leichten Kannstädter. Da läßt Kaiser Konrad der Dritte in die Stadt hinein sagen: „Er wolle die Weiber ausziehen lassen, aus der Stadt nämlich, und jede Frau dürfte ihr Theuerstes auf dem Rücken mitnehmen."

Ich hielt sogleich eine Anrede: „Theure Freunde! Lassen wir in Gottesnamen die Frauen aus der Stadt ziehen, dann sind wir „freie Bürger und Herren dieses Bodens!" — Allein mein Patriotismus fand kein Gehör! Alles lief durcheinander; da sagte Paracelsus: „Wißt ihr was, nehmt Jeder das letzte neue Kleid, den letzten modernen Hut von eurer Frau, laßt ihn um keinen Preis aus der Hand, und die Frauen müssen also, um ihr Theuerstes zu retten, euch selbst mittragen."

Und dieſes Rathes Herrlichkeit entriß uns Konrad's verfolgenden Dragonern!

Ein jeder Mann wickelte ſich den koſtbarſten Shawl, die Lieblingsgewänder ſeiner Frau um den Leib, und ließ nicht von ihnen, und ſo mußten ſich alle Frauen entſchließen, die Männer ſelbſt mitzutragen!

O, ich könnte noch Anekdoten von der „Weinsberger Weibertreu" erzählen, allein ich bin ein ruhiges Blut, ich lehne mich nie gegen alte Weltgeſchichten und gegen alte Weltweiber auf, denn die haben die Zungen von Jahrhunderten für ſich!

Die geiſtreiche Einſenderin möge alſo erſehen, daß ich, Gottlob, nicht in Weinsberg zurückgeblieben bin.

Wenn ich gegen die Errichtung eines Monumentes für die „Weibertreu" bin, ſo geſchieht das aus Achtung des weiblichen Geſchlechtes, und ich werde ſchon wieder verkannt!

Wem ſetzt man ein Denkmal? Dem Außerordentlichen! dem ungeheuer Seltenen! Man ſetzt Schiller ein Denkmal, weil es keinen mehr giebt! Soll man der „Weibertreu" ein Denkmal ſetzen, weil es keine mehr gibt? Iſt denn wirklich die Treue der Frauen ſo ſelten geworden, daß man einem Beiſpiel von Treue ein Monument ſetzen muß? — Dieſe Frage iſt völliger Ernſt! Es liegt in der Errichtung jenes Monumentes eine wahre Anklage, eine ſteinerne Verleumdung! Es iſt erſtaunlich, wie aus dem zarten Sinne zarter Frauen eine ſolche Idee hervorgehen kann!

Seit wann ſetzt man der Erfüllung einer Pflicht ein Denkmal? Seit wann wird einer That ein Denkmal errichtet,

deren Unterlaſſung die Menſchheit als eine Schändung ihres Götteradels zu betrachten ein Recht hat?

Am Ende wird man jedem Menſchen, dem es aus beſonderer Großmuth beliebig ſein wird, eines der zehn Gebote nicht zu übertreten, ein Denkmal ſetzen!

„Die Zeit iſt aus ihren Fugen getreten; wehe mir, daß ich geboren bin, ſie einzurichten!“

Fürchten Sie nichts, meine Unbekannte, ich kann die Zeit leider nicht einrichten, ich muß mich begnügen, ſie blos auszurichten. — Sie werden alſo aus dem Ganzen erſehen, daß ich im Scherze wohl gerne und oft das weibliche Geſchlecht mit meiner Satyre heimſuche, allein, daß, wo es den geharniſchten Ernſt gilt, Niemand mehr Achtung und Verehrung vor dem weiblichen Geſchlechte hat, als eben ich. Und ich ſchmeichle mir, wenn wir heute einen Weinsberger Fall erlebten, Sie, ja Sie ſelbſt würden mich Huckepuck auf dem Rücken davon tragen und ausrufen: „Gottlob, ich hab' ihn im Rücken!“

Daß Sie mir ſagen, ich ſchreibe gerade ſo, wie meine Laune die Handlungen meiner Geliebten beurtheilt, iſt hart; denn meine Geliebte iſt nicht von der Handlung!

Sie unterzeichnen: „Eine für Alle“, aber dennoch werde ich nie Alle für Eine vergöttern, oder Alle für Eine verletzen.

Leben Sie wohl, und wenn Sie mir im Namen des ganzen Geſchlechts wieder was zu ſagen haben, ſo ſchreiben Sie:

Alle für Einen.

— — —

Va banque, der Visite de reconnaissance!

Wie hat die Sitte — wir wollen einmal einen Gebrauch so nennen — etwas Abgeschmackteres erfunden, als die

»Visite de reconnaissance!«

Wie übersetzt man das? Ein Erkenntlichkeits-Besuch? eine Dankabstattung? ein Wiedererkennungsbesuch?

Wenn man kein Esser von Profession, kein Trinker von Passion, kein Spieler von Herzen und kein Tänzer von Metier ist, wozu soll man noch eine Visite de reconnaissance machen?

Man wird eingeladen, um Abends zu Mittag zu essen. Das kostet erst ein Paar Handschuh, einen Wagen, und — entsetzlicher Gedanke! — wenigstens vier Stunden Zeit! Vier Stunden Zeit! Was das für ein Kapital ist, das weiß nur der, welcher nichts besitzt als die Zeit, und dem deshalb die Zeit nie lang wird, als nur dann, wenn man sie ihm ums Himmelswillen verkürzen will!

Vier Stunden Zeit! Und wie sind sie ausgefüllt und wattirt diese vier Stunden! Alle Augenblick etwas Anderes für den Magen, und nie etwas Anderes für den Geist! Man wechselt alle Minuten die Teller und alle Stunde

einen Gedanken aus! Will man den Mund aufmachen, um etwas zu reden, ſo nimmt Einem der Bediente ſchnell das Etwas zum Eſſen fort. Will man rechts ſein Ohr auf ein Geſpräch neigen, ſo muß man links das Salz hinreichen. Will man links ein trauliches Wörtchen ſprechen, ſo muß man rechts das Glas anfüllen. Will man gar nichts reden, ſo frägt die Hausfrau um Neues, um Theater, um Concerte und um alle Hausunterhaltungen, die Statt gehabt haben und haben werden. Will man ja einmal etwas Zuſammenhängendes ſprechen, ſo wird man alle Augenblicke von einem „Eſſen Sie doch!“ — „Schenken Sie doch ein!“ — „Ich bitte um die Montardière!“ unterbrochen. Spricht man viel, ſo kann man nichts eſſen und gilt für einen Schwätzer, ſpricht man nichts, ſo gilt man für einen faden Patron. Wenn's hoch kommt, hat man das Glück, ein Glas rothen Wein umzuſtoßen, oder einen Löffel voll rothe Rüben auf das Tiſchtuch fallen zu laſſen, der Nachbarin mit dem Ellenbogen ihre Gabel in die Zunge zu treiben, einen Schluck Wein unrecht in die Kehle zu bekommen, eine Gräte zu ſchlucken und andere tauſend kleine Tafelunfälle zu erleben, die man à la Camera brevi manu abmacht, die aber an großen Tafeln zu den allervertracteſten Unglücksfällen des Lebens gehören! Hat man endlich drei Stunden geſeſſen und den Repetirmagen erprobt, ſo ſteht man auf und macht dreißig oder vierzig tiefere oder flachere Verbeugungen, lehnt ſich an eine Thürpfoſte und verdaut in die Geſellſchaft hinein, dann macht man wieder einige Verbeugungen, empfiehlt ſich deutſch oder franzöſiſch, ſteckt mehreren Dienern

und Fackelträgern die Belohnung für das Amuſement in die Hand und zeichnet ſich wie Hamlet in ſeine Schreibtafel ein:

„Nächſten Sonntag muß ich da eine
Visite de reconnaissance machen.“

Dafür, daß ich vier Stunden Zeit mich zum **Möbel** gebrauchen ließ, daß ich dem Wirth und der Wirthin **helfen** mußte, ihre Gäſte zu unterhalten (denn eigentlich werden alle Gäſte doch nur wieder für die Gäſte gebeten), dafür muß ich einen Beſuch machen, um mich zu bedanken!

Und dennoch gibt es Menſchen, deren Lebenslauf nichts iſt, als eine Abwechslung von einer »Visite d'appétit« und einer »Visite de reconnaissance«!

Aber einen unendlichen Vortheil bringt dieſe Sitte der Visite de reconnaissance: wenn man ſie nämlich einmal verſäumt, wird man nicht mehr eingeladen! O himmliſche Folge irdiſcher Geſittung!

Ich ſehe aber eine Zeit kommen, wo beſonders Menſchen von Geiſt und Kunſt ſich ſattſam und hoch genug ſchätzen werden, um das Recht ihrer geiſtigen Erſtgeburt nicht um eine Schüſſel Linſen hinzugeben; wo der Austauſchhandel: „Gib mir Geiſt und Kunſt, und ich gebe dir Pudding und ſteiriſchen Kapaun!“ nicht angenommen werden wird; wo Menſchen, die nichts haben, als ihr Talent und ihren Genius, dieſe nicht als Flötenuhren und Spielauffätze hinſtellen werden unter die Reihe von Faſanen und Trüffeln und anderen Wildpretmarktdelicateſſen; dann, dann, ja dann wird das goldne Zeitalter kommen, wo man

dafür, daß man ſich einladen ließ, eine Visite de reconnaissance bekommen muß und bekommen wird!

Allein ſo lange es noch Würdenträger des Geiſtes, der Kunſt und des Talentes gibt, die ihren Genius gerne hinaustreiben auf den Naſchmarkt der Société; die ihre Göttergabe als Tafelſtückchen und Bänkelſängerei und Schaubrote loslegen und produciren für ein paté de foie und für eine mit Wachs beleuchtete Puppengeſellſchaft, ſo lange dieſe Selbſtentwürdigung noch graſſirt unter den Geniusbegabten, ſo lange wird die »Visite d'appétit« und die »Visite de reconnaissance« ihren lächerlichen Scepter noch ſchwingen. Ich aber rufe aus:

»Va banque, der Visite de reconnaissance!«

Va banque, Stammbuch und Album!

Stammbuch! Album!

Das Album iſt das moderne Stammbuch; das Stammbuch iſt das antike Album!

Jetzt iſt die Zeit der Albums! Muſikaliſche, theatraliſche, graphikaliſche Albums!

Eine ganze Sündflut von Albums bricht über uns herein!

Schiller's Album!

Was heißt: Schiller's Album? Ein Papierſchiff, in welchem ſich kleine Dichter an den Rockſchoß eines großen Dichters anhängen, um mit ihm in die Zukunft hineingeſchleppt zu werden!

Schiller's Album! Eine gedruckte Ausrede der lebendigen Eitelkeit, um unter dem Reſpect, welchen man den Todten ſchuldig iſt, waſſerdicht und feuerſicher in die Leſewelt hineinzukutſchiren.

Schiller's Album! Ein Leichenſchmaus für literariſche Würmer, die ſich auf dieſem Feſte zu Tiſche laden.

Weg mit den Albums, weg mit den Stammbüchern! — Va banque!

Ein Stammbuch!

Ich bekomme Nervenzufälle, wenn ich das Wort höre!

„Wollen Sie ſich nicht in mein Stammbuch ſchreiben?"

Das war einmal die Wuthfrage aller ſentimentalen Mädchen, aller Geſellſchafterinnen, aller gebildeten Commis, aller Geſchäftsreiſenden.

Wenn man wohin kam, wurde das Stammbuch ausgepackt.

Da ſtand die Freundin, die Couſine, die Lehrerin, die Großtante, die Klaviermeiſterin, der Sprachlehrer, ein Hausfreund, ein Leibdichter, ein Acteur, eine Muſterſtickerin u. ſ. w.

Da las man:

„Wandle auf Roſen und Vergißmeinnicht.“

„Wenn's auch über's Kreuz ſollt' ſein,
Mein Name muß in's Stammbuch 'nein!“

„Dieſes Stammbuch iſt ein ſchöner Baum,
Gib mir als ein Blatt darauf auch Raum!“

„Wenn die Sonne vom Himmel geriſſen,
Wirſt Du meine Freundſchaft vermiſſen!“

„Die Maus in der Falle,
Die Kuh in dem Stalle,
Das Schaf auf der Wieſe
Blökt freudig: Louiſe!“

»Un Coeur qui soupire,
N'a pas ce qu'il désire.«

»Adore un dieu, sois sage et aime-moi!«

»Sii felice
Il cour me lo dice.«

Und tauſend andere ſolche Kraftſprüche.

Wenn man nur einen Namen hat so groß wie eine Haſelnuß, ſo hat man keine Ruh, bis man auch ſeine Kakelfüße in das ſeidene Namens-Faulbett hineingeſteckt hat.

Und nun jetzt gar die Albums!

Ein Charlatan und Farceur, ein Bauchredner erbeutet ſich mit Feuer und Schwert ein Album mit den Namen berühmter Notabilitäten, läßt es dann drucken und wird ein berühmter Schriftſteller!

Muſikaliſches Album! Literariſches Album!

Schrecken der Muſiker, Geißel der Literaten! — Wer Teufel hat alle Augenblicke ein Sonett, ein Madrigal, ein Impromptu bei der Hand? Wer Teufel kann Witz und Einfälle aus dem Aermel ſchütteln? Ein Schriftſteller kann jetzt ohne ſolchen Vorrath gar nicht unter die Leute gehen!

Wer Teufel hat ſtets eine muſikaliſche Boutade, ein melodiſches Epigramm, ein ſingbares Variatiönchen, ein tönendes Gedankchen, ein harmoniſches Sentenzchen in den Schreibfingern? Ohne dieſen Taſchen-Compoſitions-Apparat darf ein Componiſt gar nicht mehr in Geſellſchaft gehen!

Da liegt man in einem ſolchen Album wie ein melancholiſcher Häring, man liegt wer weiß neben wem, wer weiß mit wem!

Va banque, Stammbuch! — Va banque, Album!

Va banque, den Thränen!

Es gab eine ſchöne Zeit, eine himmliſche Zeit, eine Zeit, wo ich an Märchen, an Knecht Ruprecht, an Liebestreu und an Thränen glaubte! Nur Thränen, Thränen waren mir die Beglaubigungs-Urkunde der Wahrheit, die beeidigten Zeugen der Empfindung, die Rechtsbeiſtände jedes edlen Gefühls!

Ach, ich wußte dazumal nicht, was Thränen ſind; ich glaubte, ſie ſeien ein Vorzug des wahren Schmerzes, des heiligen Unglücks, der innigen Liebe; ich glaubte, ſie ſtrömten gerade aus dem Herzen in die Augenwinkel; ich war ein Ignorant! Jetzt weiß ich aber, daß die Thränen blos aus der Mündung der Thränen-Röhrchen kommen, daß ſie in's Auge treten durch Verſtopfung des Thränenkanals; jetzt weiß ich, daß auch die Hyäne und der Schakal Thränen vergießen, und die Heuchelei auch, und die Bosheit auch, und der Neid auch, und der Wahnwitz auch, und daß die Thränen nichts ſind, als willige, ſtets dienſtfertige Augendienerinnen und Allerwelts-Geſchäftsträger!

Va banque, den Thränen!

Und kennt denn der Menſch, und ſieht er denn jene Thränen, welche die echten Boten des zerdrückten Herzens, der eingeſunkenen Bruſt, der zermalmten Empfindung, der zu Grabe getragenen Hoffnungen, der ausgebrannten

Wünſche, der betrogenen Hingebungen und des vernichteten Schamgefühls ſind?! Kennt er denn und ſieht er denn jene Thränen, die in finſterer Nacht auf dem verſchwiegenen Kiſſen vergoſſen werden? Jene heißen, ätzenden Thränen, die ſtehender Gram mit der hohlen Hand verhüllt?! Jene ſalzreichen Thränen, welche oft beim vollen Becher mit Champagnerſchaum heimlich geſchlürft werden? Jene Thränen, die ein edler, aufbäumender Stolz im gezwungenen Aufgeben dieſes Stolzes in der Wimper zerdrückt? Jene Thränen, welche im Verborgenen die Wangen von tauſend und abermal tauſend in ihren edelſten Empfindungen Getäuſchten die blaſſen Wangen furchen?

Nein, dieſe Thränen ſieht und kennt der Menſch nicht! Er kennt nur die Thränen, welche Leidenſchaft und Aufregung, naſſer Jammer und all die offenen Schäden des Schickſals auf dem lauten Markte des Lebens vergießen!

Weil der Menſch aber die wahren Thränen nicht ſieht, und die Thränen, die er ſieht, nicht wahr ſind, darum:

Va banque, den Thränen!

Da iſt ein blitzendes Auge, ein Feuerrad im flammenden Umſchwung, es füllt ſich mit Thränen, ſie ſtrömen über das ſchöne Antlitz in rollenden Perlen herab! Das ſchöne Weib weint, ſie weint entſetzlich! Sie weint unſtillbar! Warum weint ſie? Der Herr Gemahl iſt ein Tyrann! Er mißhandelt ſie! Wie mißhandelt er ſie? Er will ihr zu Weihnachten den Hut um neunzig Gulden nicht kaufen!

Da wiederum rinnen große Thränen über ein blühendes Angeſicht; die klaren Tropfen ſtrömen ſtets von Neuem

aus der unverſiegbaren Quelle! Welch ein Unglück traf dieſes liebliche Haupt? Welch ein Jammer drückt dieſe empfindſame Bruſt? Der Vater will nicht, daß ſie einen Ball beſuche, auf dem einige leichtfertige Gäſte die ſchlichte Tugend zum Tanz aufziehen.

Da perlen große Tropfen über ein erglühtes Antlitz! Es ſind Thränen der Freude über den Korb, den eine Freundin erhielt!

Da weint ein ernſter Mann, ein bejahrter Mann weint und knirſcht mit den Zähnen! Welch ein Unglück muß dieſes Haupt ergriffen haben?! Sein Freund erhielt das Amt, um welches er ſich gleichzeitig beworben!

Hier vergießt eine Theaterprinzeſſin Thränen, ganze Bäche rollen auf ein Zeitungsblatt in ihrer Hand herab, es ſind „Thränen der Wonne!“ In dieſem Blatte ſteht:

„Sie übertraf ſich ſelbſt“ — „Sie errang die höchſte Stufe“ — „Sie iſt die Prieſterin der Muſe“ u. ſ. w. —

Wiederum vergießt ſie Thränen, ganze Bäche rollen auf ein Zeitungsblatt in ihrer Hand, es ſind „Thränen des unſäglichen Schmerzes!“ In dieſem Zeitungsblatte ſtand: ihre Kunſtſchweſter „errang die Palme!“ u. ſ. w.

Da fließen die geſalzenſten Thränen auf den rieſigſten Knoten der reizendſten Cravatte des eleganteſten Jünglings! Welch einen Schmerz hat dieſe Bruſt erfahren? Die Königin des Balles hat einem andern Jüngling, mit einem andern Knoten an einer andern Cravatte den Vorzug gegeben!

Da geht gebückt ein graues Haupt, eine langentbehrte Thräne preßt ſich aus ſeinem tiefen Augenwinkel! Was mag

dieſes greiſe Haar für Jammer erfahren haben? Die Tänzerin, die geſtern im Ballet ſolche reizende Pirouettes machte, hat den ſchmachtenden Schäfer von ihrer Thüre gewieſen!

Va banque, den Thränen!

Es gibt nichts ſo Kleinliches, nichts ſo Geringfügiges, nichts ſo Albernes, nichts ſo Heuchleriſches, nichts ſo Unwürdiges, worüber nicht ſchon alle Menſchen, zu allen Zeiten, allerlei Thränen vergoſſen haben und noch vergießen.!

Es iſt nichts auf Erden ſo gemißbraucht, ſo ſchändlich gemißbraucht worden, als eben die Thränen! Nichts auf Erden iſt ſo gleich und ſo gerne und ſo vollauf bereit, Falſchheit und Bosheit und jede leiſe Regung des Herzens mit falſchem Zeugniß zu unterſtützen, als eben die Thränen!

Va banque, den Thränen!

Mit erheuchelten Thränen wird das Herz des Mächtigen unter Waſſer geſetzt; mit erheuchelten Thränen wird ein großes Publikum zur Rührung geſtimmt; mit erheuchelten Thränen wird das eiſerne Herz, die eiſerne Tugend erſchüttert; mit erheuchelten Thränen wird Vergebung und Verſöhnung erwinſelt; mit erheuchelten Thränen wird Entſagung und Aufopferung vorgelogen; mit erheuchelten Thränen wird Treue und Liebe erſäuft; mit erheuchelten Thränen werden Herzen und Legate gewonnen!

Va banque, den Thränen!

Geht von mir, ihr Botenläufer und Lohnlakais aus allen Gaſthöfen und Schlupfwinkeln der menſchlichen Leidenſchaften! Geht von mir, ihr Larventräger und Komödiantinnen aus dem Luſt- und Trauerſpiel des Lebens! Geht

von mir, ihr Glasperlen und bunte Kügelchen aus der großen Galanterie- und Quinquaillerie-Handlung der menſchlichen Kunſtempfindungen, ihr täuſcht mich nicht mehr, ich kenne euch, ich durchſchaue euch!

Va banque, den Thränen!

Der deutſche Literatur-Wald.

Der Wald iſt dick, der Wald iſt groß,
Er hegt gar viel in ſeinem Schooß,
In ſeinen großen Räumen
Von Thieren und von Bäumen,
Von Vögeln und Geſträuchen,
Nur wenig Löw'n und Eichen!

Im Walde wird gar viel gebrummt,
Im Walde wird gar viel geſummt,
Von Aeſten und von Zweigen
Will Alles laut ſich zeigen,
Und mindeſtens dünkt Jeder
So hoch ſich wie die Ceder!

Es rauſcht und brauſt und wird nicht matt,
Es rauſcht im Stamm, es rauſcht im Blatt.
Ein jedes Sträuchlein flüſtert,
Wenn's hell iſt und wenn's düſtert,
Und glaubt in ſeinem Dichten
Sei herrlich es wie Fichten.

Das Moos, das an dem Boden kreucht,
Mit dünnem Sang den Wald durchkreucht,
Singt lyriſch und pathetiſch,
Und epiſch und auch ethiſch,
Und zählt ſich zu den Mannen,
Gewachſen wie die Tannen!

Sein Haupt erhebt der ſchlaffe Schwamm,
Den Mund nimmt voll er aus dem Schlamm,
Singt Lieder und Sonette
Mit Riedgras um die Wette,
Und glaubt, er dufte Grazie,
Wie Morgens die Akazie.

Das Schilf ſeufzt ohne Unterlaß,
Das Auge hat's vom Regen naß,
Es hüſtelt von Empfindung,
Von Schmerz- und Herz-Entbindung,
Und wagt es, ſich zu meſſen
Mit klagenden Cypreſſen.

Der Haſelſtrauch ereifert ſich
Und krümmt ſich gar erbärmlich,
Und ſpeit aus Mund und Naſen
Die windgefüllten Phraſen,
Um ſich hinauf zu winden
Zum Gipfel ſchlanker Linden!

Der Ampfer ſieht gar ſauer d'rein,
Er möcht' gar gern empfindſam ſein,
Er ſinget unabläſſig
Von ſeinem Liebes-Eſſig,
Von Thau und Thränen-Perlen,
Als wär' er Fürſt der Erlen!

Die Brombeer predigt gar Moral,
Direct wächſt ſie im Himmelsſaal,
Sie will mit weiſen Lehren
Die Welt ringsum beehren,
Möcht' ſich in Würde kleiden,
Wie graues Haupt der Weiden!

Das Holz mit faulem Angeſicht,
Es dünket ſich ein echtes Licht,
Weil immer, wenn es dunkelt,
Sein fauler Leib erfunkelt,
Will es empor ſich qualmen
Zum Glanze edler Palmen!

Und ſchweigt das Moos- und Pilz-Geſchlecht,
Dann hört man erſt die Beſtien recht,
Es ſingen, dichten, blaſen
Die Dachſe, Biber, Haſen,
Es ſingen ohn' Ermatten
Die Mäuſe und die Ratten!

Das Wieſel ſchreibt die Epopö',
Der Bock beſinget Lieb' und Eh',
Der Hamſter ſchreibt ſatyriſch,
Der Iltis wird gar lyriſch,
Der Maulwurf, ſonſt ſo myſtiſch,
Wird plötzlich humoriſtiſch.

Und iſt auch dies Geſchrei verpufft,
Dann fängt es an aus heiler Luft,
Es ſchweigt nun auch nicht länger
Das wilde Heer der Sänger;
Es ſtimmen ihre Leier
Der Gimpel und der Geier!

Der Guckguck ſingt: „ich bin! ich bin!"
Der Kiebitz ſingt, die Kiebitzin,
Der Spatz dann à la Heine
Singt: „Süße Spätzin meine!"
Und Rab' mit heiſ'rer Kehle
Beſpöttelt Philomele!

D'rum weil's ſo iſt, und weil's ſo war,
Sind in dem Wald die Eichen rar,
D'rum laſſen ſie ſich ſuchen,
Die Cedern, Palmen, Buchen,
Weil ſie nicht gern gedeihen,
Wo Pilze ſteh'n in Reihen!

D'rum weil's ſo war, und weil's ſo iſt,
Die Nachtigall verſtummt zur Friſt,
D'rum werden auch ſtets rarer
Die Lerchen und Canarer,
Weil ſie nicht wollen weilen,
Wo Bär und Uhu heulen!

Soll man zu früh oder zu spät in Gesellschaft gehen?

Eine Lebensfrage.

„Man versammelt sich um — Uhr." Das ist leicht gesagt, aber eine diplomatische Note ist nicht so unbestimmt und läßt nicht so viel Raum zu allenfallsigen Deutungen, Erweiterungen, Restrictionen und Reservationen, als dieses „Man versammelt sich um — Uhr!"

Gesetzt, die angegebene Versammlungsstunde sei „acht Uhr", wann ist's dann Bonton, gentlemanlike, in die Gesellschaft zu gehen? Ist es besser, die erste Schwalbe zu sein, die noch keinen Sommer macht, aber doch das Gefühl erweckt: „Aha, die Schwalben kommen schon, nun wird's bald heiß werden!" oder ist es rathsamer, ein nachzügelnder Kranich zu sein, der einige Zeit nach dem großen Kranichzug geflogen kommt, und der unbemerkbar, aber auch ungenirter seinen Streifzug vollenden kann?

„Man versammelt sich um acht Uhr!" Nun aber versammelt sich eine echte Gentlemanlike-Gesellschaft fortwährend, sie fängt an, um acht Uhr sich zu versammeln und versammelt sich ununterbrochen bis zwölf Uhr, sie versammelt sich so lange zusammen, bis sie bereits wieder anfängt, sich auseinander zu sammeln. Der Letzte,

der in die Verſammlung geht, ſtößt auf der Treppe ſchon auf einen Mann, der aus der Verſammlung kommt; was heißt alſo: „Man verſammelt ſich um acht Uhr?“

Ein wahrer, echter Gentlemanliker, — man erlaube mir, dieſes Wort zu machen, — ein Gentlemanliker comme il faut kommt immer eine Viertelſtunde, nachdem er weggegangen iſt, und entfernt ſich eine Viertelſtunde, bevor er gekommen iſt.

Was iſt aber überhaupt ein Gentlemanliker? Wie muß ein deutſcher Gentlemanliker beſchaffen ſein? Welches ſind die Zeichen, die uns ſagen, ob er ein Gentlemanliker von Halbblut, Vollblut u. ſ. w. iſt?

Ein deutſcher Gentlemanliker muß zu Fuß gehen, als ob er reite; reiten, als ob er ſchwimme; im Wagen ſitzen, als ob er tanze; tanzen, als ob er eben in Geſellſchaft ſäße, und in Geſellſchaft ſitzen, als ob er ſich eben aufs Bett ſtrecken wollte.

Ein deutſcher Gentlemanliker ſpricht engliſch wie franzöſiſch, franzöſiſch wie italieniſch, italieniſch wie deutſch, und deutſch wie ſpaniſch!

Ein deutſcher Gentlemanliker riecht vom Fuß bis zum Knie nach ſeinem Hund, vom Knie bis zur Bruſt nach ſeinem Pferde, von der Bruſt bis zur Naſe nach ſeiner Pfeife, von der Naſe bis über die Ohren nach ſeiner Amour, und von den Ohren bis über's Gehirn nach gar nichts!

Ein deutſcher Gentlemanliker hat immer eine Reitgerte in der Hand, ein Lorgnon im Auge, eine Fadaiſe im Munde, ſein Geld im Kopf und ſeinen Kopf in der Taſche.

Ein deutſcher Gentlemanliker ſpricht mit Gelehrſamkeit von ſeiner Cigarre, mit Selbſtbewußtſein von ſeinem Salonſtock, mit Salbung von ſeinem Schneider und mit Geringſchätzung von Allem, wozu man Verſtand braucht.

Ein deutſcher Gentlemanliker zieht nie einen neuen Rock am Feiertage an, trägt nie ein Parapluie und gibt nie dem Bedienten etwas fürs Hinableuchten.

Ein deutſcher Gentlemanliker trägt immer einen zerknitterten Hut und einen abgeſchabten Mantel, und ſchenkt nie einen alten Rock an arme Leute!

Ein deutſcher Gentlemanliker ſpielt in Geſellſchaft nur, um auszuhelfen, tanzt nur, wenn ihn was beſonders intereſſirt, und ſpricht nur, wenn er gerade nicht weiß, was er ſagen ſoll.

Ein deutſcher Gentlemanliker iſt nie artig gegen Damen, bietet nie einer Dame oder einem alten Manne ſeinen Platz an, wenn ſie ſtehen müſſen, kommt ins Theater immer während des Actes, ſtochert ſich bei der Suppe ſchon die Zähne, geht ſich ſelbſt alle Tage zwei Stunden um den Bart, gibt nie einem Armen auf der Gaſſe Etwas, weil es nicht gentlemanlike iſt, auf der Straße in die Taſche zu greifen, ſpricht von allen Künſten und verſteht gar keine, iſt überall zu Hauſe und nur bei ſich zu Hauſe fremd, iſt nie hungrig und ſpeiſt immer fort, iſt ein Mäcen von allen Künſtlerinnen und mißhandelt ſeine Domeſtiken.

Wenn man alſo ein Gentlemanliker ſein will, wann muß man in Geſellſchaft gehen?

Kommt man früh, ſo zucken die Bedienten im Vorzimmer die Achſel und ſtecken Einem mit einem halben Lächeln die Garderobenummer „Nr. 1“ in die Hand. Zu welchen Leidſeligkeiten führt dieſes „Nr. 1!“ Erſtens dient dann unſer Oberrock oder Mantel als Unterlage zu einem Chimborasſo von nachher darauf aufgethürmten Kleidern, und ſeine grämlichen Falten ſagen uns noch lange nachher, in welchem Drucke er gelebt hat. Zweitens, wenn man dann etwas früher ſich entfernen will, und man gibt dem Bedienten die Marke „Nr. 1“, erbleicht er, ſieht uns mit einem erröthenden Blick an, denn wie ſoll er nun dieſe Nummer von allen auf ſie aufgethürmten Röcken, Mänteln, Pelzen u. ſ. w. befreien!

Nach dieſer Unannehmlichkeit kommt die, daß, wenn man früh kommt, uns im Hineingehen ein Bedienter mit einem Tiſch entgegenläuft und anſtoßt, ein zweiter nach einem Kandelaber greift und uns auf den Fuß tritt, ein dritter noch mit dem Lichtanzünden herumwandelt und uns auf den Kopf tröpfelt u. ſ. w. In den noch leeren Zimmern überfällt es uns unheimlich; der Hauswirth iſt noch damit beſchäftigt, die Blumen zurecht zu ſtellen, die Hauswirthin hat noch an ihrem Boudoir zu neſteln, und nun müſſen ſich Beide ausſchließlich — mit dem Neuangekommenen beſchäftigen! Die Verlegenheit drückt ſich in allen drei Geſichtern deutlich aus. Dieſe Verlegenheit wird mit jedem Neueintretenden vermehrt! Denn ſo lange die Geſellſchaft klein iſt, muß man vom Wirth oder von der Wirthin gegenſeitig vorgeſtellt werden, und jede neue Vorſtellung iſt eine neue

Unbequemlichkeit. Und ſodann in der Converſation und im Schachſpiele ſind die erſten Züge die langweiligſten, die nichtsſagendſten! Da muß man aus allen Kräften arbeiten, um das liebe Geſprächsſchifflein vom Stapel laufen zu laſſen. Ueberdies nehmen ſich eine Perſon oder zwei, drei, in einem großen beleuchteten Saale ſehr matt und ſehr nüchtern aus!

Auf der andern Seite aber, welche Fatalitäten, wenn man ſpät in die Geſellſchaft kommt!

Im Vorzimmer wimmelt es von Bedienten, und ſelbſt dieſe Domeſtiken machen ſchon ihre Gloſſen; ja, einige ziſcheln: „Der kommt blos zum Eſſen!“ Die Hausbedienten ſind ſchon in den Zimmern beſchäftigt; kaum kann man ſeinen Rock unterbringen und erfährt nur mit Mühe die Stunde, wann der Wagen zu beſtellen iſt. Tritt man in den vollen Salon, da wenden ſich plötzlich hundert Augen, mit und ohne Brillen, nach dem neuen Opfer der geſelligen Suada. Da ſtecken ſie die Köpfe zuſammen:

„Wer iſt denn das wieder? — Ich kenne ihn nicht. — Aha, iſt der auch da? — Nun iſt's complet!“ — Und nun füllen ſie die große Lücke ihrer Unterhaltung mit der Charpie aus dem zerzupften Hereingetretenen aus. Das iſt aber nur der Anfang der Verlegenheit. In dem erſten Zimmer kennt man Niemand, man ſucht den Hauswirth, um ihn zu grüßen, wer weiß, wo der iſt! Man will ſich der Dame vom Hauſe vorſtellen, die ſitzt im ſechſten Zimmer auf einem Sopha, umſchanzt von einem drei-, vierfachen Frauenzimmerverhau. Zuerſt die alte Garde, dann die

Gallerie des Mittelalters, dann erſt die friſchen, jüngſten Ausgaben der reizenden Mädchenwelt.

Eine Regimentsfahne aus der Mitte einer feindlichen Schwadron zu holen, iſt nichts gegen die Aufgabe, durch dieſe lebendigen Jericho-Mauern durch, der Dame vom Hauſe ein anſtändiges Compliment zu appliciren!

Endlich iſt es uns gelungen! Wir haben eine kleine Breſche benützt und haben unſere Verbeugung auf Schußweite angebracht; da ſtreckt die Jugend die Hälſe lang, das Mittelalter ſieht uns inquiſitoriſch an, und die alte Garde frägt manchmal ganz laut: »Qui est-il donc?!«

Das iſt noch nicht Alles! Wir finden in dem Kreiſe der Damen eine Bekannte, wir machen ihr eine ſtumme Verbeugung, die ganze Serie der Damen neben und hinter dieſer Dame glaubt, man grüßt ſie, erwiedert es entweder freundlich oder vornehm verwundert, man muß nun auch dieſe Damen grüßen, die wieder Nachbarinnen haben und ſo in's Unendliche.

Iſt man endlich fertig und hat ſeine ſtummen Complimente alle abgeſetzt, ſo weiß man nicht, was anzufangen; alle Spieltiſche ſind ſchon beſetzt, alle Frauenzimmer abonnirt! Der Bediente bringt uns Thee, er iſt ſchon kalt; wir ſtellen uns an einen Spieltiſch, um zuzuſehen, die Dame bekommt ſchlechte Karten, man bringt Unglück, man entfernt ſich!

Kurz, Leid und Freud' iſt faſt immer gleich, man mag zu früh, man mag zu ſpät in Geſellſchaft gehen!

Höchſt rührender, nichts deſto minder höchſt menſchlicher, und nichts deſto minder höchſt einleuchtender Vorſchlag, Plan und Bauriß zu einem „Gegen-Thierquälerei-Verein“, wie er ſein ſoll im ganzen Umfange der idealiſtiſchen Vollkommenheit.

Die vorwärts eilende Bildung beſchäftigt ſich nun hauptſächlich mit dem „Wohl der Thierwelt!“ Das iſt ein gewaltiger Bildungsſchritt! Denn es zeigt von einer umfaſſenden und geiſtreichen Ein- und Anſicht der Dinge, daß ſich unſere Zeit nicht mehr mit dem „Wohle der Menſchenwelt“ beſchäftigt, und daß die Zeit ihre Zeit nicht vergeblich verſchwendet.

„Man ſoll kein armes Thier quälen!“ Dieſer Spruch ſollte zwar von Eheherren gegen ihre Frau, von Frauen gegen ihre Stubenmädchen, von Directoren gegen ihr Kunſtperſonal und Andere gelten. Allein wir wollen von dieſer Barmherzigkeit nur bei wirklichen Thieren, nicht bei dem »animal bipes implume« Gebrauch machen, und da die Zeit da iſt, in welcher die Männer ihren Pferden mehr Liebe ſchenken, als ihren Frauen, ihren Hunden mehr Sorgfalt und Menſchlichkeit angedeihen laſſen, als ihren Dienern, und Kunſtdirectoren an Pferde, Affen, Elephanten mehr verſchwenden, als an Künſtler und Künſtlerinnen, ſo iſt ein

„Gegen-Thierquälerei-Verein“

das zeitgemäßeſte Unternehmen. Ich habe einige Statuten zu einem ſolchen Verein in ſeiner ausgedehnteſten, umfaſſendſten Bedeutung, in ſeiner idealiſtiſchen Vollkommenheit entworfen und theile einige der Hauptparagraphe hier mit:

1. Vor Allem, und um bei der „Thierquälerei" im engen Familienkreiſe anzufangen, müſſen wir unſere Sorgfalt auf jene kleinen Thiere richten, die uns am nächſten gehen, und welche oft ein deſto grauſameres Schickſal erleiden müſſen, je mehr dieſe Qual in den geheimſten Falten der menſchlichen Verhältniſſe vor ſich geht!

Wir reden hier von jenen kleinen, gemüthlichen Weſen, welche in neueſter Zeit zuerſt durch Nicolai's „Reiſe in Italien" zu einer Bedeutung gelangten, dann durch Goethe's „Flohlehre" berühmt und durch Bertolotti endlich Mitglieder aller philoſophiſchen und wiſſenſchaftlichen Fakultäten wurden, von den — Flöhen nämlich.

Welchen Qualen dieſe Geſchöpfe ausgeſetzt ſind, welch einen grauſamen Tod ſie ſterben müſſen, und oft gerade durch jene Weſen, welche das weichſte Herz haben ſollten, iſt weltbekannt! Jetzt, da durch die Homöopathie die Blutegel zu Hyänen und die Flöhe zu Blutegeln promovirt werden, jetzt nehmen dieſe Dunkelmänner eine höhere Stellung ein und müſſen in den Rechten der Menſchheit beſchützt werden!

Der „Gegen-Thierquälerei-Verein" wird alſo beſonders ſein Augenmerk auf die „Flöhe" richten und zu dieſem Behufe beſondere

„Floh-Vögte“

anſtellen, welche in allen Familien darauf zu ſehen haben, daß die häuslichen Flöhe nicht über die Maßen gepeinigt werden, welche dem weiblichen Perſonale moraliſche Vorſtellungen zu machen haben, daß Strafe zwar ſein muß, daß aber alle Folter- und Marterprozeſſe abgeſchafft ſind, die Hinrichtung der Flöhe alſo, wenn ſie auf friſcher That ertappt worden ſind, ohne alle Gnade ſtattfinden muß, alles Hetzen, Treiben und langſam Tödten auch verboten iſt.

Auch iſt bei jedem Floh der animus injuriandi erſt zu beweiſen, in Fällen, wo die zarte Jugend, oder die Unzurechenbarkeit der Flöhe erwieſen iſt, oder andere erleichternde Nebenumſtände eintreten, muß die peine capitale, oder die Todesſtrafe gemildert, zum Beiſpiel in Verbannung u. ſ. w. umgeändert werden. Auch werden ſie Jedem, der ſich das jus gladii eines ſolchen Geſchöpfes herausnimmt, einſchärfen, den Flöhen vor ihrem Tode ſo viel Zeit zu gönnen, um ihre Familienangelegenheiten zu ordnen.

2. In Hinſicht der

„Mäuſe und Ratten“

hat der Verein darauf zu ſehen, daß die Methode, ſie durch Hunger zum Geſtändniß oder zum Tode zu bringen, gänzlich abgeſchafft werde. Auch das „Abſonderungs-Syſtem“ iſt grauſam; die Menſchlichkeit erfordert, daß jeder Maus oder Ratte ein geſundes, luftiges, lichtfreies Lokal angewieſen werde. Die Mäuſefallen müſſen vom „Vereine“ unterſucht werden, ob ſie keine Spitzen, Nägel oder andere ſchmerzverurſachende Dinge in ſich haben, damit

das unſchuldige Geſchöpf nicht gequält werde. Rattengift iſt durchaus gegen das Geſetz der Milde und des Mitleids, und es iſt jedem Hausgeſinde durch moraliſche Vorſtellungen einzuflößen, jede Maus oder Ratte im Betretungsfalle an eine ſeidene Schnur anzubinden, ſie ins Freie zu führen, wenn nicht zu ſchlechtes Wetter iſt, und ihnen die Freiheit zu ſchenken.

3. Ein beſonderes Geſetz erheiſcht die

„Fliegenwelt!“

Das Denkmal der Barbarei: die „Fliegenklatſche“, muß ganz abgeſchafft werden, und auch der Gebrauch des etwas menſchlichern Fliegenwedels nur in beſondern Fällen, bei Kranken u. ſ. w. geſtattet werden. Das ſogenannte Fliegenfangen mit der Hand darf nur in Glacéhandſchuhen ſtattfinden. Gegen Leimruthen jedoch ſpricht die Menſchlichkeit ganz laut. Die Fliegen ſind durch Vernunft-Gründe und annehmbare Vorſtellungen zu Raiſon zu bringen, und wenn einige unter ihnen ſich halsſtärrig und verſtockt zeigen, ſind ſie angewieſen, nach Nord-Amerika auszuwandern, und zu dieſem Behuf wird der „Verein“ ſtets ein ſegelfertiges Schiff in Hamburg liegen haben.

4. Beſondere Rückſicht und Liebe verdienen die

„Hunde!“

beſonders aber die „tollen Hunde!“ Dieſe ſind nicht mehr todt zu ſchlagen, ſondern der „Verein“ gründet ein

„Irrenhaus für Hunde“,

wo jeder Hund pſychiſch behandelt wird; wo erſt unterſucht wird, an welcher Gemüthskrankheit der Hund

leidet; ob er toll aus Liebe, aus Eifersucht, aus Zorn — verrückt wurde, ob der Hund wirklich toll oder blos dichterisch ist, ob er melancholisch, hysterisch u. s. w. ist. Auch das Einfangen der herrenlosen Hunde ist gegen das Zartgefühl aller ältern Mamsells, die mit Hunden auf der Straße gehen. Anstatt des Einfangens wird der „Verein" ein Mittel ausfindig machen, durch Redensarten, durch sanfte Musik, durch schöne Zeichnungen die Aufmerksamkeit der herrenlosen Hunde auf sich zu ziehen, und sie dergestalt dem geselligen Verbande wiederzugeben.

Auch wird der „Verein" darauf sehen, daß alle Möpse, Spitze, Pintscher u. s. w., welche bei alten Mamsells Herz und Polster ausfüllen, nicht gar zu sehr durch ihre Liebkosungen und Küsse gemartert und des Lebens überdrüssig werden; auch wird der „Verein" dafür sorgen, jedem „Schooßhund", den das grausame Geschick trifft, auf dürren und spießspitzigen Knien ruhen zu müssen, ein weiches Kissen anzuschaffen.

Bei „Recensenten-Hunden" wird der „Verein" darauf sehen, daß sie stets ein Halsband mit dem Namen der Redaction darauf tragen, daß aber dieses Halsband elastisch sei, da diese Gattung Hunde einen immer weitern Hals bekommt.

5. In Hinsicht der

„Wanzen-Vertilgung"

wird der „Verein" besonders auf das Princip der reinen Menschlichkeit sehen, und jenes Rachegespenst, welches mit Feuer und Flammen ganz fanatisch gegen diese Blutsauger

minorum gentium zu Felde zieht, ganz zu vertilgen ſuchen! Scheiterhaufen und Auto-da-fé ſind nicht mehr an der Zeit, und auch die Wanzen ſind der großen Emancipation des Herzens theilhaftig. Man ſuche jede einzelne Wanze von der Immoralität und unäſthetiſchen Beſchaffenheit ihres Lebenswandels zu überzeugen, und ſie zu einem nützlichen Mitgliede der Menſchheit zu machen, wozu der Verein einen Preis von fünfzig Dukaten auf die Beantwortung der Preisfrage ausſetzt:

„Wie ſind die Wanzen von den Verirrungen ihres Geſchmackes und ihres Lebenswandels zurückzubringen und zu nützlichen, ehrſamen und gebildeten Weſen in der Kette der Weſen umzuſchaffen?“

6. In Hinſicht der

„Krebſenkochung“

hat der „Verein“ beſondere Mittel ergriffen. Das Lebendig-Sieden iſt grauſam und empört die menſchliche Natur. Es iſt daher den Krebſen vor dieſer Procedur ein betäubendes Mittel zu geben, oder ſie ſind zuerſt in kaltem Waſſer zu erſäufen, welches ihre Schmerzen mildert.

7. Inſonders aber wird der „Verein“ ein mitleidig-menſchliches Augenmerk auf die gequälten

„Schriftſtellerthiere“

haben. Den Buchhändlern wird alles Schinden derſelben mit zärtlichen Vorſtellungen unterſagt, und den Nachdruckern wird das Geſetz der Blutſauger, der Vampyre u. ſ. w. alle Tage dreimal vorgeleſen.

Die Kunſt, einzuſchlafen, oder: Die Kunſt, ſich ſelbſt Langeweile zu machen.

Es gibt eine große Kunſt: ſich gut auszuſchlafen; aber es gibt eine noch größere, noch ſchwierigere Kunſt: einzuſchlafen.

Das iſt eine Kunſt, die man im buchſtäblichen Sinne des Wortes nur im Schlafe lernen kann, und wenn man über dieſe Kunſt ganze Nächte lang wacht, ſo lernt man ſie erſt nicht!

Die Kunſt, einzuſchlafen, iſt eigentlich nichts, als die

Kunſt, ſich ſelbſt Langeweile zu machen!

Es gibt keinen größern Beweis von der Eigenliebe und von der Eitelkeit der Menſchen, als wenn ſie ſagen: ich kann bei Nacht nicht einſchlafen! Das iſt nichts, als ein Beweis, wie gut ſie ſich mit ſich ſelbſt unterhalten, wie amuſant und geiſtreich ſie ihre eigenen Gedanken finden.

Wenn man in großer Geſellſchaft iſt, ſo läuft man oft alle Augenblick Gefahr, ſogleich einzuſchlafen; iſt man aber allein, Abends, im Bette, mit Niemandem beſchäftigt, als mit ſich, hört man nichts, als das, was man ſich ſelbſt ſagt, in Gedanken oder in Monologen, da iſt man entſetzlich wach und munter! O unbegreifliche Selbſtliebe und Selbſtgefallung!

Im Schlaf gehen die Geschäfte des Herzens und der Lunge nach wie vor fort; das Herz mag also des Tages über gute oder schlechte Geschäfte gemacht haben, der Schlaf ändert nichts, und dennoch kann ein bewegtes Herz es schwer zum Einschlafen bringen! Allein ein ganz gesundes Herz schläft gar nicht — es schnarcht nur zuweilen!

Also die Kunst, einzuschlafen, erfordert: Erstens, daß man kein Herz habe; das Herz ist die Unruhe im Menschen, und mit Unruhe in sich kann man nicht einschlafen. Zweitens, daß man nichts denke: denn denken ist ein Andrang von lebensschädlichen und organismuszerstörenden, bösen Einflüssen nach dem Kopfe, und zum leicht und bald Einschlafen gehört eine bequeme, der geistigen und leiblichen Ruhe zuträgliche Leerheit des Kopfes. Drittens, daß man nichts besitze, daß man weder im Herzen, noch im Kopfe, noch in dem Koffer etwas habe, überhaupt, daß man in der ganzen Welt nichts besitze; denn der Besitz, jeder Besitz, es sei nur der eines Dukatens oder eines Hauses, oder eines Herzens, oder auch nur eines Talentes — dieses gefährliche Schieß- und Mordgewehr — hebt die freie Wirksamkeit der Seele nach Innen auf, richtet sie auf die Außenwelt und zerstört allen Schlaf.

Um zu jeder Zeit leicht und schnell einschlafen zu können, gehört vor Allem, daß man gar kein Vermögen, weder in baarem Gelde, noch in Grundstücken habe, und doch auch kein Börsenspekulant sei; daß man nichts und Niemand auf der ganzen Welt liebe, für Niemand Sorge trage und

ſich um keines Menſchen Wohl und Weh' zu bekümmern habe; daß man ſich gar keines Talentes bewußt ſei, daß man die ſichere Ueberzeugung habe: „Morgen früh, wenn ich aufſtehe, bin ich ein ſo dummer Kerl und ein ſo talentloſes Weſen, wie es nur eines unter der lieben Sonne geben kann.“ Wenn man bei allem dieſen nichts gegeſſen hat, blos ein Glas Zuckerwaſſer trank, ſich leicht bedeckt, eine weiche Matratze hat, und — nicht leſen kann, dann kann man ſich der Hoffnung überlaſſen, leicht einzuſchlafen.

Wie viel Mittel gibt es nicht, und zählt nicht Jean Paul her, um ſchnell einzuſchlafen! Die Fenſterſcheiben zählen, das Einmaleins lernen; die Punkte in den Tapeten berechnen, eine gewiſſe Melodie ſo lange immer von Neuem ſummen, mit dem Finger um das Antlitz herumfahren u. ſ. w., u. ſ. w.

Aber es geht dieſen Mitteln wie allen Hausmitteln: ſie ſind alle recht gut, aber ſie nützen alle nichts!

Es iſt ein großes Unglück, daß ſich die Menſchen ſo gut mit ſich ſelbſt unterhalten! Man iſt ſo ſeelenvergnügt, wenn man keinen andern Zuhörer hat, als das — Kopfkiſſen! Das Kopfkiſſen gähnt uns nicht ins Angeſicht, das Kopfkiſſen hört uns geduldig zu, und wer am beſten zuhört, iſt der beſte Geſellſchafter!

Von was ſpricht der Menſch mit dem Kopfkiſſen? Von ſich! Von ſich! Von ſich! Kann man bei einem ſo intereſſanten Geſpräche einſchlafen? Das wäre eine Beleidigung an ſich, und ſich ſelbſt beleidigt kein Menſch ſobald!

Ich kenne Schriftsteller, die mit dem Vorlesen ihrer Schriften ganze Gesellschaften eingeschläfert haben; sie lesen sich ihre Werke aber selbst alle Nacht vor, und es kommt ihnen kein Schlummer in die Augen! Ich kenne Andere, die eine Sucht zum Anekdotenerzählen haben: wenn sie dieselben in Gesellschaften erzählen, so schlummert der auftragende Bediente im Gehen plötzlich ein, die Natur selbst fängt zu gähnen an, und Todesschlaf herrscht ringsum; dieselben wiederholen sich diese Anekdoten alle Nacht allein im Bette und unterhalten sich dabei so köstlich, daß sie nicht einzuschlafen im Stande sind!

Ich komme also darauf zurück, daß die leidige Selbstliebe der Feind ist, warum viele Menschen nicht einschlafen können.

Ich kenne Menschen, die, wenn man ihnen auf der Straße begegnet, eine solche narkotische Einwirkung machen, daß man sich an das erste beste Haus anlehnen und schlummern muß, bis sie vorüber sind, und diese Menschen klagen auch, daß sie nicht einschlafen können! Sie müssen also nothwendiger Weise Nachts ganz aus sich heraustreten und sich für ein anderes Individuum halten.

Man sagt, um bald einzuschlafen, müsse man das Licht auslöschen; Unsinn! In Gegenden, wo gar kein Licht herrscht, hört man auch die Klage: „Ich kann gar nicht einschlafen." Das Licht ist kein Hinderniß des Schlafes, denn der erste Mensch ist sogleich nach Erschaffung des großen und des kleinen Lichtes eingeschlafen! Daß aber der erste Mensch so bald und so leicht einschlief, ist ein

Beweis für meinen Ausspruch: Man muß gar kein Vermögen besitzen, Niemand lieben, nichts wissen, nicht lesen können und — unverheirathet sein, um bald und schnell einzuschlafen.

Daß aber das Licht am Einschlafen nicht schadet, beweist der Umstand, daß manche Menschen gerade in der Gesellschaft der größten Lichter am ehesten einschlafen! Ja, daß das Licht durchaus dem Einschlafen zuträglich ist, geht auch daraus hervor, daß man tausend und tausend Dinge, Prozesse, Untersuchungen u. s. w. je eher einschlafen läßt, je greller das Licht ist, in welchem sie erscheinen!

Ich glaube, gerade im Finstern kann man gar nicht einschlafen, denn schlafen heißt die Sinnesempfindungen unterbrechen, aufhören machen; und gerade im Finstern werden die Sinnesempfindungen am meisten wach gehalten.

Ich, für meinen Theil, ich finde nie mehr Lust, zu schlafen, als bei einer Illumination, bei einem Feuerwerke, und die Feuerspritzen sind an manchen Orten nie von einem tiefern Schlaf befallen, als bei einem hellen Brande

Ein Betrunkener schläft sogleich ein, und der ist doch lichterloh illuminirt!

Je leichter die Phantasie des Menschen ist, desto eher schläft er ein; je farbloser sie ist, desto weniger; darum schläft die Jugend viel, das Alter wenig! Ich weiß, das ist eine falsche Anwendung, allein ich rede jetzt aus dem — Schlaf und will versuchen, mich — in den Schlaf zu reden, denn ich schreibe diesen Aufsatz nämlich im Bett. — Ich glaube, man fühlt es ihm an — daß ich nicht schlafen kann!

Ich habe doch nichts, weder Dukaten, noch Liebe, beſitze auch kein Talent, bin unverheirathet, kurz, ich bin Eigenthümer aller Erforderniſſe zum Schlaf, und — kann doch nicht ſchlafen!!

Wie? Sollte ich auch Wohlgefallen an meiner eigenen Geſellſchaft finden? Nicht möglich! Ich habe mir etwas aus meinen Schriften vorgeleſen und bin doch nicht eingeſchlafen! Da dacht' ich, das ſind alte Sachen, die wirken nicht ſo, friſche Mittel ſind wirkſamer, und ſchreibe mir friſch dieſes Opiat. Allein, ſchon ſind alle Leſer um mich eingeſchlafen, und ich bin noch ſo munter, ſo wach! Es iſt entſetzlich! Dreimal hab' ich mir das Geſchriebene ſchon vorgeleſen und kein Schlaf kommt in mein Auge! Ich bin nicht im Stande, mir Langeweile zu machen. Ich muß heute Nacht ſchon durchwachen, Du aber, lieber Leſer, eingeſchlafen biſt Du ſchon, ſchlaf' alſo gut aus!

Seifen-Gedanken während des Rasirens.

Während des Rasirens hat man, wenn auch nicht die besten, doch gewiß die wahrsten Gedanken; denn man ist nur dann wahr, wenn Einem das Messer an der Kehle sitzt!

* * *

Nicht nur das Herz hat sein Bewußtsein, sondern auch der Kopf. Gute Gedanken wie gute Thaten, wenn sie auch nicht anerkannt werden, geben ein herrliches Bewußtsein.

* * *

Jeder Wunsch, den der Mensch hat, ist ein Flügel an seinem Herzen; er trägt ihn entweder aufwärts zum Himmel, oder abwärts zur Hölle. Das Unglück im Leben ist, daß die Gimpel sich Adlerflügel wachsen lassen.

* * *

Jean Paul sagt: Witz ist der angeschaute Verstand, darum sind jetzt alle unsere Journalisten witzig; denn einen

ſchnellen Verſtand kann man nicht anſchauen, den Journaliſten aber bleibt der Verſtand alle Augenblicke ſtehen, da können ſie ihn recht anſchauen!!

* * *

Wenn man früher große Reiſen machte, ſo brachte man einen leeren Beutel und einen vollen Kopf zurück. Durch unſere Eiſenbahnen wird man von der größten Reiſe einen vollen Beutel und einen leeren Kopf zurückbringen.

* * *

Ein Lotterieloos iſt die Exercirſchule der Hoffnung und des Heirathens; jeder Einzelne glaubt, ſeine Nummer wird doch nicht immer ungezogen bleiben.

* * *

Große Männer, hohe Ideen und hohe Berge ſind ſich darin gleich, daß, wenn wir ſie erſtiegen haben, wir erſt ſehen, daß ſie oben flach ſind.

* * *

Wenn man ein Kalb alle Tage ein Paar Stunden lang auf den Schultern trägt und damit alle Tage fortfährt, ſo kann man zuletzt den ganzen Ochſen auch tragen; daher iſt es begreiflich, wie ſo mancher Erzieher ſeinen Zögling noch als Mann ertragen kann.

* * *

Witz und Verstand sind Blutsverwandte, anscheinlich halten sie zusammen, im Stillen verfolgen sie sich.

* * *

Unter den Menschen sind gewöhnlich die Engelsköpfchen am flatterhaftesten, sie haben die Flügel nicht einmal an den Schultern, sondern sogleich hart an den Engelsköpfchen.

* * *

Unsere Journalisten haben neben dem Tintenfaß noch ein Weinfaß oder Bierfaß stehen; aus dem Tintenfaß kleckt ihnen Alles, aus dem Bierfaß kleckt ihnen gar Nichts. Die Wahrheit schöpfen sie aus dem Tintenfaß wie aus dem Bierfaß, immer nur eine — Halbe.

* * *

Von den Todten soll man nichts als Gutes sagen. Den Schriftstellern gönnt man nur darum Unsterblichkeit, um ihnen nie etwas Gutes nachsagen zu müssen.

* * *

Kleine Seelen sterben an den Wunden, die ihnen das Schicksal schlägt, große Seelen sterben an den Narben dieser Wunden, und sind denn nicht am Ende die vollsten und die süßesten Herzen, wie die vollsten Traubenkörner am zerrissensten?

* * *

Wenn bei einer Ehefrau Feuer im Dache ist, das heißt im Kopfe, so sind alle Vernunftgründe dagegen wie die Löscheimer, sie kommen voll an und gehen leer zurück.

* * *

Die Menschen sind wie die Zeitungen: wenn eine schlechte That geschieht, ein Frevel, eine schauderhafte That, davon reden sie lange und ausführlich; wenn eine gute That geschieht, so wird sie kaum erwähnt.

* * *

Das Licht ist die Schwester des Verstandes, die Finsterniß die Gebieterin der Sinne, und die Dämmerung die Vertraute des Herzens.

* * *

In der Ehe hat der Mann nur einen dreispitzigen weiblichen Seufzer-Reim:

Schneider!
Kleider!
Leider!

Und die Frau einen dito männlichen Seufzer-Reim:

Ihm ist nur Werth
Cigarre oder Pferd
Und — — was ihm nicht gehört!

* * *

Die Satyre gehört ins Schreibzimmer, die Laune ins Speisezimmer, die Höflichkeit ins Besuchzimmer, der Witz ins Gesellschaftszimmer, und die Wahrheit — ins Schlafzimmer!

* * *

Kein Mensch lebt davon, daß der Andere etwas weiß, viel Tausende leben davon, daß die Andern nichts wissen: wenn man also die Unwissenheit befördert, so ist das nichts, als reine Nächstenliebe und Sorgfalt für einen großen Nahrungszweig.

* * *

„Die Falten auf der Stirne sind Särge ohne Deckel," sagt ein genialer Humorist. Ja, in jeder solcher Falte liegen theuere Todte begraben; allein die ganz kleinen Sorgenstiche, die ganz dünnen, dünnen Linien, aus dem Bauriſſe des Grames, auf dem menschlichen Antlitz, erfüllen uns mit mehr Wehmuth, als die tiefen Furchen und Einschnitte, so wie der Anblick eines Kindersarges uns mit mehr Wehmuth erfüllt, als die großen Särge der Erwachsenen.

Ende des fünften Bandes.

Inhalt

des fünften Bandes.

Seite

Humoristische Vorlesungen.

Luft, Feuer, Wasser, Erde, oder: Die vier Erden-Elemente und noch ein Himmeltausend-Element 1
Konditorei des Jokus. Die Organe des Vieh-Gehirnes. Eine Carnevalsschwank-Vorlesung über die Schädellehre der Schafe und Ochsen 11
Nagelneue Variationen auf die vier Weh (W) des Lebens: Wein, Weiber, Witz und Wahrheit 20
Die egyptische Finsterniß bei Gasbeleuchtung und der Ochs in der Laterne. Eine humoristische Olla Podrida. . 30
Vorlesung eines Zucker-Rohres über den gänzlichen Mangel aller Romantik, gehalten in einer Gesellschaft von jungen Runkel-Rüben 39

Kokettir-Novellen.

Die Fenster-Linie 46
Vinetten aus meiner Reise- und Sammel-Mappe. Liebe und Zahnweh 55
Der zweideutige Regenschirm. Ein Abenteuer mit nassem Anfange und trockenem Ende 61
Die Brieftaube 67

Volksthümliche Reden und Aushängschilder.

I. „Zur schönen Seele.“ Putz- und Mode-Waaren-Handlung der Frau Bescheidenheit 77

Seite

II. Zu den drei Laufern: „Jugend, Schönheit und Liebe.“ Specerei- und Delicateſſenwaaren-Handlung des Lebens 82
III. Mädchenherz, Mädchenſtub' und Mädchenſchrein müſſen aufgeräumt all' dreie ſein! 89
IV. Da müßt' es gar viel Kleiſter geben, wollt' man aller Leute Maul verkleben! 94
V. Oſt oder Weſt, Ball oder Feſt, daheim in dem Neſt iſt's Mädchen am beſt'! 101
VI. Nach Regen folgt Sonnenſchein 106
VII. Die Kunſt des Schmollens 111
VIII. Kälbernes mit Champignons 116
IX. Reunion und Converſation in den Lokalitäten des weiblichen Herzens 122
X. Frühlings-Cur der Sommerſproſſen, für den Herbſt und Winter des Lebens 127
XI. Unſer Herrgott grüßt alle Augenblick, kein Menſch dankt ihm! 132
XII. Ruf' nicht eher „Fiſch, Fiſch!“ als bis er auf dem Tiſch 136

Genre-Bilder, Jokoſes und Sentimentales.

Die Whiſtpartie mit vier Honneurs, drei Kindern, zwei Möpſen und einer Lichtſchere 148
Naturgeſchichte der Mädchenjahre.
1. Die Luftſchlöſſerjahre 166
2. Die Kartenhäuſerjahre 168
3. Die Hausmannsjahre 169
4. Die Strohhüttenjahre 171
5. Die Verzweiflungsjahre 172
6. Die „Hol's der Teufel!“-Jahre 173
Meine Leiden durch die Weibertreu von Weinsberg . . . 175
Va banque, der Visite de reconnaissance 182

Seite

Va banque, Stammbuch und Album 186
Va banque, den Thränen 189
Der deutsche Literatur-Wald 194
Soll man zu früh oder zu spät in Gesellschaft gehen? Eine Lebensfrage 198
Höchst rührender, nichts desto minder höchst menschlicher, und nichts desto minder höchst einleuchtender Vorschlag, Plan und Bauriß zu einem „Gegen-Thierquälerei-Verein", wie er sein soll, im ganzen Umfange der idealistischen Vollkommenheit 204
Die Kunst, einzuschlafen, oder: Die Kunst, sich selbst Langeweile zu machen 210
Seifen-Gedanken während des Rasirens 216

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

M. G. Saphir's Schriften.

Cabinets-Ausgabe

in zehn Bänden.

Ausgewählte Schriften.

Von

M. G. Saphir.

Fünfte Auflage.

Sechster Band.

Brünn und Wien.
Verlag von Fr. Karafiat.
1871.

Genrebilder,
Jokoſes und Sentimentales.

Taſchen-Codex und Spruchbüchlein eines ſchlichten Praktikers.

Sei jeden Augenblick bereit, alle Menſchen auszulachen; denn ſei überzeugt, alle Menſchen ſind jeden Augenblick bereit, dich auszulachen; und da alle Menſchen um viel Menſchen mehr ſind, als du, ſo ſteh' alle Tage ein Paar Stunden vor Tags auf, um alle Menſchen auszulachen.

* * *

Wenn dir ein vornehmer Mann etwas verſpricht, ſo lerne ein Handwerk und — verlaß dich d'rauf.

* * *

Wenn du ſchön biſt, ſo ſchau' alle Tage viermal in den Spiegel, zweimal dir zu Liebe, einmal, um zu ſehen, wie du ausſiehſt, wenn du in den Spiegel ſiehſt, und einmal,

weil jeder Menſch doch einmal des Tages in den Spiegel ſehen ſoll; biſt du aber häßlich, ſo ſchau' alle Tage fünfmal in den Spiegel, zweimal aus Buße, einmal, damit du nicht vergeſſen ſollſt, wie du ausſiehſt, und wieder zweimal, damit du ja nicht in Verſuchung kommſt, zu glauben, ein Frauenzimmer liebe dich deines Geiſtes wegen.

* * *

Wenn an einer Table d'hôte die Schüſſel an dich kommt, ſo genire dich nicht und ſuche, ſo lange du kannſt, nach dem beſten Biſſen; denn ſei verſichert, wenn die Schüſſel an den Nachbar kommt, ſo ſucht er ſich gewiß den beſten Biſſen aus.

* * *

Wenn du viel gearbeitet haſt und ſehr ermüdet biſt, ſo geh' Abends nicht ins Theater; denn ſei verſichert, du wirſt ohnehin ſchlafen.

* * *

Wenn deine Frau dir ſchmeichelt, ſo greife ſchnell in die Taſche; denn ſei verſichert, ſie will etwas.

* * *

Wenn ein Mann dir ſchmeichelt, ſo verzeih' ihm nur gleich im Stillen; denn ſei verſichert, er will dich betrügen oder er hat dich betrogen.

* * *

Wenn ein Bekannter dir begegnet und laut ausruft: „Ach, mein Theuerſter!“ ſo komm' ihm nur gleich mit der Frage entgegen: „Ich bitt' Sie, haben Sie nicht fünf Gulden bei ſich?“ denn ſei verſichert, er wollte dich um daſſelbe fragen.

* * *

Wenn du von einem Recenſenten gelobt ſein willſt, ſo mache ihm ein Geſchenk; denn ſei verſichert, ſo was hilft immer.

* * *

Wenn du einem Recenſenten etwas ſchenkſt, ſo ſchenke ihm baares Geld; denn ſei verſichert, da triffſt du ſeinen Guſto gewiß!

* * *

Wenn du einen Künſtler lobſt, ſo lob' ihn nie auf Credit; denn ſei verſichert, wenn er einmal gelobt iſt, vergißt er dich!

* * *

Wenn du den Kopf zum Fenſter hinaus ſteckſt, ſo thue es nie, ohne die Obrigkeit zu preiſen; denn ſei verſichert, wer über dir wohnt, würde dir, wenn keine Aufſicht wäre, gewiß gerne einen Topf Waſſer über den Kopf gießen, auch wenn er gar nicht weiß, wer und was du biſt.

* * *

Im Theater kokettire immer mit fünfundzwanzig Frauenzimmern auf einmal; denn sei versichert, zehn kokettiren mit dir, um sich über dich lustig zu machen; fünf, um ihre Nachbarin auf den „eingebildeten Laffen" aufmerksam zu machen, fünf aus Eitelkeit, zwei aus Dummheit und drei aus Instinkt, alle fünfundzwanzig aber noch einmal aus Langeweile, und alleweil bleibt doch etwas kleben!

* * *

Trau' der ganzen Welt so wie dir; denn sei versichert, der Mensch soll sich selbst nicht trauen.

* * *

Wenn du in der Gunst des Publikums steigst, so denke an Eulenspiegel und weine; denn sei versichert, du wirst wieder heruntersteigen.

* * *

Wenn dir ein Frauenzimmer sagt: „Du hast mein Herz erschüttert!" so glaub's und — bau' nicht darauf; denn sei versichert, auf einen Boden, der einmal erschüttert ist, soll man nicht bauen.

* * *

Wenn du alle Augenblicke erinnert wirst, daß du eine Frau hast, so thut sie dir weh; denn sei versichert, man wird nur an jene Gliedmaßen von selbst erinnert, die Einem weh thun!

* * *

Ein gutes Gewiſſen ſchläft auch auf einem Baumſtrunk! D'rum ſchaff' dir keine Baumſtrunkhandlung an; denn ſei verſichert, ſie bleiben dir über den Hals!

* * *

Kaufe nie etwas zu einem „feſtgeſetzten Preis"; denn ſei verſichert, wenn der Preis ehrlich wäre, hätte man ihn nicht feſtgeſetzt.

* * *

Wenn du einem Frauenzimmer unter den Hut ſehen willſt, und es ſenkt den Kopf, als ob es etwas auf der Erde ſuche, ſo grüble nicht weiter; denn ſei verſichert, wenn es ſchön wäre, es würde zum Himmel hinauf geſehen haben, ob es nicht regnet.

Taſchengedanken- und Gedankentaſchen-Spielerei.

Die Kunſt, zu leben, iſt nichts, als die Kunſt der Taſchenſpielerei: die Kunſt, aus andern Taſchen in ſeine zu ſpielen; die Kunſt, die Leute in den Sack und ihr Geld in die Taſche zu ſtecken.

Die Taſchen des Menſchen ſind ſeine Laſter. Bei den Spartanern wurde nichts geſtohlen, und warum? Weil ſie keine Taſchen in ihren Kleidern hatten. Wenn die Spartaner, wie wir, zwei Weſtentaſchen, zwei Hoſentaſchen, drei Fracktaſchen und fünf Oberrocktaſchen gehabt hätten, ſie hätten auch mehr geſtohlen. Eine jede Taſche iſt ein genähtes Fragezeichen an den Schneider: „Wozu haſt du mich gemacht?“ ein Ausrufungszeichen an den Beſitzer: „Ach Gott!“ und ein großer Gedankenſtrich an das Schickſal, welcher ſagt: „Das Uebrige kannſt du dir denken!“ Eine jede leere Taſche iſt nichts, als das zueignende Fürwort: „Mein“ mit Leinwand überzogen, und jede volle Taſche iſt nichts, als ein großes Bewußtſein in Taſchenformat!

Mit den meiſten Taſchen iſt es wie mit dem Mond, ſie ſind alle Monat einmal voll, einmal leer, und wenn

gar kein Geld, keine Münze und kein Schein in der Taſche iſt, das ſind die Mondfinſterniſſe, aber die ſichtbaren!

Mit den vielen Taſchen geht's uns jetzt wie mit den vielen Wörterbüchern: je mehr wir haben, deſto weniger finden wir den Artikel d'rin, den wir eigentlich ſuchen. Ein Menſch mit allen ſeinen Taſchen jetzt iſt wie das Converſations-Lexikon. Sucht man das Geld in der Weſtentaſche, ſagt ſie: ſiehe „Bruſttaſche", kommt man zur Bruſttaſche, ſagt ſie: ſiehe „Brieftaſche", kommt man zur Brieftaſche, ſo heißt's: „ein Weiteres über dieſen Gegenſtand ſchlage man im Münzweſen nach!" Wir haben alle Hände voll zu thun, um die leeren Taſchen auszufüllen, mit den leeren Händen nämlich.

Warum trägt der reiche Mann ſeine Hand in der Taſche, und warum der arme Mann? Bei dem reichen Mann bittet das Geld in der Taſche, es nicht hinauszuſtoßen in die Welt unter Arme und Hilfloſe, und da gibt der reiche Mann gerne die Hand darauf; — bei dem armen Mann bittet das kein Geld um Verſchwiegenheit, und der arme Mann iſt ſo gut und hält's unter der Hand! —

Es iſt eine homöopathiſche Cur, wenn man einer leeren Taſche eine leere Hand einzunehmen gibt.

Aber in den Taſchen ſelbſt, welch ein Unterſchied, welche Abſtufungen von der Bruſttaſche bis zur Patrontaſche, von der Uhrtaſche bis zur Maultaſche!

Die Bruſttaſche trägt der Menſch auf der linken Seite, gerade über dem Herzen! Wenn nur die Taſche auf

der Bruſt recht voll iſt, ſo darf die Bruſt unter der Taſche recht leer ſein, man darf doch von der Bruſt weg reden; das iſt dann ein leichtes Leben, wenn Einem da ſo recht ſchwer auf der Bruſt iſt! In der Bruſttaſche iſt's gerade wie in der Bruſt ſelbſt! Wie vielen Menſchen liegt das Herz mehr in der Bruſttaſche als in der Bruſt ſelbſt; man könnte ſagen, das Herz iſt ihnen aus der Bruſt in die Taſche gefallen. Das Geld wohnt in eben ſo verſchiedenen Weiſen in der Taſche des Menſchen, als die Gefühle in der Bruſt der Menſchen.

Bei manchen Menſchen zum Beiſpiel ſteht die Liebe als Schildwache in der Bruſt und wartet ſehnlichſt auf Ablöſung, bei Andern liegt ſie als feſte Garniſon, und bei noch Andern ſteckt ſie blos als Bangefangene in den tiefſten Kaſematten; ſo iſt es auch mit dem Geld in der Bruſttaſche: bei manchen Menſchen iſt's als Taſchenſpielſtück da, ſie ſind Künſtler darin, das Geld ſchnell verſchwinden zu laſſen, und bei Andern iſt es blos lebenslänglicher Arreſtant! In der Bruſt des Menſchen, der ſein Herz in der Bruſttaſche hat, liegt eine große Vorliebe zu Bruſtſtücken, aber ſie müſſen von gekrönten Häuptern und auf Metall geprägt ſein!

Der Menſch liebt den Menſchen überhaupt mehr als Bruſtſtück, denn in Lebensgröße; d'rum wenn die Männer ein weibliches Herz gewinnen wollen, ſo machen ſie ſich ſelbſt zu Bruſtſtücken, indem ſie niederknien und ſo die Füße einziehen. Die Frauenzimmer glauben dann, ſie hätten gar keine Füße, und könnten ihnen nicht davon laufen.

Allein die Männer knien blos deshalb lange, um dann ausgeruhte Füße zum Davonlaufen zu haben.

Das Erſte, was die Frauenzimmer wiſſen, iſt, wie ſchön ſie ſind; das Erſte, was ſie lernen, wie ſtark ſie ſind; das Erſte, was ſie erfahren, wie ſchwach ſie ſind; das Erſte, woran ſie vergeſſen, wie alt ſie ſind, und das Erſte, worauf ſie ſich wieder erinnern, iſt, daß ſie das vergeſſen haben!

Und doch wohnen alle edlern, ſanftern Gefühle nur im Frauenherzen; bei den Frauen iſt die Liebe die Ruhe des Herzens, bei den Männern die Robot des Herzens! Die männliche Wange wird nur roth durch das Wort, die weibliche ſchon durch den Gedanken! Die Frau ſucht in der Liebe nach Worten für ihre Empfindung, der Mann ſucht nach Empfindungen für ſeine Worte; die Frau beſitzt ihr Herz blos Einmal, und der Mann bekommt das Original. Jeder Mann hingegen betrachtet ſein Herz wie ein Memorial, er hat ſtets ein Duplicat davon vorräthig. Selbſt der Sturm des Haſſes zerſtört nur Männerherzen, ſo wie jeder Sturm blos in Wäldern Verheerungen anrichtet, nie aber in Blumen. Wenn der Mann ſeine Frau nicht liebt, ſo mißhandelt er ihren Kanarienvogel; wenn aber die Frau den Mann noch ſo ſehr haßt, ſo kann ſie es doch nicht verſchmerzen, wenn er den Kaffee kalt werden läßt.

Ueberhaupt iſt der Rückſchritt von Zorn und Haß, ſo wie von jeder Verſtimmung des Herzens zur reinen Stimmung blos bei den Frauen leicht, nicht aber bei den Männern, ſo wie eine Flöte leicht zu ſtimmen iſt, aber eine Pauke ſchwer.

Betrachten wir den Umstand, wie viele Taschen ein Mann in jede Gesellschaft mitbringt, und daß die Frauen keine mitbringen, so sind in der Conversation, so zu sagen, die Männer schon vom Schneider angewiesen, mehr einzustecken, als die Frauen.

Welches war in der Welt die erste Tasche? Gewiß die Plaudertasche; denn diese Tasche existirte schon im Paradiese, also noch bevor es gar Kleider gegeben hat. Hätte Eva mit der Schlange nicht geplaudert, hätte ihr die Schlange keinen Apfel geboten, und wir wären noch Alle im Paradiese.

Die Plaudertaschen und die Posttaschen haben durch nichts so verloren, als durch die Eisenbahnen; wenn man früher mit so einer Plaudertasche von Wien nach Brünn reiste, hatte sie Zeit und Muße genug, uns ihre ganze Lebensgeschichte zu erzählen; jetzt, auf der Eisenbahn, kommt sie kaum dazu, uns von ihren Kinderjahren zu erzählen!

Man sagt, das Leben ist eine Reise; ja wohl, früher lebte und reiste man lange, jetzt reist und lebt man schnell. Es wäre recht gut, wenn das Leben eine Reise wäre, aber jede Frau müßte eine Postmeisterin sein, denn dann wohnten sie alle eine Station aus einander, und dann wäre Ruh' im Leben. Es gibt Menschen, die blos Postillons sind, sie gehen nie einen Schritt weiter, als die zwei oder drei Meilen, die sie zu machen gewohnt sind; dann gehen sie immer wieder zurück und blasen immer wieder dasselbe Stück! Jeder Mensch ist sein ganzes Leben lang ein Postillon; er führt

ſich ſelbſt von einer Station des Lebens zur andern, von einer Liebe zur andern, von einem Wunſch zum andern, von einer Hoffnung zur andern; er fährt immer voll aus und reitet immer leer zurück! Er verſpricht ſich ſelbſt ein Trinkgeld und ſagt zu ſich: „Schwager, fahr' gut!“ Auf der Station vertrinkt er's und bringt nichts mit zurück!

Weihnachtabend.

Es ist ein schöner, rührender, heiliger Abend!

Die Menschen begehen ein Fest der Liebe! Die Menschen gönnen sich heute gegenseitig Freude, sie überraschen sich mit Freude, mit Zärtlichkeit, mit Gaben der Liebe, der Freundschaft, der Innigkeit!

Der liebe Vater oben hat die ganze Welt dem Menschen gegeben zu einem einzigen, siebzigjährigen Weihnachtsfeste! Er hat ihnen das Leben reich besetzt, wie einen Weihnachtstisch. Er hat am Himmel angezündet den unendlichen Christbaum mit goldnen Lichtern, und von diesem flammenden Christbaum flattern heraballe Gnadenbänder des Lebens: Liebe, Glaube, Hoffnung! Er hat den Menschen beschert einen ganzen Tisch voll bunter Gaben: Abendröthen, Morgenröthen, Frühlinge, Nachtigallen, Dichtungen, Thränen, Liebe, Freundschaft, Religion, Kunst, Wohlthätigkeit und tausend andere Dinge, die uns beglücken können! Er hat den Menschen beschert ein große Herzschachtel voll eitel Spielzeug, voll güldenem Schnitzwerk, voll flatternden Wünschen, voll flackernden Träumen, voll gedrechselten

Hoffnungen; kurz, der ewige Vater des großen Erden-Waisenhauses hat das ganze Menschenleben zu einem einzigen schönen, heiligen, rührenden Weihnachtsfeste machen wollen, zu einem einzigen Liebesfeste, zu einer einzigen lauen, lieblichen, magischen, wundersam gemüthlichen Dämmerstunde zwischen dem Sonnenuntergange des diesseitigen, und dem Sonnenaufgange des jenseitigen Lebens.

Der Mensch aber hat dieses einzige große Festgeschenk des Lebens, wie ein Kind, zerbrochen und abgetheilt in siebzig kleine, ausgemessene, vorherberechnete Festtage! — Er hat das Geschenk der unendlichen, ewigen, lebenslänglichen Liebe zerspaltet in kleine Theilchen, in siebzig Theilchen, und feiert alle Jahre eine kalte Decembernacht der Liebe, und findet sich ab mit den Nebenmenschen, mit den Freunden, mit den Kindern, mit allen Empfindungen, und vertröstet sie und sich und sein Herz und alle seine Gefühle auf diese einzige, kleine, abgemessene Liebesstunde!

Zwischen diesen siebzig buntangestrichenen, einzelnstehenden, auseinandergerissenen Wegweisern in das heilige Land der Liebe, in die verödeten Zwischenräume dieser siebzig Jubelminuten säet der Mensch das ganze Jahr die Nesselsaat des Hasses, die Stechäpfel der Liebloſigkeit, den Schierling des Neides und tausend andere Giftpflanzen, die das Glück des Nebenmenschen zerstören, aufreiben, vergiften. Dann, wenn er diesen Raum ausgefüllt hat mit Haß, Verfolgung, Liebloſigkeit, Stumpfheit, Zerstörung aller andern Freuden, Verhöhnung aller edlern Empfindung, dann, dann

gelangt er alle Jahre einmal an den alten, herkömmlichen, seit Ewigkeit hervorgesteckten Pfahl und Wegweiser der Liebe, und hängt seine Laterne daran mit seinem Augenblickslicht, und streicht diesen einzelnen Wegweiser an mit Farben und bunterlei Zeug, und das nennt der Mensch: den Weihnachtsabend feiern!

Vergieb ihnen, Vater im Himmel! Sie wissen nicht, was sie thun! Sie gehen wie Blinde durch den ewigen Lichtraum deiner Huld, sie gehen wie Taube an dem unendlichen Stromfall deiner Gnade, sie gehen wie Stumme neben dem ewigen Jubelchor deiner Schöpfung, sie gehen mit eingedrückter Brust, mit kurzem Odem durch deine hochgewölbte, ätherklare Welt!

Ich will mich wegwenden von jenen Tischen, an denen die berechnende Liebe mit einer süßen Weihnacht-Stunde ihren Nebenmenschen ein langes, bitteres Jahr versüßen will; an denen Herzlosigkeit, mit einem goldnen Geschenke, seiner Umgebung ein langes, bleiernes Jahr übergolden will; an denen ein egoistisches Herz mit einem bunten Tand ein das ganze Jahr hindurch von ihm grausam zerdrücktes Gemüth entschädigen will!! —— Ich will mich wegwenden von allen jenen Tischen, an denen die wahre Liebe zum Schaugericht, die echte Aelternzärtlichkeit zum Flitterschein, die wahrhaftige Nächstenliebe zum abtropfenden Kerzenflimmer, und selbst die innige Frömmigkeit nur zum vergehenden Paroxismus des Augenblicks wird.

Ich will hinausgehen und lauschen an den Fenstern der Armuth, wo nichts aufbaut, als die Liebe, wo kein anderer

Baum blüht, als der bittere Brotbaum des Elendes, wo keine andern Lichter brennen, als die brennenden Thränen!

Ich will mein Ohr legen an die Thüre der Waisenhäuſer, wo die Kinder ſind ohne Vater und Mutter, ohne goldene Beſcherungen, ohne geputzte Chriſtbäume, ohne Geſchenke der Zärtlichkeit, der Herzlichkeit! Ich will hinausgehen in die kalten Straßen und will die armen, kalten, zitternden Kinder aufſuchen, die um Brot bitten, und die mit weinenden Augen hineinſchauen in die erleuchteten Säle, wo die glücklichen Kinder ſchwimmen im Lichtſtrome und tanzen um reich behängte Bäume und mit den glücklichen Händchen jubelnd zuſammenſchlagen!

Ich will alle jene Tauſende aufſuchen, die heute, am heiligen, frohen, rührenden Weihnachtabend, allein ſitzen, allein, verlaſſen und ungeliebt! Ich will alle Jene aufſuchen, die mit geröthetem Auge und mit blaſſen Wangen einſam ſitzen und weinen! Ich will Jene aufſuchen, denen das Glück nichts gab, gar nichts, und die ihren Lieben, ihren Herzliebſten, ihren Kindern nichts geben können an dieſem heiligen Abende, gar nichts! Ich will alle Jene aufſuchen, die bei einem Herzen voll Liebe, voll Sehnſucht, doch ungeliebt durch's Leben gehen, die heute am heiligen Abend nicht das kleinſte Zeichen der Liebe erhalten, nichts, gar nichts! Ich will alle Jene aufſuchen, die fern von dem Gegenſtande ihrer Liebe ſehnend ſitzen und ihm nicht zukommen laſſen können am heiligen Abend, kein Zeichen der Liebe, kein Wort der Treue, kein Blümchen, kein Papierſtreifchen, nichts, gar nichts!

Ich will alle Jene aufſuchen, die den Chriſtbaum und die goldenen Lichter nur für Todte anzuzünden haben, die alles Theuere da unten haben im Schooße der Erde, und oben im Schooße des Lichts nichts, gar nichts!

Alle dieſe möchte ich aufſuchen und ſie mit mir nehmen und an mein Herz legen und ihnen ſagen: „Kommt mit mir, ich bin arm wie ihr, allein wie ihr, ungeliebt wie ihr, ich habe da unten theure Schätze wie ihr, und oben ſo wenig, ach, ſo wenig; ich habe mein Brot mit Thränen gegeſſen wie ihr; ich habe meinen Wein mit Zähren vermiſcht wie ihr; ich bin ſchmerzlich und tief verletzt worden wie ihr; ich trage ein brennendes Sehnen im Herzen wie ihr; ich bin einſam wir ihr, und abgeſchieden von meines Lebens Inhalt wie ihr; kommt mit mir, ich bin arm, recht arm, doch bin ich nicht ſo arm, daß ich euch nicht zu Tiſche laden könnte, zu dem Tiſche meines Herzens, der reich iſt, ſehr reich an Liebe, an inniger, herzlicher, wahrer Liebe, der ſehr reich iſt an Mitgefühl, ein warmes, lebenquellendes, lauteres Mitgefühl! Und auch einen Chriſtbaum kann ich euch zeigen, einen großen, herrlichen, unendlichen Chriſtbaum, der euch Alle tröſten, erheben, erfreuen, ermuthigen wird!

Seht ihr da oben am blauen Himmel den großen, weitgezweigten, goldenblätterigen Sternen-Chriſtbaum? Den hat unſer allgütiger Vater da oben allein für uns, ganz allein für uns errichtet; ganz allein für uns, die wir heute nicht ſitzen unter blinkenden Girandoles und demantnen Bäumen, ſondern unter dieſem großen, myriadenflammigen Chriſtbaum des ewigen Vaters. Zwiſchen dieſen einzelnen

Sternenlampen ſchaut der himmliſche Vater mildlächelnd zu ſeinen Kindern herunter, und mir hat er vor Vielen beſchert das offene Auge, daß ich durch dieſe güldnen Zweige durch erblicke die halboffene Thürſpalte des beſſeren Lebens, und durchſchaue und ſehe und höre im Geiſte alle die flatternden Sonnen- und Freudenklänge und Engelzüge und Regenbogen und Roſenlauben und wallenden Geiſter!

Und dieſen leuchtenden, glänzenden, ſternenvollen Chriſtbaum hat Gott an den Himmel gepflanzt, gerade nur für die, ſo einſam und allein zu dem Himmel emporſchauen; und dieſe tauſend und abermal tauſend Weihnachtkerzen funkeln und flimmern gerade nur für den, dem ſonſt kein anderes Freudenfeuer im Leben glüht, kein anderes Liebeslicht im Daſein brennt, und dieſe Lichter will ich euch näher bringen, und ihre Strahlen deuten und euch ſagen, wie ſie hereinſchauen in das Leben, wie rettende Götter, wie Friedensengel, wie leuchtende Bürgen ewiger Freuden!

Da oben hoch im Blauen,
Da ſteht der große Baum,
Und gold'ne Zweige ſchauen
Herab durch dunklen Raum.

Er breitet ſeine Aeſte
Durch's ganze Himmelhaus,
Und hängt zum heiligen Feſte
Viel tauſend Lampen aus.

Der Gärtner bleibt im Dunkeln,
Der dieſen Baum uns gab,
Doch ſeine Blätter funkeln
Mit ſüßem Licht herab.

Er hat des Baumes Hallen
Mit Lichtern voll beſchwert,
Den Erdenkindern allen
Hat er den Baum beſchert.

Denn tauſend Gaben drängen
Sich in der Zweige Raum,
Denn tauſend Lichter hängen
Herunter von dem Baum.

Der erſte Stern entbrennet
Ganz hoch in ſeiner Kron'!
Wiſſ't ihr, wie man ihn nennet?
Den Stern der Religion!

Aus dieſes Lichtes Reinheit
Erblüht in unſrer Bruſt
Der Glaube und die Einheit
Und aller Tugend Luſt!

Ein weiter Stern glühet
Am Baume, lieblich, friſch,
Der Stern der Liebe blühet
Am Sternen-Weihnachtstiſch.

Aus dieſem Strahlenkerne
Wird uns das ſüße Licht,
Das in dem Augenſterne
Nur mit dem Tode bricht!

Ein dritter Stern funkelt,
Der Hoffnungs-Stern genannt,
Der, wenn das Glück verdunkelt,
Doch tröſtend iſt entbrannt.

Und dieſes Licht der Gnade,
Das nie verblühen kann,
Verleiht die ew'ge Gnade
Auf Erden jedem Mann!

Ein vierter Stern auch leuchtet
Wie Mädchen-Angeſicht,
Wie Roſe, thaubefeuchtet,
Die aus dem Netze bricht:

Der Stern der Unſchuld glänzet,
Erglühet wie die Braut,
Wenn ſie, das Haupt bekränzet,
Dem Bräut'gam ſich vertraut.

Und tauſend and're Sterne
Erblühen heilig da,
Und ſcheinen ſie auch ferne,
So ſind ſie uns doch nah'.

Denn wo nur eine Waiſe
Verlaſſen, einſam ſteht,
Wo auf der Lebens-Reiſe
Ein Herz ganz einſam geht,

Wo nur ein Herz ſich ſammelt
Und traut dem Sternen-Schein,
Und wo ein Mund nur ſtammelt:
„Ach, Vater! denke mein!“

Da werden ſie vertreten
Von ihren Sternen ſchon,
Und ihre Sterne beten
Für ſie an Gottes Thron!

Die falſche Freundin.

Daß man ſich auf die Freunde nicht verlaſſen kann, iſt eine bekannte Sache. Mit einem Freunde darf man es nicht genau nehmen; mit einem Freunde macht man keine Umſtände; ein Freund nimmt nichts übel; unter Freunden herrſcht kein Zwang; und noch andere gute Sprüchelchen geben unſern Freunden ein Recht, mit uns grob, unverſchämt, wortbrüchig, fahrläſſig, geringſchätzig zu verfahren. Die Menſchen haben alle Höflichkeit, Artigkeit, Liebenswürdigkeit nur für ihre Feinde, mit den Freunden iſt man grob, kalt, nachläſſig u. ſ. w.; denn, mein Gott, es ſind ja gute Freunde!

Will man etwas ganz ſicher beſtellt wiſſen, ſo laſſe man es nur durch keinen Freund beſtellen; denn der beſtellt es gewiß nicht, weil er weiß, wir ſind blos ſein guter Freund, was ſchadet's, wenn er's vergißt! — Will man ſich Geld ausborgen, nur von keinem Freund; denn der hat den Grundſatz: meinen Freunden leih' ich kein Geld, das macht Mißhelligkeit! — Will man wo zu Mittag ſpeiſen, nur bei keinem Freund; denn der hat den Grundſatz: ein guter Freund muß mit Wenigem vorlieb nehmen! — Will man Jemandem etwas anvertrauen, nur keinem Freund; denn

aus lauter Freundſchaft fährt ihm das Geheimniß aus der Lippe! — Will man einen fleißigen Mitarbeiter, nur keinen Freund; denn der gibt Andern das Gute und uns das Schlechte, denn wir nehmen's ja auch ſchon aus Freundſchaft auf. —

Kurz, es gibt nichts, was uns im Leben mehr genirt, als die ſogenannten Freunde!

Aber daß man ſich auf eine Freundin nicht verlaſſen kann, das iſt neu, das iſt unerhört, das iſt zum verzweifeln. Das weibliche Geſchlecht hat unter verſchiedenen Tugenden, die es vor dem männlichen voraus hat, gewiß auch einen innigeren Sinn für Freundſchaft voraus. Ein Frauenzimmer von Geiſt und Herz iſt eine treuere, bewährtere Freundin, ſie bringt mehr Opfer, ſie fühlt mit uns aufrichtiger und anhaltender, als ein Mann. Die Männer ſind in der Freundſchaft, wie in der Liebe, vorſichtig, die Frauen ſind in beiden nachſichtig. Wenn ich ſage Frauen-Freundſchaft, ſo verſtehe ich darunter Freundſchaft zwiſchen zwei Frauenzimmern; denn von der Freundſchaft zwiſchen Männern und Frauen hab' ich keine große Idee; da iſt die Freundſchaft ſtets auf dem Sprung, denn von der Freundſchaft zur Liebe iſt nur ein Sprung. In der Natur gibt es zwar keinen Sprung, ſagen die Naturforſcher, welche jetzt alle Jahr ſelbſt einen Sprung machen; allein der Sprung von Freundſchaft zur Liebe iſt ſelbſt Natur! Es gibt in dieſer Natur einen Vorſprung und einen Rückſprung; der Sprung von der Freundſchaft zur Liebe iſt ein Vorſprung, der Sprung von der Liebe zur

Freundſchaft iſt ein Rückſprung. Die Männer ſind geborne Springer, ſie ſpringen vor und zurück, ſie ſind wahre Gymnaſtiker; die Frauenzimmer überſpringen mehr,. ſie ſpringen ſelten in die Freundſchaft zurück, ſondern über ſie hinüber — zum Haß!

Alſo, ich empfehle Jedem eher eine Freundin, als einen Freund!

Und doch! — und doch! — doch hat ſie mich getäuſcht, verlaſſen, in der Noth verlaſſen! —

Ich habe ſeit langer Zeit eine theure, werthe Freundin, eine liebenswürdige Freundin, und jetzt, heute, heute verläßt ſie mich zum erſten Male!

O, ſie iſt ſchön, und reich, und jung! Zu ſchön für eine reiche Freundin, zu reich für eine ſchöne Freundin, und zu jung für beides!

Es iſt die Morgenſtunde! die Freundin der Muſen!

Morgenſtunde hat Gold im Munde! Meine Morgenſtunde hat ein ganz kleines Mündchen, das iſt eine Schönheit! Sie half mir immer, wenn ich mich in ihren Arm warf; ſie half mir arbeiten, ſie weinte, ſie lachte, ſie ſcherzte mit mir! Kurz, es war meine Kaffeeſchweſter! — C'est tout dit! —

Wenn ich Abends zu Bette ging und nicht wußte, wie ich übermorgen mein Blatt drucken laſſen ſollte, ſo verließ ich mich auf meine Freundin, die mir morgen mit dem Zeitlichſten ſchon helfen wird; und ſie half immer.

Und jetzt, und jetzt!

Ich wollte, der Leſer könnte mich jetzt ſehen, mich, meine Schlafmütze und die Morgenſtunde, wie wir da ſitzen und Maulaffen feil haben!

Ich brauche große Schrift für den Humoriſten, ſage ich der Morgenſtunde; ſie reißt das Maul auf — es iſt kein Gold darin, ſie gähnt! — zur Geneſung!

„Freundin!! Aurora!! Musis amica!!! Hilf, ſteh' mir bei!"

„Kann dieſer Aufſatz Wien nicht erreichen,
So muß der Humoriſt mir erbleichen!"

„Nur dieſes Mal gebt mir ein Maul voll Muſenfreundſchaft!"

Vergebens! die Morgenſtunde macht ein Schafsgeſicht! Iſt das Freundſchaft?!

Ich ſchenke der Morgenſtunde nun ſchon die vierte Taſſe Kaffee ein, ich füttere ſie mit den friſcheſten Butterbemmchen, ſie ſchweigt, ſie ſpricht nicht, ſie hatte heute kein Bischen Freundſchaft für mich!

„Auch du, meine Freundin Aurora?!"

Ich habe ſo ſchöne Aufſätze angefangen:

„Ueber die Kunſt, ſich aus der Ferne recht nah' zu geh'n." — „Wann ſind die erſten Maulwürfe nach Deutſchland gekommen?" — „Was wird mit Büſching's Erdbeſchreibung geſchehen, wenn die Welt zu Grund geht?" — „Wenn eine Frau ſtumm iſt, wie widerſpricht ſie ihrem Manne?" — „Iſt das Cis von »Cis-cis-beo«,

oder das gis von »ghin-gis-chan« von größerm Einfluß auf die Harmonie in der Ehe?" u. ſ. w.

Aber alle mußte ich vor der Hand unbemerkt laſſen, denn meine Freundin iſt falſch und verläßt mich!

Ich muß alſo alle jene ſchönen Sachen ein anderes Mal zu Ende ſchreiben; ob du dich aber darauf verlaſſen kannſt, mein lieber Leſer, weiß ich nicht, denn ich bin dein Freund!

Frühling und Herbſt.

Der ſchöne Stern Mars liebte, er liebte das Sternbild: die Venus.

Er liebte, wie die Götter lieben, aber ſie liebte wie die Menſchen lieben, menſchlich, mit allen menſchlichen Leiden und Freuden.

Sie luſtwandelten durch den unendlichen Raum, und er führte ſie von Geſtirn zu Geſtirn, und die Gluth und das Feuer dieſer Geſtirne machte ihn ſtolz und ſchwellte ſeine Bruſt. Sie aber ſehnte ſich nach einem mildern Weſen, das nicht lodert und nicht brennt, und das die Thräne in ihrem Auge nicht auffaugt mit heißen Strahlen. Und ſie bat den Mars, daß er in einem kleinen Plätzchen des Aethers ein Geſtirn hervorbringe: ein Geſtirn, das blos Licht empfängt, wo es milde iſt, wo die Luft nicht ſo dünn, und wo die Elemente in weicher Miſchung regieren. Und Mars ſchuf im unendlichen Raume eine große Kugel und nannte ſie: Erde, und gab ſie ihr zum Brautgeſchenk. Und die Venus freute ſich innig, als die junge Erde zu ihren Füßen hinrollte, und als ſie ihr in mildern Strahlen wiedergab den Strahl der Sonne; und Venus lächelte der Erde zu, und auf dieſes Lächeln wurde es Frühling auf der Erde; und Venus träumte bunte Dinge von ihrem Brautgeſchenke,

Erde, und dieſe Träume wurden zu Blumen und ſchmückten die Erde; und Venus lispelte koſende Worte aus dem Schlafe, und die koſenden Worte wurden zu Nachtigallen und zu Lerchen und zu flatternden Schmetterlingen, und als ſie erwachte und die Erde ſah mit ihrem Frühling, mit ihren Blumen, mit ihren Nachtigallen, da füllte ſich ihr Auge mit einer himmliſchen Thräne, und die Thräne fiel herab und vermiſchte ſich mit einem Körnchen Erde, und daraus wurde der Menſch. Und Venus kam wieder zu Mars und zeigte ihm das ſonderbare Weſen, mit einem Bart um das Kinn, mit hoher Stirne, mit ſtarken Schultern, und Mars warf einen Funken aus ſeiner Bruſt herab, und er fiel in die Bruſt des Menſchen, und da wurde ein rother Quell, ein glühender, ein klopfender!

Und Venus ſah, wie der Menſch umherirrte auf ihrem beblümten Brautgeſchenk, und wie er einſt ſaß am hellen Bache und ſich in der Fluth ſah und nicht begreifen konnte, wie dies geſchehe und was es ſei, und wie er ſich immer ſehnte nach ſeinem Schatten-Ich. Da ſann die ſchöne Venus nach, und blickte freundlich nieder auf die Erde, und ſah ſich ſelber im Aether ſpiegeln, und ſchuf ein zweites Weſen nach ihrem eigenen Aether-Spiegelbild, ein ſchwaches, kränkliches Geſchöpfchen, ein ſüßes, ſchwaches Weſen, und als der Menſch entſchlief, legte ſie das liebliche Püppchen ihm zur Seite nieder. Da neigten ſich die Blumen neugierig über das Haupt der neugebornen Schläferin, und das junge Roth der Roſe und der Schnee der Lilie blieb an ihren Wangen hängen; und das Blau vom Vergißmeinnicht ſtahl

ſich durch die geſchloſſenen Wimpern; und der Zephyr kam, um das neue Geſchöpf zu begrüßen, und ſein zarteſter Hauch ſtahl ſich als Seufzer in ihre Bruſt; und die Nachtigall kam, um ſie zu begrüßen, und die Sehnſucht dieſer Töne ſenkte ſich in ihr Herz; und alle kleinen Erdgeiſter wimmelten hervor um ihr Haupt und füllten es mit Wünſchen, Hoffnungen, Begehrungen, Tändeleien, mit eitlen Gedanken und mit Narrenpoſſen, mit Grillen und mit Zartheiten, mit Lächeln und mit Thränen, und ſie erwachte als das Weib!

Der Menſch aber umſchlang ſie, und als er den erſten Laut von ihren Lippen hörte, den erſten, menſchlichen Laut von einer andern Lippe, da ſuchte ſeine Lippe dieſe Lippe und — ſo ward der erſte Kuß!

Die Venus aber freute ſich über ihre beiden Puppen, und ſie ſagte: „liebt euch!“ Da fingen ſie an zu weinen, zu lachen, zu plaudern, zu ſchweigen, zu ſeufzen, zu träumen, närriſches Zeug zu ſprechen, zu ſingen, ſich zu ſuchen, ſich zu fliehen, mit ſich ſelbſt zu reden, in den Mond zu ſchauen, finſtere Laubgänge zu ſuchen, und mit dem Kopf auf die Hand geſtützt, den Nachtigallen zu lauſchen; er zürnte, wenn ſie tanzte, ſie ſchmollte, wenn er ſang; ſie neckten ſich, flohen ſich, verſöhnten ſich — und weinten die erſte Thräne. Das war die Liebe, und das war der Frühling!

Mars aber ſah dieſes Glück des Mannes, und die Venus das Glück der Frau, und ſie wurden eiferſüchtig; denn die Götter und die Geſtirne lieben ohne Thränen, ohne Seufzer, ohne Sehnſucht, ſie lieben ohne Eiferſucht,

ohne Bitterkeit, und es iſt Liebesſüßigkeit ohne Liebesbitterkeit. Da ſchleuderte Mars einen zweiten Funken in die Bruſt des Menſchen, und der rothe Quell fing zu kochen an. Das Blut in dieſer Lebens-Ciſterne brodelte und wallte, in den Adern rann es glühend heiß; die Sehnſucht wurde zur Begierde, der Seufzer zum Wunſch, und der Kuß zur Begehrung; die zwei erſten Weſen ſanken auf ſilberweiße Blumen hin, und als der Vorhang der Nacht von dem Blumenbeete wegflog, erwachte das Weib, das brennende Roth war von ihren Wangen entwichen und hatte ſich in die Blumen gezogen, auf denen ſie ruhten, und ſo ward die erſte — brennende Liebe!

Die himmliſche und reine Venus aber ſah herab auf ihre Puppen und ſah, daß ſie ſie gebrechlich ſchuf, und daß der Göttertraum der Liebe von den Menſchen nicht weiter geträumt werden könne, daß die Natur der Menſchenliebe zu ſchön iſt, um ewig zu ſein, und daß ſie ſtirbt den aromatiſchen Tod durch den ſüßeſten Duft der eigenen Blume; und ſie trauerte tief und zog die Blumen wieder von der Bruſt der Erde und ſchüttelte die Bäume, daß die fallenden Blätter das ſchambedeckte Antlitz der Erde verdeckten, und hieß die Nachtigallen verſtummen und weiter ziehen, und das war der erſte Herbſt!

Alljährlich aber erinnert ſich Venus ihrer kleinen Spielkugel, der Erde, und ſie wirft einen liebenden Blick auf ſie, und eine Thräne der Erinnerung an die Jugendzeit der Erde und an den Göttertraum der Menſchenliebe fällt auf die Erde, und aus dieſer Liebeserneuerung gießt ſich ein

ſeliges Leben über die Erde aus. Die Blumen jauchzen hervor, die Nachtigallen jubeln, die Bäume hauchen in ſüßem Blüthenſchaume ihre Wonnen aus, die Ströme und Bäche jagen wie luſtige Kinder durch die Fluren. Schmetterlinge und Zephyre gaukeln um die entfeſſelte Bruſt, und die Menſchen ſagen dann: Es iſt wieder Frühling! Und ein Liebesfrühling geht auf in den Herzen, in den Augen, in den Blumen, in den Nachtigallen und in den Liederklängen!

Das erſte Concert-Veilchen.

Ein Dampf-Jubelgeſchrei zum Beginn der Concerte.

Sei gegrüßt, o du November,
Die Concerte machſt du flott;
Das entzückt den Magyar Ember,
Das entzückt den Hottentott!
Du beginnſt den großen Reigen
Heut in dulci jubilo!
Flöte, Horn, Piano, Geigen,
Harfe, Hackbret, Holz und Stroh!

Chor.

Gaudeamus Wunderkinder!
Gaudeamus Kraftgenie!
Gaudeamus Geigenſchinder!
Gaudeamus Kikeriki!

Seid gegrüßt, ihr Muſikanten!
Sei gegrüßt, Concert-Billet!
Morgens reißen Dilettanten
Zeitlich uns ſchon aus dem Bett!
Und auf einem blauen Zettel
Stehen dreizehn Muſikſtuck',
Jeder ſpielt den eig'nen Bettel
Und verachtet Mozart, Gluck!

Chor.

Gaudeamus Componiſten!
Gaudeamus Notenpult!
Gaudeamus Harfeniſten!
Gaudeamus Roßgebuld!

Weinend kommt die gute Mutter:
„Heute ſpielt mein Söhnchen mit;
Iſt noch zart wie Maienbutter,
Iſt ſein erſter Künſtlerſchritt!
Hat noch gar nicht alle Zähne,
Hat auch gar noch nicht geſteckt,
Doch, es ſagen's die Mäcene,
Daß ein Künſtler in ihm ſteckt!"

Chor.

Gaudeamus Bettern, Baſen!
Gaudeamus Tantentratſch!
Gaudeamus Tabak-Naſen!
Gaudeamus großer Klatſch!

„Eine kleine Tochter hätt' ich," —
— Fängt ein Vater darauf an, —
„Deklamirt als wie die Rettich,
Keiner ſieht's dem Frazzen an!"
Und mein eig'ner Stiefelputzer
Sagt: „Ich hab' ein Kind zu Haus,
Hat 'ne Stimm' als wie die Lutzer,
In's Concert muß es hinaus!"

Chor.

Gaudeamus deklamiren!
Gaudeamus Frazzenchor!
Gaudeamus fistuliren!
Gaudeamus Kalbstenor!

Wie sie Alle applaudiren!
Ich erkenn' dich: Freibillet!
Und entzückt auf allen Vieren
Sind sie Alle um die Wett'!
Welch' ein Stürmen, wie die Bora!
Und ein Stampfen, wie im Stall!
„Außa! Außa! Fuora! Fuora!
Dreimal 'raus auf jeden Fall!!"

Chor.

Gaudeamus Händzerreißer!
Gaudeamus Ruferei!
Gaudeamus Kränzverschleißer!
Gaudeamus „Bis!"-Geschrei!

Tags darauf papier'ne Besen
Fegen in die Lesewelt 'nein,
Wie das Alles gut gewesen,
Wie man sang so zart und rein!
Und die großen Kritikaster
Drücken ihren Stempel d'rauf;
Legen schnell ihr Honigpflaster
Jedem Gickser freundlich auf!

Chor.

Gaudeamus Lügenſchnabel!
Gaudeamus Recenſion!
Gaudeamus altes Babel!
Gaudeamus Kleckslegion!

Humoriſtiſch-ſatyriſcher Bilderkaſten.

I.

Junker Stolpernfuß von Duzenmeruns, der Duellfreſſer.

Junker Stolpernfuß von Duzenmeruns, der Duellfreſſer, weiß Alles, kann Alles und ſtolpert über Alles; und gibt es zufällig Etwas, was Junker Stolpernfuß noch nicht weiß, noch nicht kann, und worüber er noch nicht geſtolpert iſt, ſo iſt das nicht ſeine Schuld, ſondern es liegt daran, daß es ihm noch nicht in den Weg gekommen iſt; würde es ihm in den Weg gekommen ſein, ſo würde er es ſchon gewußt haben, ſchon gekannt haben und ſchon darüber geſtolpert ſein.

Das Stolpern an und für ſich iſt kein Unglück, denn unter uns, mein lieber Leſer, ein gutes Pferd ſtolpert auch, und wenn ein gutes Pferd auch ſtolpert, ſo iſt kein Grund vorhanden, warum Junker Stolpernfuß nicht auch ſtolpern ſoll.

Allein ein gutes Pferd ſtolpert wohl einmal, aber ein ganzer Stall ſtolpert nicht; ein gutes Pferd ſtolpert wohl

auch einmal, aber ein gutes Pferd ſtolpert nicht allemal. Allein ein Menſch muß doch vor einem Pferd was voraus haben, und darum ſtolpert ein gutes Pferd einmal, Junker Stolpernfuß aber ſtolpert allemal. Voilà la différence!

Der Menſch, mein lieber Leſer, kann aber ſtolpern und dennoch ein guter Bürger, ein redlicher Gatte und Vater ſein; le stolpern n'empêche pas le sentiment! Alſo iſt Junker Stolpernfuß trotz ſeines Stolperns ein vortrefflicher Mann.

Man beklagt ſich, daß er zuweilen in ſeinen Kreuz- und Querſtolperungen hie und da einen Spiegel einſchlägt, eine Etagère umſtürzt, einen Ofen zertrümmert, einen Tiſch mit Porzellan umwirft; allein iſt es die Schuld des Stolperers oder des Stolperns? Behüte, da iſt der Spiegel, der Tiſch und der Ofen ſchuld; wer heißt ſie ſich gerade dorthin ſtellen, wo Junker Stolpernfuß ſtolpert? Es iſt eine ausgemachte Malice von dem Ofen, daß er mit dem Junker Stolpernfuß Händel anfängt.

Der Ofen aber kann froh ſein, daß er mit einem blauen Auge davon gekommen iſt, es hätte ihm mit dem Junker Stolpernfuß auf Duzenmeruns, der Duellfreſſer genannt, auf zweierlei Weiſe noch ſchlimmer gehen können; denn Junker Stolpernfuß hat drei Leidenſchaften: er ſtolpert gerne, er duzt ſich gerne mit der halben Welt, und duellirt gern mit der andern halben Welt; zum Glück für ihn und für die Menſchheit duzt er ſich blos gerne mit der lebendigen Welt, und duellirt er ſich blos mit der geſtorbenen Welt.

Die böſe Welt — wenn ich ſage: die böſe Welt, ſo meine ich mich und Alle, die den Junker Stolpernfuß kennen; denn die Welt, die ihn nicht kennt, iſt in dieſem Punkte die beſte Welt, — alſo die böſe Welt behauptet, der Junker Stolpernfuß habe ſchon beim Duzen, bei Wein und Bier mehr Hiebe zuwege gebracht, als beim Duell. Denn Junker Stolpernfuß iſt zwar ſehr unvorſichtig mit dem Duzen, allein ſehr vorſichtig mit dem Duell, er fordert Niemand, von dem er nicht überzeugt iſt, er iſt geſtorben, oder er liege im Sterben. Einmal ging es Junker Stolpernfuß ganz ſonderbar. Er hört, Herr Soundſo ſei plötzlich geſtorben; er läuft nach Hauſe und ſchickt ihm ſogleich eine Ausforderung. Man denke ſich den Schrecken des Junker Stolpernfuß, als er am andern Tage hört: Herr Soundſo war nur ſcheintodt! Herr Soundſo ſucht ſeinen Mann auf, allein dieſer ſtolpert ihm aus dem Wege. Herr Junker Stolpernfuß hat entſchiedenes Pech mit ſeinen Eiſenfreſſereien! Denn die Menſchen ſind viel weniger ſubtil, wenn ſie ſich denken: „mit wem und warum ſoll ich mich duzen?“ als wenn ſie ſich fragen: „mit wem und worüber ſoll ich mich ſchlagen?“

Da aber auf die Erzählungen des Herrn Junker Stolpernfuß nicht viel zu geben iſt, nicht etwa, weil er ein Feind der Wahrheit iſt, behüte! ſondern weil er ein ſchwärmeriſcher Verehrer der Lüge iſt, ſo weiß die Welt ſchon, was daran iſt, wenn Junker Stolpernfuß ſeine Ehrenhändel erzählt!

Wenn man ſagt: Junker Stolpernfuß iſt ein Lügner, ſo thut man ihm höchſt unrecht; er ſtolpert blos über alle Lügen. Es iſt ein eigenes Malheur! Wenn Stolpernfuß zum Schottenthor hinaus geht, und es fährt ein Bierwagen beim Stubenthor herein, ſo ſtolpert er über dieſen Bierwagen, und wenn eine Lüge in der Leopoldſtadt herumläuft, und Junker Stolpernfuß an der Hundsthurmer Linie ſpazieren geht, ſo ſtolpert er über jene Lüge, hebt ſie auf, trinkt Bruderſchaft mit ihr, verräth ſie dann ſogleich, als ob ſie einer ſeiner Freunde wäre, mit dem er Bruderſchaft getrunken hat.

Herr Stolpernfuß aber iſt dabei edel, er macht es Andern gerade ſo, wie ſich ſelbſt; denn er lügt ſich ſelbſt eben ſo an. Er, Junker Stolpernfuß, zum Beiſpiel iſt ein großer Freund von anonymen Briefen: er ſchreibt anonyme Briefe an den Kellner, wo er ißt, an die Köchin, wo er eingeladen iſt, an die Frau ſeines Freundes, an die Geliebte ſeiner Bekannten, an den Theaterſouffleur u. ſ. w. Natürlich handelt es ſich bei anonymen Briefen nicht um Wahrheit, im Gegentheil blos um Lüge, Heuchelei und Verleumdung, drei Dinge, mit denen ſich Stolpernfuß ſchon lange duzt. Allein er macht's mit ſich ſelber auch nicht beſſer. Junker Stolpernfuß ſchreibt an ſich ſelbſt im Namen einer ungenannten Schönen ein leidenſchaftliches Billet und beſtellt ſich da und dort hin. Er ſchickt ſich den Brief, er kommt nach Hauſe, findet den Brief, lieſt ihn. „Von wem kann der Brief ſein?“ fragt er ſich ſelbſt. „Ah, gewiß von Mamſell Soundſo!“ ruft er aus; denn er iſt feſt

überzeugt, daß jedes Frauenzimmer, mit dem er einmal ſpricht, in ihn verliebt iſt; und da er Alles, wovon er überzeugt iſt, mit allerhand Erfindungen vermehrt, ſogleich allen ſeinen Duzbrüdern insgeheim öffentlich mittheilt, und da ſeine Duzbrüder ſo viele ſind wie Kellner in Paris, ſo wüßten dieſe Alle die Geſchichte, wenn ſie nicht zugleich auch wüßten, daß ſie erlogen iſt. Alſo Junker Stolpernfuß ſchreibt ſich ſelbſt Antwort auf ſeine anonyme Liebeserklärung, und da man ſchriftlich logiſcher lügen kann, ſo ſchreibt er ſich Repliken, Dupliken, alles ſelbſt, und da es keinen Lügner auf der Welt gibt, dem nicht ein Menſch einmal etwas glaubt, ſo glaubt ſich Junker Stolpernfuß ſelbſt am Ende, daß er ein anonymes Billet-doux erhalten hat, und läßt es, wenn er bei irgend andern Frauenzimmern iſt, aus der Taſche fallen. Dieſe heben's auf, leſen's, er ziert ſich Anfangs, endlich erzählt er: „es ſei wahrſcheinlich dieſe und jene, ein Fräulein von ausgezeichnetem Stand, aber dumm u. ſ. w.“ Denn Junker Stolpernfuß vereinigt alle edlen Eigenſchaften, er geht von keinem Frauenzimmer, dem er noch ſo gehuldigt, weg, ohne ſie auszulachen, ſie zu verleumden und ihr nachzumachen; damit will er aber beileibe nichts Böſes gemeint haben, im Gegentheil, er will ihr damit eine Schmeichelei machen und ihr dadurch beweiſen, daß er ſie wie ſeine intimſten Freunde behandelt.

So ſtolpert Junker Stolpernfuß auf Duzenmeruns, genannt der Duellfreſſer, denn angenehm und fröhlich durch's Leben! Er beſitzt das „Talent der

Fiſche", nämlich, er hält ſich in jedem Hauſe höchſtens zwei Tage, dann fängt er ſchon an anrüchig zu werden. Im Anfange glaubt man, er ſtolpert aus Kindlichkeit, duzt Alle aus Naiveté, wie ein Tyroler, und lügt aus Liebe zum Romantiſchen. Nach und nach aber ziehen ſich Alle von Junker Stolpernfuß zurück; denn einmal ſtolpern, iſt amüſant, aber toujours ſtolpern! ſich mit Einigen duzen, iſt recht, aber die Menſchheit umzingeln und ſie duzen, iſt zweideutig; ſeine Ehre bewahren, iſt ehrenwerth, aber Stänkereien ſuchen und zurückſtolpern iſt abgeſchmackt; lügen iſt zuweilen ein ſchönes Talent beim Märchenerzählen u. ſ. w., allein lügen aus reiner Luſt an Lüge, verleumden aus Wohlgefallen an Verleumdung, alle Aufrichtigkeit und Treue in Falſchheit und Heuchelei umkehren, blos aus Naturell zum Windſpiel, das wollen doch am Ende die wenigſten Menſchen, und ſo ſtolpert denn Junker Stolpernfuß von Duzenmeruns, genannt der Duellfreſſer, immer einſamer auf der ſtolperigen Bahn des Daſeins!

II.

Dr. Henſchel, das Manuſcript-Skelet.

Dr. Henſchel hat Medicin ſtudirt, das heißt, er war immer der Erſte, der die Zweite bekam, und Einer der Letzten, die am erſten wieder repetirten. Er war auch nicht ein einziges Mal gegenwärtig, wenn er eine Abſenz bekam, und war einer der Fleißigſten, ſobald die Ferien angingen.

Durch Geduld und Zeit aber überwindet man Alles. Alles begreift auch zweite Claſſen, Abſenzen und Repetitionen in ſich. Dr. Henſchel überwand alſo Alles, ging nach Pavia, beſah die Lanze Rolands in der Domkirche, badete in dem Ticino, und da Carl der Große gerade zufällig ſo gütig war, daſelbſt eine Univerſität ad usum privatum des Herrn Dr. Henſchel zu ſtiften, ſo machte dieſer in der Geſchwindigkeit, in der man nicht viel gefragt wird und noch weniger viel, oder noch viel weniger zu antworten braucht, ſein Rigoroſum.

Herr Dr. Henſchel kehrte alſo, zur Freude und zum Augentroſt Aller, die eine ſtarke Zuneigung zu Abſenzen und eine ſtarke Abneigung zu Frequenzen haben, als graduirter Doctor von Pavia zurück.

Zum Unglück für den Herrn Dr. Henſchel pflegen die geſunden Menſchen keinen Arzt zu rufen, und die Kranken haben geſunden Menſchenverſtand genug, um ſich

Aerzte zu rufen, die mehr berühmt durch ihr Wissen, als berüchtigt durch ihre Absenzen und bekannt als Reisende nach Pavia sind.

Herr Dr. Henschel fing also seine Praxis bei einigen Patienten an, an welchen schon Viele mit Unglück laborirten, nämlich bei den Musen!

Er sah den kranken Zustand unserer Musen und beschloß, sie zu curiren! Kurz, Dr. Henschel wurde ein Dichter! Der Himmel steh' uns bei!

Er schrieb lange Gedichte auf Concept- und Recept-Papier! Zum Beispiel:

R. (Kann heißen „Recept" oder auch „Romanze".)

Also: R. Schmerz und Herz Dr. jj.
Lust, Brust Dr. j.
Röthe, Flöthe Unc. β.
Solv. in acq. lacry. Nach Bericht.
Dr. H.

Solche Recepte bringen zwar nie einen Menschen um, aber sie bringen zuweilen, wie der Wiener sagt, ein Vieh um!

Bei einem Versifex kommt es fast noch mehr auf die Praxis an, als bei einem Arzt. Wenn ein solcher Verse-Spekulant einmal fünfzig solche Recepte geschrieben hat, so geht das dann im buchstäblichen Sinne des Wortes: wie geschmiert.

Herr Dr. Henschel gehörte zu jenen ehrwürdigen Aerzten, die gar nichts gegen ein Consilium haben und sogar selbst dazu auffordern.

Die Muſen ſchienen dem Herrn Dr. Henſchel bedeutend krank, und er verſchrieb ihnen nicht das kleinſte „Wiener Trankel“ ohne Conſilium! Leider war ich immer derjenige, welchen er zu Rathe zog, und dem er alle ſeine Recepte vorlas, und ſeitdem ich das Unglück habe, auch „Apotheker“ zu ſein, das heißt, Redacteur eines Blattes, in dem er ſeine Recepte gerne machen ließe, bin ich der ewige und alleinige Conſulent bei ſeinen incurablen Patienten!

Wenn ich nicht gerade den Schnupfen habe, ſo beſitze ich eine feine, wenn auch breite Naſe. Juchten und Manuſcripte rieche ich auf zwanzig Ellen weit! und ſo riech' ich den Herrn Dr. Henſchel ſchon, wenn er noch auf der Treppe iſt; denn Dr. Henſchel iſt nicht ein Menſch, der ein Manuſcript mit ſich bringt; auch nicht ein Menſch, der vielleicht zwei Manuſcripte in der Taſche hat; und auch kein Menſch, der verſchiedene Manuſcripte bei ſich trägt; ſondern Dr. Henſchel iſt ein förmliches Manuſcripten-Skelet; ein Formular von einem Menſchen, mit Manuſcripten befleiſcht; Alles an ihm iſt Manuſcript: Fleiſch, Haut, Adern, Sehnen, Nerven u. ſ. w.

Wenn er ſich bewegt, kniſtert's wie altes Pergament; wenn er ſich niederſetzt, knittert es wie eine Papyrusrolle; und wenn er ſich bückt, ſo kracht's und knackt's um alle ſeine Glieder.

Zu allererſt nimmt er ein Manuſcript aus dem Hut; es ſind Verſuche aus früherer Zeit, über

die er meinen Rath wünſcht; dann kommt ein Manuſcript aus der Bruſttaſche: „Lyriſche Tändeleien", über die ich meine Anſicht ſagen ſoll; dann kommt aus der hintern Rockſchooßtaſche ein Manuſcript: „Entwurf eines Luſtſpiels", worüber ich meine Meinung abgeben ſoll; dann kommt ein Manuſcript aus der andern ähnlichen Taſche: „Dritter Geſang eines Epos"; dann kommt ein Manuſcript aus der Weſtentaſche, dann ein Manuſcript aus der Uhrtaſche, dann kommt die Brieftaſche und aus ihr ein Manuſcript: „Epigrammatiſche Haarnadeleien", und ſo zaubert Herr Dr. Henſchel wie ein zweiter Bosco Manuſcripte aus ſich, aus ſeinen Taſchen, und aus ſeinen Manuſcripten ſelbſt wieder andere Manuſcripte heraus. Mir ſchwindelt! Wie der Beſen von Goethe's Zauberlehrling, holt er immerfort Manuſcripte um mich her; mir flimmert's vor den Augen, ich erwarte, daß er ein Manuſcript aus dem Naſenloche zieht, ein Manuſcript aus den hohlen Zähnen, ein Manuſcript aus den Ohrgehängen u. ſ. w.

Dabei lächelt Dr. Henſchel ſelig und ſagt nichts, als: „Nur noch dieſe Kleinigkeit!"

III.

Die Kunſt geht nach ſechs Semmeln. Oder: Nichts als zehn kleine Kälbernes.

Keine Kunſt iſt eine ſolche durſtige Leidenſchaft, als die darſtellende dramatiſche. Melpomene und Thalia waren von jeher als mit großen und durſtigen Lebern verſehene Perſonen bekannt. Eine noch durſtigere Leidenſchaft iſt die Muſik! Der Notenſchlüſſel und der Kellerſchlüſſel gehen Hand in Hand, und je mehr die muſikaliſchen Inſtrumente auswendig vor aller Feuchtigkeit bewahrt werden müſſen, deſto zuträglicher dünkt dieſe Feuchtigkeit dem Inſtrumentaliſten zu ſein.

Die dramatiſche Kunſt beruht hauptſächlich auf Nachbildung der Natur, und der Durſt iſt, wie Galen behauptet, die erſte Stimme der Natur!

Starke Muskelbewegung erregt den Durſt, daher auch die Helden, vulgo Couliſſenreißer, mehr Durſt haben, als die zärtlichen Alten u. ſ. w., obwohl man auch Beiſpiele hat, daß letztere Gattung Bedeutendes im Durſtfache leiſtete. Der dramatiſche Durſt erſtreckt ſich von Bier, Wein und Branntwein bis auf Lob und Lobſalm.

Alle tragiſchen Rollen ſind eigentlich nichts, als periodiſche, hitzige Leberkrankheiten. Die Sympathie zwiſchen Leber und Gehirn iſt bekannt. Je mehr eine

Rolle ſtudirt wird, deſto angegriffener wird die Leber. Man kann alſo an der Bogenzahl der Rolle die Seitelzahl des Getränkes ermitteln, die zu ihr aufgebraucht wird. Eines der erſten Symptome einer ſolchen dramatiſchen Leberentzündung iſt, wie bei der wirklichen, ein ſtarkes Stechen in den Schultern, wodurch das heftige Arm- und Schulterſpiel herkommt, ſo auch das ſtarke Athemholen, in der Kunſtſprache: „Muſengeheul" genannt, und das Herumwerfen von der rechten auf die linke Seite und umgekehrt.

Seltner iſt der Hunger bei der dramatiſchen Kunſt, und er übertrifft ſelten den eines ſimplen Menſchen, deſſen Magen und Nerven nicht ſo reizbar ſind, als die der Kunſtwelt.

Indeſſen gibt es Individuen, die vor, nach und in der dramatiſchen Thätigkeit, mit ſolcher Nervenkraft nach ihrem Magen-Objekt verlangen, daß dieſe in Heißhunger, Hundeshunger oder Bulimie übergeht. Dieſer Heißhunger iſt ſo ſtark, daß er zuweilen dem Rollenhunger gleichkommt.

Herr Bartolomeo Dampfſitzer iſt ein ſolcher Künſtler, er frißt zuerſt alle Rollen, verſchluckt dann erſt alle Endſilben der ganzen Rolle, frißt den Souffleur mit den Ohren auf und geht erſt dann in das Gaſthaus zum „ſilbernen Bonzen", um etwas zu eſſen.

Allein was ißt Herr Bartolomeo Dampfſitzer? Es iſt nicht der Mühe werth, davon zu reden! Nichts als ein „kleines Kälbernes", das iſt: eine halbe Portion Kalbfleiſch!

Was ist ein „kleines Kälbernes“ für einen großen Schauspieler? Er tritt auf, und es ist gewesen! Er läßt sich also nach fünf Minuten vom Kellner des „silbernen Bonzen“ noch ein „kleines Kälbernes“ geben, mit einer „reschen Semmel“. Allein was sind zwei „kleine Kälbernes“ für einen Künstler, dem erst ein ganzes Kälbernes und ein ganzes Stück im Magen, und eine Rolle von acht Bogen im Rücken liegen? Nichts! Afflavit et dissipati sunt!

Herr Bartolomeo Dampfsitzer entschließt sich also, den Kellner noch einmal zu rufen und ihm zu sagen:

„Ich weiß nicht, ich habe heute gar keinen rechten Appetit, ich werde es versuchen, bringen Sie mir ein „kleines Kälbernes“, aber ohne Saft und mit Erdäpfeln.“

Drei „kleine Kälbernes“ zählen wirklich gar nichts in den Annalen der Kunst, und Herr Bartolomeo Dampfsitzer fühlt sich zu Größrem berufen! Er ruft den Kellner und spricht:

„Ohne Saft ist das Ding doch nicht zu genießen, also bitt' ich Sie, geben Sie mir ein „kleines Kälbernes“ mit Saft und ein Bischen geröstete Erdäpfeln dazu.“

Inzwischen hat Herr Bartolomeo seine Rolle von morgen aus der Tasche gezogen, und ißt das vierte „kleine Kälbernes“ mit Saft, gerösteten Erdäpfeln und Rollen-Schnitten.

In seinem Berufsgeschäft ganz vertieft, ruft er, halb wie im Somnambulismus, den Kellner und sagt, im zerstreuten Tone, wie aus dem Schlafe:

„Bringen Sie mir einmal ſo ein — ach, wie heißt es doch — ja, bringen Sie mir einmal ſo ein „kleines Kälbernes", aber vom Anſchnitt, etwas braun, mit Eſſigkren."

In den „Kleinkälbernen-Zwiſchenacten" verzehrt Herr Bartolomeo einige vazirende Semmel; aber weiß er, daß er Semmel ißt? Bewahre! Er ißt die Semmel nicht! Die Kunſt in ihm ißt alle dieſe Semmel, er iſt ja ganz zerſtreut. In der Hitze ſeiner Aufgabe hat ſich auch das „braune kleine Kälbernes" in den Magen hineinmemorirt, und einmal im Zuge, dem Fluge der entbrannten Phantaſie folgend, ruft er den Kellner und ſagt:

„Nun möcht' ich doch einmal ein recht weiches „kleines Kälbernes", aber mit kleinen Gurken, die reizen den Magen ein wenig."

Währenddem dieſes weiche „kleines Kälbernes" von ihm verzehrt wird, deklamirt er mit der linken Hand und ſcheint ganz bewußtlos. Endlich ruft er dem Kellner:

„Haben Sie mir denn ſchon ein weiches „kleines Kälbernes" mit Gurken gebracht?"

Der Kellner bejaht es, worauf er ganz erſtaunt ausruft:

„Das muß ich in Gedanken gegeſſen haben! Es iſt auch eine gar zu ſchwierige Rolle! Man vergißt ganz aufs Eſſen. Seien Sie ſo gut und bringen Sie mir ein „kleines Kälbernes" ohne etwas dazu, aber ſo etwas mit Knorpelwerk."

Dem ſiebenten „kleines Kälbernes“ folgt ein achtes und ein neuntes, und die ſechſte Semmel iſt dazu abgeſchlachtet.

Nachdem Herr Bartolomeo für jede Muſe ein „kleines Kälbernes“ gegeſſen hat, denkt er: Apollo will doch auch nicht vernachläſſigt ſein, ruft den Kellner und ſagt: „Es iſt curios, mir ſchmeckt heute das „kleine Kälbernes“ nicht recht, und ich eſſe es doch ſonſt ſo gerne. Sagen Sie doch der Köchin, ſie möchte mir doch ein recht appetitliches, wohlſchmeckendes „kleines Kälbernes“ ſchicken; ich kann doch mit dem leeren Magen nicht in's Bett gehen, inſonders nach einer ſolchen Vieharbeit.“ Dabei zeigt er auf ſeine Rolle.

Der Kellner kommt; ein zehntes „kleines Kälbernes“ wandelt den Weg aller „kleinen Kälbernes“ in die große Familiengruft des Künſtlermagens hinein. Es iſt Mitternacht, die Gäſte ſind ſchon alle nach Hauſe gegangen; da ſieht er ſich um und ruft verwundert aus: „Schon ſo ſpät?! Wie die Zeit beim Studiren vergeht! Kellner! bezahlen! Zehn kleine Kälbernes, ſechs Semmel u. ſ. w. Ich muß doch etwas für den Magen einnehmen! Gute Nacht!“

Am andern Abend ſitzt Bartolomeo Dampfſitzer nach dem Theater wieder beim „ſilbernen Bonzen“, ſtudirt ſeine Rolle und legt nichts in ſich hinein, als ſechs Semmel und zehn „kleine Kälbernes!“

IV.

Die unbegreifliche Gastfreundschaft.

Es war in einer jener norddeutschen Städte, wo die Natur sehr viel Sand und sehr wenig Gemüth gedeihen ließ, und wo daher auch die Mohr-, weißen, Wasser- und Steckrüben besser und häufiger gepflegt wurden, als Herzlichkeit, Innigkeit, Freigebigkeit und Gastfreundschaft.

In dieser Stadt hatte der liebe Himmel den Banquier X. gesegnet mit Geld und Gut, und damit er in seinem irdischen Glücke nicht übermüthig werde, segnete er ihn auch mit einer Frau und sieben Töchtern.

Töchter haben, ist an und für sich ein geborner Hang zur Schwermuth; sieben Töchter haben, ist ein natürlicher Beruf zur incurablen Melancholie.

Indessen: die Töchter waren schön, der Vater reich und die Mutter kurzsichtig, drei Umstände, welche ganz geeignet waren, den Besuch in diesem Hause zu dem angenehmsten zu machen, und so fanden sich denn immer junge Schäfer genug ein, welche die sieben fetten Kühe auf die große Weide des Courmachens austrieben und mit ihnen abweideten die ganze Wiese der Galanterie.

Unter diesen Schäfern war auch ich; nicht etwa um eine jener Kühe am Abende des Courmachens heimzutreiben in meinen Stall, denn ich hatte keinen eigenen Stall und

auch ſonſt gar nichts von jenen fetten Heu- und Grasgaben der Natur, die nöthig ſind, um mich für eine appetitliche Ehewieſe zu halten; allein der Winter im Norden iſt ſehr kalt, das Holz ſehr theuer, in dem Geſellſchafts- und Speiſezimmer des Banquiers X. war es immer ſo ſchön warm, und in der Geſellſchaft dieſes Siebengeſtirns befand man ſich immer in einer Art von angenehmer und der Geſundheit zuträglicher Transſpiration.

Es iſt bekannt, daß die Muſen viel Roſen und Vergißmeinnicht, aber wenig Brennholz abwerfen, und daß die Muſenſöhne die heißeſten Herzen und die kälteſten Füße haben.

Da ich von dem Speiſe- und Geſellſchaftszimmer des Banquiers X. ſprach, ſo muß ich dabei bemerken, daß das identiſche Begriffe und dieſelben Perſonen waren, man ſpeiſte im Geſellſchaftszimmer und geſellſchaftete im Speiſezimmer.

Wenn ich ſagte „man ſpeiſte", ſo muß ich wieder dabei bemerken, daß ich nicht aus hiſtoriſchen Quellen ſchöpfte, ſondern aus Traditionen, aus Sagen, die ſich mündlich im Publikum fortpflanzten. Augenzeuge war nie Jemand, ob bei dem Herrn Banquier X. je gegeſſen wurde, und was gegeſſen wurde. Die Familie betrieb dieſes Geſchäft im Geheimen, gehüllt im tiefſten Schleier; nie war eine fremde Perſon Zeuge dieſes Schauſpiels, nie wurde ein Uneingeweihter zu dieſen Myſterien zugelaſſen.

Was das iſt, „einen Gaſt zu Tiſche bitten", kannte die Familie nur dem Hörenſagen nach. Herr X. hatte den

Grundſatz: „nur der iſt gaſtfrei, der frei von allen Gäſten iſt!“

Herr und Madame X., ſieben Töchter, vier Söhne und eine alte Tante, welche zugleich Erzieherin der fetten Plejaden war, ſie ſetzten ſich ewig und immer ganz allein an den Eßtiſch, und ſo lange der Mond die gehörnte Sichel in den glänzenden Scheiben der dicken Wangen der ſieben Töchter abſpiegelte, hat kein fremder Mund ſich in ihr ſtilles Geſchäft am Tiſche gemiſcht.

Ich war immer willkommen im Hauſe, denn die Mutter hielt mich für ganz ungefährlich, die Töchter wollten ſich immer zu Tod lachen über meine poſſirlichen Einfälle, und der Vater, glaube ich immer, duldete mich gerade dieſes letzten Umſtandes halber.

Ich kam immer eine Stunde vor Tiſche, entweder Abends oder Mittags; nie, nie ſagte Jemand zu mir: „Bleiben Sie zum Eſſen da.“ Je näher die große Abfütterungsſtunde kam, deſto beſorglicher wurden alle Mienen, Herr und Madame X. ſcharrten mit den Füßen wie Schweizer-Vieh, wenn ein Gewitter in den Firnen ſteckt. Die ſieben Töchter gingen unruhig im Kreiſe herum, als ob ſie Kolik hätten. Die Luft ſelbſt wurde ſchwül, bis ich mich erhob, um zu gehen; und wenn ich ſagte: „Sie wollen wohl eſſen? Jetzt geh' ich!“ glänzte das Antlitz des Herrn X. wie ein Seidenhut nach dem Regen. Madame E. lächelte freundlich wie eine geknickte Schmalzblume, und die ſieben Töchter wimmelten ſelig untereinander wie ſieben Oel-Fettaugen auf einem Eſſigſalat.

Zwei Jahre nacheinander beſuchte ich die ſieben Töchter des Herrn X. Ich wurde dadurch nicht fetter, und ſie nicht magerer; nie wurde ich zum Eſſen eingeladen, und wenn mich nicht zuweilen am Abend, wenn ich hinkam, ein Zugemüſeduft, der noch von dem geheimen Mittagsopfer im Zimmer herumzog wie eine Weihrauchwolke, und ein Nachglanz auf den vierzehn Wangen der Töchter, der lieblich leuchtete wie der belohnte Hunger, überzeugt hätten, daß hier gegeſſen wurde, gegeſſen mit Frakturzähnen, ſo würde ich immer mehr geglaubt haben, daß man in dieſem Hauſe gar nicht an die Exiſtenz des Magens glaube.

Ich kam zuletzt auf den Gedanken, dieſe Familie eſſe gar nicht mit dem Munde. Vielleicht, dachte ich bei mir, gab ihnen die Natur andere Auffaugungs- und Einſaugungs-Theile. Die Bäume eſſen mit den Blättern, die Blumen auch mit den Staubfäden, vielleicht ſpeiſt dieſe Familie mit den Poren, mit den Augenbrauen, mit dem Ohrläppchen; wer kennt alle Capricen der in ihren Schöpfungen ſo bizarren Natur?! Falſche Scham hält dieſe Familie zurück, je vor andern Leuten zu eſſen! So dachte ich.

Eines Tages, es war im Jahre 1826, am 15. December, kam ich wie gewöhnlich um zwölf Uhr Mittag. Ich blieb immer, bis ſich die der Abfütterung vorgehenden Symptome einzuſtellen pflegten, nämlich allgemeine Bewegung, auf die Uhr ſehen, in die Ohren ziſcheln u. ſ. w. Heute kam nichts von allem dem. Eine beſondere Zuthunlichkeit der ganzen Familie drängte ſich an mich, ſie war nie ſo freundlich geweſen; die ſieben Töchter ſchwammen um mich herum

wie sieben Karpfen um einen Semmelbrocken. Die Mutter blinzelte mit den Aeuglein wie eine Eidechse, wenn man ihr auf den Schwanz tritt, und Herr X. sah so schlau aus wie eine Charade, welcher die Auflösung vorgedruckt ist.

Mir wurde unheimlich; ich ahnte, daß was Ungewöhnliches vorgehe; ich griff eilig nach dem Hut, darauf sagte ich mein Trostsprüchlein auf:

„Sie wollen wohl essen? Jetzt geh' ich." Allein Himmel! Welche Begebenheit! Das Unerhörteste ist geschehen! Nicht möglich und doch geschehen! Herr X. fuhr auf mich zu: „Wollen Sie nicht einen Löffel Suppe mit uns essen?" — Ich blieb sprachlos stehen. Hatt' ich recht gehört? „Essen?" „Mitessen?" „Mit uns essen?"

Es mußte etwas Ungeheures vorgegangen sein!

Ich war starr vor Erstaunen und konnte kein Wort hervorbringen. Madame X. angelte mit der Hand nach mir wie eine Angel nach einem Weißfisch. „Ach ja, Sie sind heute unser Gast!" — Ich rieb mir die Augen, die Ohren, die Nase, ich wußte nicht, ob ich träume, wache. Die sieben Töchter umringten mich auch, und aus allen Sieben ertönte es auf einmal wie aus sieben Bierflaschen, von denen der Stöpsel zu gleicher Zeit losging: „Ach ja, Sie essen heute Mittag bei uns!"

Dabei nahm man mir Hut, Stock und Handschuh aus der Hand, und ich blieb fast willenlos. Gewiß, es lag eine große Ursache, ein unerforschliches Geheimniß zu Grunde, und ich beschloß, es zu erforschen, und wenn es mein Leben kosten sollte.

Man ſpeiſte, man ſpeiſte gut, mit Fleiß und Ausdauer, mit aller deutſchen Biederkeit und jener gelehrten, zähen Unermüdlichkeit, die man an deutſcher Philoſophie und Eßluſt gewohnt iſt. Die Familie aß wie alle Menſchen, nirgends eine Abnormität! Die ſieben Töchter freilich, die aßen jedes Gericht dreimal: erſt verſchlangen ſie es mit den Augen, dann verſchlangen ſie es mit der Naſe und dann erſt mit dem Munde; dafür geſchah dieſes Letzte aber auch ſo ſchnell, dafür wurde das Gericht mit einer ſolchen Blitzesſchnelle von der Zunge zum Magen übergeführt, daß es nicht einmal Zeit hatte, ein kleines Legat an die Zähne auszuwerfen. Dies Eſſen war zu Ende, Alles in Ordnung, man war fröhlich und guter Dinge, nirgends konnte ich die Urſache dieſer unerhörten Gaſteinladung erforſchen.

Ich nahm gerührt Abſchied von der ganzen Familie, ſie war freundlich und lieb bis zum letzten Augenblicke.

Ich ging, in Gedanken damit beſchäftigt, die Urſache dieſer außerordentlichen Erſcheinung aufzuſpüren.

Im Vorzimmer gab mir das Stubenmädchen meinen Mantel um.

Dieſer Moment war immer einer der intereſſanteſten bei dem Banquier X. Es war ein allerliebſtes Weſen, und ſo konnte kein lebendes Weſen den Mantel nach dem Wind und um die Schultern hängen, als ſie. Da ich ihr beim Weggehen ſtets entweder die Hand ſelbſt, oder etwas in die Hand drückte, welches Letzte mehr Eindruck auf ſie zu machen ſchien, war ſie mir ſehr gewogen, und ſchüttete manches Familien-Geheimniß in meinen Buſen und in

meinen Mantel aus. Heute lächelte dieſes Stubenmädchen ein Lächeln, in welchem viel „Drolliges“ lag, aber Drolliges friſch und luſtig, nicht alt und abgeſchmackt.

Ich gewahrte das, drückte ihr die Hand beträchtlich und etwas Beträchtliches in die Hand.

Meine Druckkoſten wurden reichlich belohnt. „Wiſſen Sie, Herr Doctor,“ ſagte ſie, „warum Sie heute hier ſpeiſten?“ — „Ach, Engel! ſage es mir doch!“ erwiederte ich. — „Nun,“ ſagte ſie, „die alte Tante iſt krank und konnte nicht zu Tiſche kommen. Die Familie iſt ungeheuer abergläubig; ohne die Tante wären ſie dreizehn bei Tiſche geweſen, und, ihrer Meinung nach, hätte Jemand von ihnen ſterben müſſen, Sie mußten alſo den Vierzehnten machen!“

V.

Dr. Eiſenkorn, das Tauſendſapperment-Talent.

Talentvolle Menſchen haben gewöhnlich nur zu Dieſem oder Jenem Talent. Niemand hat zu Allem Talent. Es gibt aber Menſchen ohne alles Talent, die zu Allem Talent zu haben glauben, die ſich an Alles wagen, in Allem verſuchen, in jedem Genre zu jeder Zeit für Jedermann zu arbeiten bereit ſind; kurz, es gibt Menſchen mit einem Tauſendſapperments-Talent.

Dr. Eiſenkorn iſt ein ſolches Univerſal-Talent. Er arbeitet mit jedem der zehn Finger für eine andere Unſterblichkeit! Er ſchlitzt ſich wie ein Pelikan die Bruſt auf und tränkt mit ſeiner Herztinte alle ſeine literariſchen Kinder. Er iſt Mitarbeiter an allen beſtehenden Zeitſchriften, Correſpondent in allen Journalen, intim mit allen Schriftſtellern, in genauer Verbindung mit den ausgezeichnetſten Zeitgenoſſen, Vertrauter und Rathgeber aller Kunſt- und Theater-Directionen, unzertrennlicher Gefährte und Hausfreund aller Künſtler, Sänger, Tänzer, Tänzerinnen u. ſ. w.

Wenn er aufſteht, ſo raucht er eine Cigarre und ſchreibt eine Ode an das Morgenroth; dann frühſtückt er und ſchreibt eine Humoreske über den Kaffe; dann wäſcht er das Geſicht mit der linken Hand und ſchreibt mit der rechten eine Satyre; dann wäſcht er das Geſicht mit der

rechten Hand und ſchreibt mit der linken ein Sonett; dann lieſt er die Theaterzettel und ſchreibt ein Trauerſpiel; dann läßt er ſich raſiren und dictirt eine Novelette; dann zieht er ſeinen Schlafrock an und ſchreibt ein Epigramm; dann geht er auf und ab und ſchreibt eine Charade; dann wirft er ſich in den Schreibſeſſel und ſchreibt Liebeslieder; dann ſtopft er ſich eine Pfeife und ſchreibt eine Ballade, kurz, er ſchreibt Alles für Alle, an Alle, auf Alle; dann ſchickt er die Charade an jene Redaction, die Ballade an eine zweite, die Ode an eine dritte, das Sonett an eine vierte u. ſ. w. Dann fliegen die Briefe nach Oſt, Weſt, Süd, Nord, und immer heißt es: „Zwar kann ich meine Zeit nur ſelten zu literariſchen Werken verwenden, allein den kleinen Raub an meiner Zeit bin ich ſo frei u. ſ. w.“

Darauf geht Dr. Eiſenkorn aus.

Die Thätigkeit und Vielſeitigkeit, die er in ſeinem Zimmer à la camera entfaltete, iſt nichts, iſt ein einſeitiges Ding gegen die ungeheure, raſtloſe und alle Gegenſtände umfaſſende Rüſtigkeit und Allſeitigkeit, die er nicht nur in den Beſuchen zu allen Redactionen, Directionen, Ambitionen, Hiſtrionen u. ſ. w. entwickelt, ſondern auch in den furchtbaren Streifzügen, die er auf der Straße, im Gehen, en passant zu Wege bringt!

Auf dem Hauptplatze begegnet er einem Redacteur: „Ach, mein Liebſter! für Sie hab' ich ein köſtliches Aufſätzchen! Nicht gar groß, ſo in zehn, zwölf Fortſetzungen; Herr N. N., Redacteur des Soundſo, wollt' es haben, allein Sie wiſſen, ich geb' es lieber in Ihr Blatt u. ſ. w.“

Zehn Schritte weiter begegnet ihm N. N., der Redacteur des Soundso, er umarmt ihn: „So eben dacht' ich an Sie, mein edler Freund, ich hab' für Sie ein köstliches Aufsätzchen! Ein episches Gedicht in ganz neuer Form, noch gar nicht dagewesen! Nicht groß, gar nicht groß, fünfundzwanzig zwölfzeilige Stanzen. Herr P. P., Redacteur von Soundso, hat's zufällig bei mir gesehen und wollt' es mit Gewalt einstecken, allein ich hab's einmal Ihnen bestimmt; ich mag dem P. P. nichts geben u. s. w."

Um die Ecke herum, stößt er auf P. P., schüttelt ihm die Hand: „Grad' recht, mein Theurer, für Sie hab' ich was, ein köstliches Aufsätzchen! „Humoristische Lebensgeschichte einer Lederbirne", nicht gar zu groß, sechzehn kleine Kapitelchen. Ich hab's gestern in einer Gesellschaft gelesen, wo auch Z. Z., der Redacteur des Soundso war; der hätt' mich bald insultirt, daß ich es ihm nicht geben wollte u. s. w."

In der nächsten Gasse stößt er auf den Balletmeister der großen Oper: „Zu Ihnen wollte ich eben, mein Verehrter, ich habe ein köstliches Programm zu einem romantischen Ballete: „Terpsichorens Triumph," oder: „Die geheilte Leberverhärtung." Das ist ein höchst romantisches Sujet; ich habe darin eine Gruppe von Allopathen und Homöopathen tanzen lassen, die außerordentlich pittoresk ist u. s. w."

Der Balletmeister empfiehlt sich dankend, und Dr. Eisenkorn setzt seinen Zug fort; da kommt ihm der Kapellmeister der großen Oper in den Wurf: „Ach, guten

Morgen, ein gutes Vorzeichen! Hören Sie, mein Hochgeschätzter, für Sie habe ich einen köstlichen Operntext! heroisch-romantisch:

„Mutter und Elephant," oder: „Wahre Liebe überwältigt Bestien."

Da sind Gemüths-Scenen! Affecte! Abwechslung! Sie mit Ihrem Talente und dieser Text, ohne mir zu schmeicheln, das wird was ganz Neues u. s. w."

Kaum hat sich der beglückte Kapellmeister aus seinen Armen gerissen, so führt der boshafte Gott des Zufalls ihm einen Director eines Volkstheaters zu: „Ach, himmlisch! mein Verehrtester! Heute hätte ich Sie auf jeden Fall noch gesprochen! Ich habe etwas Köstliches für Sie! Noch gar nie dagewesen! Eine ganz neue Idee, eine neue Gestaltung der Lokalposse, ein Stück in drei Acten, mit einem Vorspiel, zwei Nachspielen und drei Zwischenact-Spielen, unter dem Titel:

„Hi-Hi! — Mi-Mi! — Bi-Bi! lauter Allegorie!"
oder: „Das bezauberte Griesz weckerl."

Eine nichtparodirende Parade-Parodie, in willkürlichen Aufzügen. Das macht Ihnen wenigstens ein Paar hundert volle Häuser, ohne alle Ausstattung, blos das Stück u. s. w."

Der Director umarmt ihn ganz erschrocken, empfiehlt sich, und siehe da, Herr Eisenkorn hängt schon wieder an einem berühmten Schauspieler: „Guten Morgen, mein Bester, ich dachte eben an Sie; ich höre, Sie

wollten im nächſten Concert deklamiren? Da hab' ich was Köſtliches für Sie! Eine Ballade, voll Effect: „Die große Pauſe der Natur nach dem Untergange der Welt!“

Da haben Sie Gelegenheit, Gefühl, Herz und Lunge zu zeigen! Da ſind Stellen, Stellen, wo ich zerſprungene Feuerberge redend einführe, und wo das ausgetrocknete Weltmeer nach einem Tropfen Waſſer lechzt, das muß Furore machen u. ſ. w.“

Kaum wendet ſich der betroffene Schauſpieler zum Abſchiede um, ſo hat Herr Eiſenkorn ſchon wieder einen Theaterdirector erwiſcht: „Ergebenſter Diener! Für Sie hab' ich was Köſtliches! Da hab' ich dieſe Woche in einer müßigen Stunde fünfundſechzig neue Stücke aus dem Franzöſiſchen überſetzt; eigentlich nicht überſetzt, ich überſetze nicht, bearbeitet, frei bearbeitet; eigentlich nicht bearbeitet, blos mitgetheilt, mitgetheilt; eigentlich nicht mitgetheilt, ich mittheile nicht, ſondern blos nach der Idee, nach der Idee, nach fünfundſechzig Ideen! Sie werden alle gewiß ſehr gefallen u. ſ. w.“

Noch bei dem letzten Worte ſtürzt Herr Eiſenkorn auf einen andern Mann zu, es iſt ein Lieder-Compoſiteur: „Ach, mein Charmanteſter, für Sie hab' ich was Köſtliches! Ganz für die Muſik! Ganz lyriſch, echt muſikaliſch: „Schnupfen und Seufzer, eine Serenade im Schneegeſtöber.“

Ich ſag' Ihnen, das ſingt ſich von ſelbſt; das werden Sie himmliſch componiren! u. ſ. w.“

Kurz, Dr. Eiſenkorn iſt überall zu leſen, zu finden, zu ſehen, gedruckt in großen, kleinen und mittlern Lettern, über und unter ſeinen Aufſätzen, mit deutſchen, lateiniſchen und gothiſchen Buchſtaben; er ſchreibt „Geſammeltes" — „Gefundenes" — „Erbeutetes" — „Aufgeſchnapptes" — „Zuſammengetragenes" — „Fremdes und Eigenes" — „Steinchen" — Buntes" — „Scherben" — „Späne" — „Splitter" — „Zahnſtocher" — „Curioſa" — „Körner" — „Pillen" — „Fidibus" u. ſ. w. und unter jedem Worte breit und klar: Dr. Eiſenkorn.

Er ſchreibt als Anekdote:

„Berthold Schwarz hat das Pulver erfunden."
Dr. Eiſenkorn.

Als Miscelle:

„Horaz hat geſagt, man ſoll erſt nach neun Jahren ſein Werk drucken laſſen."
Dr. Eiſenkorn.

Als Aphorisme:

„Hamlet ſagt: Sein oder nicht ſein, das iſt die Frage!" Dr. Eiſenkorn.

Als Gedankenkäſtlein:

„Bevor Dr. Jenner das Impfen entdeckte, gab es mehr Menſchen mit Blatternarben, als jetzt." Dr. Eiſenkorn.

Als Eingeholtes:

„Shakeſpeare iſt alt und doch neu!"
Dr. Eiſenkorn.

Als Nüſſe für ſchöne Zähne:

Räthſel: „Wo haben die erſten Menſchen den Löffel angefaßt?“

Auflöſung: „Beim Stiel! Ha! ha! ha!“

Dr. Eiſenkorn.

Und dennoch, dennoch, — o unbegreifliches Wunder der Leſewelt! — bleibt Dr. Eiſenkorn der Leſewelt unbekannt!

Es iſt ein Unglück, ein Talent zu Allem, ein Univerſal-Talent zu haben!

VI.

Herr Schniffelfeld, der Naturforscher.

Herr Schniffelfeld pflegt mich zuweilen zu besuchen. Wenn ich sage, er pflegt mich zu besuchen, so verstehe ich darunter, daß er zuweilen alle meine Mobilien, meine Bilder, meine Bücher, meine Büsten, meine Porte-Bijoux u. s. w. untersucht, ergründet, und die Naturgeschichte aller meiner liegenden, hängenden und herumfahrenden Effecten studirt!

Herr Schniffelfeld kommt in's Zimmer; mit dem ersten Entrechat sagt er: „Ah, guten Morgen! Wie geht's?“ und mit dem zweiten Schritte ist er an meinem Mitteltische, ergreift ein da liegendes Manuscript, schlägt den Titel auf, und nun beginnt die Naturforscherei:

Er. Von wem ist dies Lustspiel?

Ich. Ja! von einem Ungenannten.

Er. Wird es aufgeführt werden?

Ich. Kann sein.

Er. Ist das des Verfassers Handschrift?

Ich. Ich weiß wahrlich nicht.

Er. Hübsch geschrieben.

Ich. Recht hübsch.

Er. Und schönes Papier.

Ich. Recht schön, u. s. w.

Nach dieſer Unterſuchung ſtürzt ſich Herr Schniffelfeld auf einen ausgeſtopften Nußhäher, der eine Feder im Munde hat. Er fängt die Naturforſcherei an: „Das iſt ein Nußhäher!“ Ich nicke ſchweigend: Ja. — „Die Augen ſind eingeſetzt.“ Ich nicke ſchweigend: Ja. — „Die Feder iſt recht hübſch angebracht!“ Ich lächle holdſelig. — „Eine gute Idee!“ Ich ſage: Paſſirt! Er fährt fort: „Sie ſtopfen jetzt recht gut aus!“ und hat ſchon mein Siegel in der Hand: „Hübſch geſtochen!“ Da ich darauf nichts erwiedere, drückt indeſſen Herr Schniffelfeld an meine Zündmaſchine und ſagt: „Sie geht recht gut! das iſt mit Phosphor!“ Dann zündet er meinen Wachsſtock an, nicht ohne dabei zu ſagen: „Ein tüchtiger Kerl von einem Wachsſtock!“ nimmt mein Siegellack, lieſt darauf: „Patent-Lack,“ reibt es am Tuch-Aermel, dann nimmt er Papier, läßt das Siegelwachs ſchmelzen, drückt mein Siegel darauf, führt es an die Augen und ſagt: „Das drückt ſich recht deutlich aus!“ — Kaum iſt Herr Schniffelfeld mit dieſem Experiment fertig, ſo ſtürzt ſich ſeine naturforſchende Wißbegier von der Wappenkunde auf die Blumiſtik. Er ergreift ein Glas mit Blumen, das auf meinem Tiſche ſteht, führt es mit einem genialen Schwunge an die Naſe und ſagt: „Vortrefflich riechen ſie!“ Dann reibt er eine Reſede zwiſchen ſeinen Fingern, und führt dieſe wieder an ſeine Naſe, indem er ſelbſtzufrieden, lächelnd ſagt: „Die Blumen haben gewiß was zu bedeuten!“ Ich lächle ganz aufgelöſt. Indeſſen geht

die unermüdliche Unterſuchungsluſt des Herrn Schniffelfeld von der Blumiſtik wieder zur Mineralogie über. Er ergreift meine Uhrkette mit den Petſchaften, dreht ſie hin und her, haucht ſie an, läßt ſie im Lichte ſpielen und ruft aus: „Das iſt ein Rubin palé, und das ein Carneol.“ Darauf lieſt er, was auf ihnen geſtochen iſt: „Recht ſinnig! Sie ſind ein Vocativus!“ Ich lächle wieder wie nach einer Kamillen-Infuſion. „Der Carneol iſt nicht ganz rein! Ich habe auch einen, der iſt hübſcher!“ — und, bums! auf einmal iſt er über meinen Wandkorb gerathen! — „Der ſcheint gehäkelt zu ſein? oder tambourirt? Ich glaube, es iſt Seiden-Toque; die Idee iſt nicht übel: ich möchte wiſſen, ob es ſelbſt gemacht, oder ob es gekauft iſt?“ — Ich geſtehe meine Unwiſſenheit, und Herr Schniffelfeld ſtürzt ſich auf die Fiſchkunde, er macht ſich über mein Glas mit Goldfiſchen, nimmt das kleine Netz und fährt hinein: „Ach, die lieben Thierchen! Da iſt ein gefleckt es! Die müſſen alle Tage Waſſer bekommen! Haben Sie ſie geſchenkt bekommen? gekauft? Halten ſie ſich lange? Wie lange haben Sie ſie ſchon?“ Er hört aber meine Antwort gar nicht an, ſondern er hat ſich ſchon meines Perſpectives bemächtigt, zieht es aus, macht das Fenſter auf und verſucht es: „Das iſt ein gutes Glas. Ich hab' auch eins; aber auf dieſem ſeh' ich beſſer. Es hat keine Farbenränder. Ein gutes Glas iſt ein Glück! Da drauf ſehen Sie die Schauſpieler durch und durch!“ Darauf lacht er ungeheuer naturforſcherlich, und ich

begleite dieſes Gelächter mit einem discreten weinſäuerlichen Lächeln. Plötzlich dreht ſich Herr Schniffelfeld zu meinem Büſtenſchrank und ruft aus: „Gyps!“ Dann faßt er Goethe beim Hals, Schiller bei der Naſe, Mozart läßt er auf der freien Hand ſtehen, Haydn trägt er zum Fenſter hin, dem Sophokles guckt er von unten in die Luftröhre hinein, und dem Apollo vom Belvedere bläſt er den Staub aus den Augenwinkeln. Unglücklicher Weiſe hängt auf dem Kopfe einer bronzenen Niobe ein nettes, blaues Käppchen, und — hier iſt Stoff zu Unterſuchungen, zu Forſchungen, zu Meinungen! „Ein allerliebſtes Käppchen! blau und weiß! Ha, Treue und Unſchuld! Ha ha ha! Und auf der Niobe! Das hat was zu bedeuten! Ja, bei Ihnen iſt Alles mit Beziehung! Niobe! Ein Käppchen! Ein Käppchen auf der Niobe! Eine bronzene Niobe mit einem blauen Käppchen! Curios! recht curios! Warum grad' auf der Niobe! Sonderbar!“ Herr Schniffelfeld wäre noch nicht fertig, wenn nicht plötzlich ein geſticktes Tableau mit der Unterſchrift: „Die Maske, am 8. Februar“ ſeinen Eifer und ſeine Wißbegier aufgeregt hätte! „Die Maske? die Maske? Welche Maske? Aha, eine Maske! am 8. Februar? Was iſt denn am 8. Februar? Wiſſen Sie, von wem es iſt? Wann haben Sie's bekommen? Was ſtellt es eigentlich vor? Die Maske! am 8. Februar! Hum! curios! Bei Ihnen ſieht man curioſe Sachen!“ — Darauf greift er nach meinem Hut, nimmt die Handſchuh heraus, dreht ſie um und lieſt: „Jaquemar! Ja, Jaquemar! Ich trag' auch Jaquemar! — Aha, da ſind ſie aufgeriſſen;

Sie müſſen erſt hineinblaſen, bevor Sie ſie anziehen, ſehen Sie, ſo —" nun bläſt er in die Handſchuh, wirft ſie dann weg, um nach meinem Stocke zu greifen: „Ein ſpaniſches Rohr! Ein hübſcher Stock! Der Knopf oben recht hübſch! Echtes Gold oder vergoldet? Recht maſſiv! Etwas ſchwer, aber recht ſtattlich!" Darauf gibt er ſich wieder eine kühne Wendung an meinen Schreibtiſch, ergreift das Federmeſſer und ſagt: „Eine echt engliſche Klinge! Schneidet ſie gut?" Dann nimmt er eine Feder und probirt es; plötzlich fällt ihm ein: „Ich muß doch ſehen, ob ich mit Ihren Federn ſchreiben kann!" Er nimmt meine Feder, ſetzt ſich in meinen Arbeitsſeſſel, ergreift meine Feder und ſchreibt, nachdem er erſt das Papier unterſucht hat und fand, daß es Whatmann ſei, auf mein Papier einigemal ſeinen Namen und dann: „Komm, weiße Dame, komm, weiße Dame, komm, weiße Dame!" Dann lacht er und ſagt: „Ihre Federn ſind zu ſpitz! zu ſpitz! zu ſpitz!" Ungeheures Gelächter von ſeiner Seite, ein ſanftſeliges Lächeln von meiner Seite.

Zum guten Glück meldet mein Diener einen Beſuch. Herr Schniffelfeld empfiehlt ſich, indem er im Abgehen noch ſchnell den bei der Thür ſtehenden Regenſchirm in die Höhe hebt, anſchaut, biegt und ſagt: „Recht fein, recht leicht, aber etwas klein, nur für eine Perſon! Verſtehen Sie mich? Nur für eine Perſon!! Ha! ha!"

VII.

Winter-Opfer und Geſellſchafts-Geißeln.

Der tanzende Nachtlöhner.

Wenn man ein Bischen darüber nachdenkt, woher es kommt, daß zuweilen die ſittſamſten Mädchen in ſchlechten Ruf kommen, daß die unſchuldigſte Frau in üble Nachrede geräth, ſo kommt man auf eine der Haupturſachen: ſchlecht gewählte, leichtſinnige Geſellſchaft. Und der Hang zu dieſen hirnloſen und geiſtloſen Geſellſchaften entſteht aus den drei Suchten der weiblichen Welt: Putzſucht, Gefallſucht, Tanzſucht; das iſt der Poſitiv, Comparativ und Superlativ des Zugrundegehens aller beſſern Frauennatur.

Ich brauche zu meinem heutigen Bilde nur die Tanzſucht allein.

Viele Aeltern leiden an einem einfachen Uebel, an einer Tochter, die ſie gerne verheirathen möchten, oder an einem doppelten Uebel, an zwei Töchtern, oder an einem dreifachen, an drei Töchtern u. ſ. w.

Gegen dieſes Heirathsübel werden, wie gegen alle örtlichen Uebel, gegen Gicht u. ſ. w., Badecuren und Schweißcuren gebraucht. — Im Sommer geht man auf Badeorte, Karlsbad, Pyrmont, Aachen u. ſ. w., vielleicht

gießt ein unſchuldiger Freier das Bad mit dem ſchönen Kinde aus und heirathet es; im Winter aber braucht man Schweißcuren, die ſogenannten Jourfix, oder Hausbälle, oder Picknicks, wo die armen Candidatinnen des Eheſtandes ſich im Schweiße ihres Angeſichts einen Mann ertanzen ſollen. Zum Heirathen gehören aber Freier, zum Tanzen Tänzer! Die Mädchen können ſich nicht untereinander heirathen, die Mädchen können nicht untereinander tanzen!

Die Tänzer ſind aber jetzt ſo rar, wie die Freier! Den Hof wollen die Männer jetzt den Mädchen machen, aber kein Haus machen ſie ihnen dazu; aufziehen thun ſie die Mädchen fleißig, aber nicht zum Tanz!

„Tänzer! Tänzer! Um Gotteswillen Tänzer!“ Das iſt der Noth- und Hilfsruf aller albernen Mütter!

Der Mann jammert: „Kann ich Tänzer aus der Erde ſtampfen? Wächſt mir ein Tanz-Anführer in der flachen Hand?“ Aber das Schrecklichſte der Schrecken iſt eine Mutter in ihrem Wahn!

„Tänzer! der gute Ruf meiner Töchter für einen Tänzer!“

Jeder Bekannte wird alſo auf Tänzer-Raub ausgeſchickt. Ein Jeder darf einen Tänzer bringen; ob dieſer Tänzer nun reich oder arm, klug oder dumm, geſittet oder laſterhaft, geachtet oder verrufen iſt, das gilt gleich, iſt er doch ein Tänzer!

Dieſe Hausfreunde zerſtreuen ſich nun in Kaffeehäuſern, in Bierkneipen, an Straßenecken, in Theatern und rufen: „Iſt kein Tänzer unter Euch?“ Iſt einer da, ſo

wird er gefragt: „Tanzen Sie? Tanzen Sie viel?“ Dann wird mit dem armen Schlachtopfer ein Pact geſchloſſen, er wird als Nachtlöhner gemiethet, er muß Alles tanzen, mit Allen tanzen, die ganze Nacht tanzen!

Das tanzende Opferlamm wird Abends ſchwarz angezogen, eine Roſe in ſein Knopfloch geſteckt, gelbe Handſchuhe bekommt er, und nun wird er in die Geſellſchaft, die er nicht, die ihn nicht kennt, geführt. Er päſentirt ſein Creditiv als Tänzer, und weder Mutter noch Tochter, noch die eilfhundert thörichten Jungfrauen, die eingeladen ſind, fragen: „Wer iſt das, was iſt er?“ Mag es der ungeſchlachtetſte Bengel, der hirnloſeſte Fant, der ſittenloſeſte Roué ſein, was thut das? Er iſt ein Tänzer!

„Dies eine Wort erſchlägt zehntauſend Rückſichten!“

Aber dafür muß der arme Mann auch arbeiten! Wie ein Laſtthier keucht er unter ſeinem unſterblichen Beruf!

Er muß die Paare ſtellen, den Cotillon anführen, die Touren arrangiren u. ſ. w.; keinen Augenblick darf der Arme raſten, er muß ein perpetuum mobile ſein.

Will er einen Augenblick ſitzen, ſo kommt die Hausfrau: „Ach, ich bitte Sie, tanzen Sie doch mit der dicken Frau Z. ein Bischen; es fordert ſie Niemand auf!“ Und der arme tanzende Nachtlöhner geht hin und fordert das lebendige Rondeau auf, und

„Tanzet herauf, und tanzet hernieder,
Bis ihm knacken die zerbrochenen Glieder!“

Erſchöpft lehnt er ſich an eine Stuhllehne, da kommt das Hausfräulein: „Ich bitte Sie, Liebſter, ziehen Sie doch

das kleine Fräulein dort ein Bischen zum Tanze auf, sie ist schon beleidigt." Mit schmerzlicher Resignation geht das Opferlamm hin, zieht das kleine Fräulein auf und walzt wieder wie eine Windsbraut um den Saal herum, läßt sie dann in ihren Sessel hineinfallen und lehnt sich athemlos in die Fenstervertiefung; allein, nein, noch ist dir keine Ruhe beschieden, du weises, thätiges, menschenfreundliches Haupt! Die Frau kommt wieder: „Das Fräulein X. will eine Mazurka tanzen, Sie thuen mir die Freundschaft!"

Und der tanzende Nachtlöhner rafft sich zusammen, und rafft eine Mazurka zusammen, und gekocht wie ein Krebs, aber deshalb nicht minder roh, hat er vollendet!

In einer seligen Minute will er seinen heißen Gram an dem Busen eines Gefrornen ausschütten, da wird zum Cotillon geblasen!

„Auf, auf, mein Tänzer, zu Pferd, zu Pferd!"

Da steht er wieder, verlassen hat er sein Eis, seine Mandelmilch, und neuerdings tanzt er eine Stunde herab.

Wenn die Nacht zu Ende ist, wenn die Lichter ausgebrannt sind, die Mädchen blaß, die Frisuren zerrissen und Alles geht, streicht der lendenlahme, abgehetzte Nachtlöhner seinen Dank ein und erhält die dringende Einladung, ja zum nächsten Tanz wieder zu kommen. Wie er fort ist, frägt man sich: „Wer ist denn das?" Kein Wensch weiß es. Die Hausfrau fragt: „Wer hat ihn denn gebracht?" Es ist kaum zu ermitteln.

Ein Paar Tage später geht ein liebes, sittsames, unschuldiges Mädchen über die Straße; ein verrufener,

als ſittenlos bekannter junger Mann grüßt ſie ganz vertraulich; die Leute, die es bemerken, zucken die Achſel, — und der ſagt zu ſeinem Begleiter: „Mit der ſteh' ich auf einem curioſen Fuß!“

Das Mädchen war auf jenem Hausball, und der Begrüßende war der tanzende Nachtlöhner!

„Das iſt der Fluch der böſen That, daß ſie fortzeugend immer Böſes muß gebären!“

VIII.

Ein Löffel Polenta!

Herr Hummerfutterer hat nur eine Leidenſchaft, er ladet ſich gerne manchmal einen Freund auf einen „Löffel Polenta“ ein. Frau Hummerfutterer hat auch nur eine Leidenſchaft, ſie gibt nicht gerne Jemandem einen Löffel Polenta; und Fräulein Mitzi Hammerfutterer hat auch nur eine Leidenſchaft, ſie ißt nämlich ſelbſt gar zu gerne einen Löffel Polenta, aber immer denjenigen Löffel, den ein Anderer bekommen ſoll.

Ich war dazu beſtimmt, zwiſchen dieſen dreien ſich kreuzenden Löffel-Leidenſchaften grauſam in die Mitte geworfen zu werden.

„Eſſen Sie doch Mittwoch einen Löffel Polenta bei mir!“ ſagte Herr Hummerfutterer, und ich ſagte: „Ja!“ — Mittwoch früh erſchien der Bediente von Herrn Hummerfutterer mit einer Empfehlung der Frau von Hummerfutterer, und es thäte ihr ſehr leid, aber ſie habe ſich geſtern Abends erkältet, liege im Bette und würde ſich das Vergnügen ein Andermal erbitten. Zwei Stunden darauf traf ich Frau von Hammerfutterer auf der Seilerſtatt, wo ſie einen Sack Polentamehl einkaufte. Sie ſah

mich nicht; aus Malice ging ich auf sie zu: „Ich schätze mich glücklich, gnädige Frau! Sie schon außer Bett zu sehen; wie geht's, meine Verehrte?“ — „Ach,“ erwiederte sie, „ich habe mich gewaltsam aus dem Bette gerissen, und muß mich gleich wieder niederlegen; wie sehr bedauere ich. Aber versprechen Sie mir, daß Sie nächsten Montag einen „Löffel Polenta“ mit uns essen!“ — Ich versprach es.

Montag früh kam der Bediente des Herrn von Hummerfutterer, „sein Herr fühle sich ganz unglücklich, allein Fräulein Hummerfutterer habe plötzlich zu einer todtkranken Freundin nach Baden müssen, und sie wollte das Vergnügen meiner Gesellschaft doch auch genießen!“ — Ich bedauerte sehr.

Nachmittag ging ich zu Guerra's und kam gerade neben Frau und Fräulein von Hummerfutterer zu sitzen. „Stellen Sie sich vor,“ sagte Frau von Hummerfutterer, „eben wollte sich meine Mitzi auf den Wagen setzen, da bekommen wir die Nachricht, daß ihre Freundin, dem Himmel sei's geklagt, gestorben ist! — Ich habe doppelt bedauert! Allein jetzt versprechen Sie mir, daß Sie künftigen Freitag sicher auf einen „Löffel Polenta“ kommen!“ — Ich versprach.

Donnerstag Abends erhielt ich folgende Zeilen von Herrn von Hummerfutterer: „Es ist wirklich tragisch! Zum dritten Mal muß ich mit Leidwesen auf Ihre Gegenwart verzichten. — Meine Frau hat vergessen, daß wir schon seit vierzehn Tagen auf morgen eingeladen sind, u. s. w.“ —

Am Freitag Morgens begab ich mich zufällig selbst auf den Wildpretmarkt, weil ich zu einem vorgenommenen Picknick zwei Fasanen zu kaufen hatte. Als ich in den Laden eintrat, steht, mit dem Rücken zu mir gewendet, Herr Hummerfutterer, welcher einige Schnüre „kleine Vögerl" in der Hand wiegt und zu der Wildprethändlerin sagt: „Aber Sie müssen sie mir sogleich schicken, denn wir brauchen sie zur Polenta, und wir essen schon um Ein Uhr!"

Ich klopfte dem Herrn Hummerfutterer sachte auf die Schulter: „Guten Morgen, liebster Herr von Hummerfutterer! Wie befinden Sie sich? Kaufen Sie „kleine Vögerl?"

„Ja," stammelte er ganz blaß, „kleine Vögerl blos." —

— „Aber zur Polenta wahrscheinlich?" —

— „Ja wohl! aber, aber blos für meine Kinder; ich und meine Frau sind bei ***. — Was sagen Sie zu meinem Unglück! Aber nächsten Dienstag entgehen Sie mir nicht mehr. Da essen Sie einmal einen „Löffel Polenta" bei mir. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort!"

Ich wendete mich darauf zur Wildprethändlerin und sagte ihr ganz laut: „Schicken Sie mir doch nächsten Dienstag früh ein Paar Krammetsvögel zu mir, ich will sie Mittags essen." — Und mit einem derben Händedruck, in dem eine ganze Resignation aller Polenta lag, trennte ich mich von Herrn Hummerfutterer.

Der verhängnißvolle Dienstag kam; es wurde acht, neun, zehn, eilf, zwölf Uhr; kein Diener und kein Brief kam, welche bedauerten.

Es ſollte alſo endlich einmal realiſirt werden, das große Unternehmen, ich ſollte bei Hummerfutterer's einen „Löffel Polenta" eſſen!

Ich fand den Tiſch ſchon gedeckt, die Familie Hummerfutterer ſchon ſchlagfertig. Die Frau kam mir ſogleich entgegen und ſagte, ich müßte vorlieb nehmen, es ſei kein Diner, blos eine „Wurzelſuppe", blos ein „Löffel Polenta." — Wir ſetzten uns zu Tiſche, es waren noch zwei junge Hummerfutterer da, Knaben von acht bis zehn Jahren. Die Wurzelſuppe kam. Frau von Hummerfutterer gab mir zuerſt; allein ſie verfuhr ſo oberflächlich wie eine Kinder-Grammatik. Sie ließ die Wurzelwörter alle fallen und gab mir nur die Derivativa, die abgeleitete Suppe, die zwar ein lauteres Gewiſſen beſaß, aber ſich ſonſt weder durch Färbung des Stils, noch durch Kraft des Ausdrucks auszeichnete! Deſto tiefer aber drang ſodann Fräulein Mitzi in die Wurzelwelt ein! Sie fuhr mit dem Löffel in die Schüſſel, als wollte ſie ſelbe entwurzeln! Auch die zwei kleinen Hummerfutterer bekamen ihre Portion, daß ſie da ſaßen wie die Wurzelmännchen. Ich dankte der Hausfrau für die ungemeine Klarheit ihrer Mittheilung, indem ich ihr verſicherte, daß das Andenken daran in meinem Innern fortwurzeln wird. Fräulein Mitzi hatte indeſſen ſolche botaniſche Biſſen gemacht, daß ihr aufgeſchnittener Magen gewiß ein wohlaſſortirtes Linné'ſches Kräutermagazin abgegeben hätte. Ich neigte mich zu ihr und ſagte: „Mein holdes Fräulein, Sie ſcheinen eine Vorliebe für das Pflanzenſyſtem zu haben?"

„Ach ja," ſagte ſie ganz unbefangen, „es iſt eine Blutreinigung, befördert die Ausdünſtung und ſäubert den Körper!"

Ich war entzückt über dieſe delicate, naive Natur! Inzwiſchen waren Fiſche gekommen. Es waren junge Forellen von einem Gareißen und einem Weißfiſch, in einer Butterſauce von Baumöl. Es waren blos Köpfe und Schweifſtücke. Ich ſagte zu Herrn Hummerfutterer: „Solche Fiſche ſind doch gerade wie Dichter, blos Kopf, und es iſt merkwürdig, wie ſie ſich ſo ohne alle Mittel erhalten!"

Frau von Hummerfutterer hatte mir indeſſen einen Kopf auf den Teller gelegt, allein ſie ließ ihn über den Teller ihres Mannes die Reiſe machen, und gerade in dem Scheitelpunkte dieſes Tellers verlor der Kopf ſeinen ganzen Anhang aus der Fiſchwelt, und zu mir gelangte nur die äußerſte Spitze dieſes Kopfes. Ich machte dem Herrn Hummerfutterer wieder die Bemerkung, daß mein Fiſch eine gute Haut ſei, die noch obendrein es gewiß nicht fauſtdick hinter den Ohren hat. —

Da ich nichts Anderes zu beißen hatte, ſo machte ich beißende Bemerkungen. Mitzi hatte indeſſen auf ihrem Teller die ausgezeichnetſten Köpfe ihrer Zeit verſammelt. Nach dieſer Wurzelſuppe, nachdem ſie, ſo zu ſagen, ſo ſehr ins Gras gebiſſen hat, hätte ich nicht gedacht, daß ſie noch ſo viel beißen wird. Ich war begierig, aus welchen Geſundheitsgründen ſie Fiſche eſſe, und welche officinelle Kraft dieſelben hätten.

„Mein holdes Fräulein ſcheinen eine Vorliebe für das Fiſchſyſtem zu haben?“ —

„Ach ja, ſie verdünnen die Säfte und machen keinen Schleim!“ —

Ich wendete mich zu meinem Kopfe, indem ich dachte: „Wenn ſolche Köpfe feiern, welch ein Verluſt für mein Jahrhundert!“

Kurſchsplzcher! — Mitzi hat eine Gräte geſchluckt. — Kochtsratſcher! — „Iß ein Stückchen Rinde!“ ſagte die Mutter und reichte ihr einen halben Laib Brot hin. Mitzi war indeſſen an mein Herz geſunken und röchelte. Da ſprang der Herr Hummerfutterer auf, verſetzte ihr plötzlich einen ſolchen Puff in den Rücken, daß die geſchluckte Gräte einen Salto mortale in die Höhe machte und mir gerade auf meinen Teller ſprang. Es war eine ganze Hirnſchale! Mitzi nahm auf dieſen Schrecken noch einige obligate Köpfe zu ſich, und der Kern der Mahlzeit, die Polenta, kam.

Es war ein kleiner, gelber Berg, in welchem „die kleinen Vögerl“ als Poſtmeiſter aufgeſtellt waren, denn ſie wohnten alle wenigſtens eine Poſtſtation auseinander.

Herr Hummerfutterer begann vor Freude zu wetterleuchten und Mitzi zu blitzen; die jungen Hummerfutterers donnerten, und die Frau von Hummerfutterer ſchlug mit großem Gekrache ein! — Der Löffel fiel wie ein Blitzſtrahl auf den Polenta-Berg!

Die Schlacht begann! Löffel in Arm! Marſch! Vorwärts! Haut ein!

Es war eine furchtbare Schlacht! Es lösten sich alle Bande der Natur! Die kindliche Ehrfurcht wich; Mutterliebe wurde zur Megäre, und der Hausfreund war vergessen!

Herr von Hummerfutterer hatte sich eine kleine Brühl aus Polenta auf seinem Teller angelegt und auf der Spitze einen kleinen Hußarentempel. — Mir legte Frau von Hummerfutterer eine kleine Portion vor, indem sie sagte: „Ich weiß, Sie essen so was nicht gerne, und nur uns zu Liebe.“ Auch die Schatten einiger kleinen Vögerl schwebten über meinen Teller, aber sie selbst ließen sich, wie die Wachtel in der Wüste, auf Mitzi's Teller nieder.

Meine Wißbegierde wurde wieder wach, und ich konnte dem Drange nicht widerstehen, zu erfahren, aus welchen diätetischen Gründen Fräulein Mitzi ganze Polentaberge ebnet.

„Mein holdes Fräulein scheinen eine Vorliebe des Polentasystems zu haben?“ —

— „Ach ja, sie nähret sehr und erweichet die Gedärme.“

Ich bewundere die angewandte Zartheit ihrer praktischen Arznei-Seelenlehre und sah mit stiller Ehrfurcht dem unermüdlichen Fleiße der Polenta-Enthusiasten zu:

„Fünf Löffel sieht man ab und auf
In Eine Schüssel steigen,
Und schwebt der eine voll herauf,
Muß sich der and're neigen.
Sie wandern rastlos hin und her,
Abwechselnd voll und wieder leer,

Und trägt Einer dieſen an den Mund,
Steckt jener in der Schüſſel Grund,
Doch wollen ſie mit ihren Gaben
Den Gaſt allein nur gar nicht laben."

Ich hatte bald keine Polenta, und indem ich meinen Löffel beobachtete, der allein ruhte, wo Alles arbeitete, wußte ich nicht, ob mich Herr Hummerfutterer auf einen „Löffel Polenta", oder auf einen „Polenta-Löffel" eingeladen hatte, und wäre faſt verſucht geweſen, ihn einzuſtecken.

Endlich war das große Werk gethan, ringsum war nichts mehr zu ſehen; da ſagte Frau von Hummerfutterer: „Sie haben aber gar nichts gegeſſen!"

Ich aber ſagte: „Ach, gnädige Frau, ich hab' wirklich genug!"

Herr Hummerfutterer ſtand ganz vergnügt auf, ſchüttelte mir die Hand und ſagte: „Nun, Freundchen, wann möchten Sie wieder einmal bei mir einen „Löffel Polenta" eſſen?"

Ich hätte ihm auch gerne erwiedert: „Am liebſten ſogleich!" —

Ich empfahl mich; Frau von Hummerfutterer bat mich, es nicht übel zu nehmen, wenn die Polenta nicht nach meinem Wunſche geweſen iſt; ich ging und ſagte:

»Polenti non fit injuria!«

Minne-Gerichte.

I.

Beantwortung der Frage: „Wer hat wahrhafter geliebt, der durch die Liebe ein Weiser, oder der durch die Liebe ein Narr geworden ist?“

Omnia vincit amor, et nos cedamus amori.
Virgil. Eclog. 10. 69.

Die Liebe besiegt Alles, sogar Metalliques! Die Liebe überwindet Alles, sogar Hausbälle! Die Liebe bezwingt Alles, sogar Recensenten! Die Liebe begeistert Alles, die Liebe humanisirt Alles!

Und soll ich weiter reden von der Liebe? und von welcher Liebe? Von der sporadischen, wie sie in einzelnen Fällen vorkommt, und Menschen, das heißt Unmenschen, das heißt Verliebte, hinrafft? Oder von der epidemischen, asiatischen, wie sie in unserer Welt grassirt, und Tausende im Leben, das heißt in der Fabel, das heißt in Romanen und in Romanen-Köpfen niederwürgt?

Was ist Liebe? Was heißt Liebe? Wo wohnt die Liebe?

Fragt den Millionär, und er wird Euch sagen: „Da, wo sich die Fingerspitzen mit dem Gelde an der atmosphärischen Luft verbinden.“ Fragt den Naturforscher, und er wird

Euch ſagen: „Wo ſich das organiſche und fortpflanzende Leben entzündet.“ Fragt den Schwärmer, und er wird Euch ſagen: „Da, wo der Mondſtrahl die ſeufzende Knospe küßt.“ Fragt den Luſtſpieldichter, und er wird Euch ſagen: „Da, wo der Knoten, zur Ueberraſchung des Publikums, ganz anders gelöſt wird, als der geſunde Menſchenverſtand es erwartet.“ Fragt einen unſerer Formenſchmiede und ſubjectiven Lyriker, und er wird Euch ſagen: „Es iſt

— — Entſagen nur und Trauern
Und ein verlorenes Grollen (?) und Bedauern.“

Fragt unſere Jünglinge, und ſie werden Euch ſagen: „Sie wohnt in der Nothwendigkeit, eine reiche Partie zu machen.“ Fragt unſere jungen Mädchen, und ſie werden Euch ſagen: „Sie wohnt da, wo ſich die Eitelkeit in die Verſorgungsſucht ergießt.“ Fragt endlich mich, und ich werde Euch ſagen: „Sie wohnt in dem Herzen, das für eine Perſon zu enge iſt und nur für zwei Perſonen weit genug iſt!“

Liebe hat aber nicht nur ihren Ort, ſondern auch ihre Zeit. Bei Pflanzen und Menſchen iſt die Jugend die Zeit der Liebe!

Blumen und Herzen haben ihre Flitterwochen; nach den Flitterwochen hört die Blume auf zu blitzen, das Herz zu glühen, die Zweige ſchweigen, der Schmetterling ſenkt den Fittig, das Leuchtkäferchen verliert ſeinen Phosphor! Nur ſeltene Menſchen und ſeltene Herzen haben einen langen Frühling und eine lange Jugend! Aber jene ſeltenen Blumen und jene ſeltenen Herzen wurzeln zwar in der Erdenwelt, allein ſie trinken Leben aus dem Aether des

Himmels und das Einathmen des Ueberirdiſchen macht ſie zum lieblichſten, heiligſten Wunder der Natur!

Was die Kunſt für die äußern Sinne iſt, das iſt die Liebe für den inneren Sinn: eine Sehnſucht nach dem Idealen, nach der Urſchönheit, die in einem endlichen Weſen ihm tauſendſtrahlig entgegenleuchtet!

Liebe, du begeiſternde Improviſation eines liebetrunkenen Herzens, du kühne Muſik einer entflammten Empfindung, ich ſage von dir, was ein großer Dichter von einem andern Gegenſtande ſagt:

„Was ich ohne dich wäre, ich weiß es nicht; aber mir graut, ſeh' ich, was Tauſende ohne dich ſind!"

Ach Gott! ja, mir ſchaudert die Haut und die Seele, ſeh' ich das Geſchlecht der menſchlichen Mollusken und Polypen, die ohne Liebe leben, ihnen fehlt die Entwicklung ihres Weſens, ihnen fehlt die Entfaltung ihres Seins; ſie vernehmen nichts von der Harmonie der Schöpfung, die nur in der Liebe ihr Maifeſt auf Erden feiert; ſie ſehen nichts von dem Widerſchein des Göttlichen, das aus dem Spiegel der Liebe zurückſtrahlt: ſie ahnen den aufgehenden Frühling nicht, der zwei Herzen überbaut mit den zu Blumen gewordenen Mythen der Sympathie; ſie wandeln lichtlos unter dem Strahlen- und Funkenfalle des allbelebenden, allerwärmenden, allbeſeligenden Centralfeuers!

Ach, ſaget nicht, daß der Liebende ſich täuſche! Die Liebe täuſcht ſich ſo wenig wie die Poeſie, die Poeſie ſo wenig wie die Kunſt! Es iſt Götterwahrheit in jeder Liebe, in jeder Poeſie, in jeder Kunſt; und wie die Wahrheit

in der wahren Kunſt, ſo liegt die Geliebtenliebe in jeder wahren Liebe, ſo iſt jede Täuſchung der Liebe unmöglich!

Und ſolch eine Empfindung ſollte den Menſchen zum Narren machen? Eine ſolche Empfindung ſollte die menſchliche Natur nicht zur Vervollkommnung emportragen? Eine ſolche Empfindung ſollte den Geiſt nicht verklären, den Sinn nicht veredeln, das Herz nicht heiligen und den Verſtand nicht erhöhen und nicht läutern?

Wer nach ſeiner glücklichen oder unglücklichen Liebe ein Narr iſt, der iſt keiner geworden, der iſt einer geblieben, mit erhöhtem Charakter.

II.

Beantwortung der Frage: „Kann ein geiſtreicher Mann ein geiſtloſes Frauenzimmer, und kann ein geiſtreiches Frauenzimmer einen geiſtloſen Mann innig und dauernd lieben?“

War die Statue geiſtreich, in die ſich Pygmalion verliebte? — War der ſchlafende Endimion geiſtreich, in den Diana ſich verliebte? — War der Stier geiſtreich, von dem ſich die Prinzeſſin Europa entführen ließ? —

Alſo die Mythologie iſt gegen den Geiſt!

Wenn wir alle Liebesbriefe der Verliebten leſen, ſo ergibt ſich, daß auch die Orthographie gegen den Geiſt iſt!

Und die Weltgeſchichte? Die Weltgeſchichte ſagt mit tauſend Beiſpiel-Zungen, daß die geiſtreichſten Männer die dümmſten Frauen geheirathet, und die geiſtreichſten Mädchen die dümmſten Männer geliebt haben. —

Wie ſoll ich nun gegen die Mythologie, gegen die Orthographie und gegen die Weltgeſchichte ſtromauf ſchwimmen?

Was heißt Geiſt, geiſtreich? Welchen Einfluß übt der Geiſt auf den Mann, welchen auf das Frauenzimmer aus?

Unter zwanzig geiſtreichen Männern gibt es neunzehn gemüthliche, durch den Geiſt veredelte, durch

den Geiſt geläuterte, durch den Geiſt geſtählte und erprobte Herzen. — Unter zwanzig geiſtreichen Frauenzimmern ſind neunzehn Xantippen, neunzehn durch den Geiſt zerſtückelte, durch den Geiſt entweiblichte, durch den Geiſt entfärbte Herzen.

Der Geiſt bei dem Manne iſt ein zweiſchneidiges blankes Schwert, mit dem er für Recht und Wahrheit, für ſeine Ueberzeugung ficht, mit dem er gegen die Unholde des Lebens, gegen die Drachen, die den Schatz des Daſeins neidiſch überwachen, zu Felde zieht. Der Geiſt bei den Frauenzimmern iſt eine Patent-Gartenſchere, mit welcher ſie die Blüten des Gemüthes, die Roſen der Empfindung und jegliche Blume der Weiblichkeit aus ihrem und unſerm Lebensgarten ausſchneiden.

Nur in den Schriften der mittelmäßigen Schriftſtellerinnen fließt Milch, Meth und Honig; in den Schriften der wirklich geiſtreichen Schriftſtellerinnen rinnt Hyänenblut durch die Zeilenadern, ſtrömt kochendes Gift, ätzende Schärfe, freſſende Lauge, verheerende, verſengende Lava!

Die Frau wurde aus der Rippe des Mannes gemacht, und nicht aus ſeinem Ohr, noch aus ſeiner Stirne; die Gegend des Herzens iſt ihr Geburtsort, und nicht die Gegend des Kopfes; ſie ſoll dem Mann zum Herzen gehen, wie ſie ihm vom Herzen ging. Das Herz aber bedarf keines Geiſtes, es bedarf des Gemüthes; das Herz iſt kein Salongeſchöpf, es braucht keine Räthſel und Charaden aufzugeben, es braucht keine Cirkel zu unterhalten, es braucht keine jeux d'esprit zu arrangiren, es braucht keine

witzigen Repliquen zu geben und keine leuchtenden Wortspiele zu machen. Wenn zwei Herzen zusammenkommen, so sprechen sie nicht vom Theater, nicht von der romantischen Schule, nicht von den neuesten Musen-Almanachen, nicht von der Cachucha und nicht von Stadtbegebenheiten.

Was sucht der Mann beim Frauenzimmer?

Der geistlose Mann sucht brillante Eigenschaften, aber gerade der geistreiche Mann sucht stille Eigenschaften. Der geistlose Mann wird bei einem Frauenzimmer das Radschlagen und die Pfauen-Augen eines schillernden Geistes, die Knallerbsen eines Conversations-Feuerwerkes, den Zickzack eines flammenden Geistes-Nordlichts lieben, er wird sich darin gefallen, sich wie ein kleiner Junge unter diese Geist-Cascade mit ihren hohlen Wasserperlen zu stellen, sich von ihr überstäuben zu lassen und zu denken: er glänze in diesem leeren Wasserstaub-Fall! — Der geistlose Mann, weil ihn selbst geistig friert, sucht er fremde Wärme, Strohfeuer, Colophoniumblitze; weil bei ihm in seinem Geistesstübchen kein Feuerofen ist, so sucht er die Meißner'sche Luftheizung des weiblichen Geistes auf. Der geistreiche Mann hingegen, der sich am eigenen Strahle wärmt, dem die Flamme im eigenen Geist lodert, der sucht bei dem weiblichen Wesen Kühle, Schatten, Labung. — Der geistreiche Mann sucht bei der Frau gesunden Verstand, gesundes Herz, gesundes Blut.

Klingt das prosaisch? Das kann sein, aber es ist wahr.

Der gesunde Verstand wird die Sprache des Geistes verstehen, ohne sie selbst zu sprechen, und das ist gerade

genug für den geiſtreichen Mann; das geſunde Herz wird bald verkünden, ob es den geiſtreichen Mann blos ſeines Geiſtes halber oder ſeines eigenen Ichs halber liebt, und darnach ſeine Liebe erwiedern; und das geſunde Blut wird in ſeiner Roſenfarbe durch eine gleichförmige Circulation das geſunde Herz ſtets in jener ſchönen, gleichförmigen Wallung laſſen, die zu einem gleichförmigen, ſtillen Herzensglücke nöthig iſt.

Der geiſtreiche Mann ſucht im Frauenzimmer eine Blume, die er ſich ans Herz heftet, und keine farbige Kokarde, um ſie auf den Hut zu ſtecken; er ſucht den Austauſch der Empfindung, und nicht den Austauſch geiſtiger Intereſſen; ſie ſoll ſeinen Geiſt begreifen, ihn achten, zu ihm emporſchauen, wie der Epheu zu der Baumkrone; aber ſie braucht nur bis an ſein Herz zu reichen und ihn da wie Epheu, ſanft und feſt und für immer zu umſchlingen.

Anders iſt es mit dem Frauenzimmer, das einen Mann liebt! Die Weltgeſchichte erzählt von vielen Frauen, die dumme Männer geliebt haben. — — Ja, aber die Weltgeſchichte ſagt nicht, was aus ſolcher Liebe, aus ſolcher Ehe geworden; ſie enthält nur die Anzeige, aber nicht die Geſchichte dieſer Liebe, die Folgen nicht.

Wo eine geiſtreiche Frau einen dummen Mann heirathet, wird entweder ſie unglücklich, oder er lächerlich; und es kann für eine wahrhaft geiſtreiche Frau kein größeres Unglück geben, als einen lächerlichen Mann zu haben. — Je kleiner ſein Geiſt neben dem ihrigen

erſcheint, deſto größer iſt die moraliſche Verdächtigung, die ſie und ihren Entſchluß, ihn zu heirathen, trifft!

Es gibt Frauen, die dumme Männer ſuchen, um ſie dann zu beherrſchen; von ſolchen moraliſchen Mißgeburten ſpricht man nicht, ſie ſind der Verachtung der Welt und der Nichtigkeit ihres eigenen Gemüthes verfallen.

Aber ein Frauenzimmer, das mit hellem Geiſte ein unverdorbnes Herz verbindet, wird und kann nur jenen Mann innig und dauernd lieben, der durch Geiſt und Bildung hoch über ihr ſteht, wenn ſeine moraliſche Beſchaffenheit ſeinem Geiſte gleichen Rang hält. — Das wahrhaft gebildete Frauenzimmer will den Mann nicht nur lieben, es will ihn hochachten, verehren, es lebt und athmet gerne in dem Doppelſtrahl des Geiſtes und des Gemüthes, in den Schweſterflammen von Kopf und Herz. Der Geiſt des Mannes ganz allein iſt der Geiſt, in dem die Liebe des Weibes ewig jung erhalten wird; er iſt die verjüngende Gaſtein-Quelle, in welcher die Roſe der Neigung nie verblüht; der Geiſt allein bewirkt durch ſein magiſches Handauflegen, daß die blinden Herzen ſehend werden und die gelähmte Empfindung regſam wird und bleibt; der Geiſt des Mannes iſt der kryſtallene Glasſturz über den geflochtenen Blumenſtrauß der Liebe, über den geheiligten Kranz der Ehe; der Geiſt des Mannes allein heißt den wandelnden Mond weiblicher Neigung feſt ſtehen, und die Sonne der Treue nicht ſinken; der Geiſt des Mannes allein iſt der Gärtner, der die Rebe der Liebe ins weibliche Herz pflanzt, der Thau, der ſie mit Süßigkeit füllt, die Sonne, die ſie

reift, der Winzer, der ſie keltert, und das güldene Gefäß, in dem ſich die gekelterte Glut und Süßigkeit erhält und mit der Zeit edler, milder, ſtärker und wohlthuender wird!

Ihr lächelt? Ich bemitleide Euch, daß Ihr nicht glaubt an die beſſere Richtung, an die ſchönere Empfindung, an das höhere Fühlen der weiblichen Herzen! Ich bemitleide Euch, daß Ihr in dem täglichen Verſchlemmen in verfälſchten, gemachten und verkünſtelten Wirthshausweinen den Glauben an die Exiſtenz des echten, edlern, reinen Göttertrankes nicht mehr glaubt! Ich bemitleide Euch, daß Euer Sinn ſo verflacht, Euer Geiſt ſo ausgeblaſen, Euer Herz ſo ausgeblättert, Euer Denken ſo entwürdigt und Euer Empfinden ſo entadelt iſt, daß Ihr in dem weiblichen Geſchlechte nichts ſehet, als einen Taſchenſpiegel, aus dem Euch Euer eigenes, hohles, nichtsſagendes, nichtsfühlendes und nichtsbedeutendes Narciſſen-Geſicht geiſtig leer und moraliſch matt entgegenlächelt!

III.

Beantwortung der Frage: „Was iſt ſchmerzlicher, die gegebenen Geſchenke unſerer Liebe zurück zu erhalten, oder die empfangenen Geſchenke der Liebe zurückgefordert zu ſehen?“

Die Witterung, mein luſtiger Leſer, iſt der Beantwortung dieſer Frage ſehr ungünſtig! Wenn ich ſage Witterung, ſo verſtehe ich darunter die Zeit, und unter der Zeit verſtehe ich das Carneval! — Im Carneval von Liebe handeln, heißt, mit einem Tollen von Kant's „Kritik der reinen Vernunft“ ſprechen!

Unſere meiſten Frauenzimmer kennen in dieſer Zeit keinen andern „Amor“, als höchſtens den auf dem Graben, der ſtatt Pfeil und Bogen, Band und Shawl im Schilde führt; keine andere Sehnſucht, als nach Lannoi, Polborn und Reichmann, dem Kleeblatt der heißeſten Frauenliebe; keinen andern Zug, als zu Beer, und finden wir ja eine „Griſeldis“, ſo iſt ſie die auf der Freiung!

Unſere meiſten Frauenzimmer lieben im Frühling ſich und die Landpartien, im Sommer ſich und die Badereiſen, im Herbſte ſich und die Winterſtoffe, und im Winter ſich und die Mode-Handlungen!

Liebe!? Pudelnärriſches Ding! Reine Erfindung unſerer Satyriker! Hampelmann für Leihbibliotheken-Leſer! Romantiſcher Krampus!

Liebe!? — Wo wohnt ſie? Wer hat ſie geſehen? Wer weiß, bei wem ſie ſich aufhält?

Wenn wir ſie austrommeln laſſen, wenn wir ihr Steckbriefe nachſchicken, wenn wir einen Preis auf ihren Kopf ſetzen, ſie iſt nicht ausfindig zu machen!

Liebe iſt keine europäiſche Leidenſchaft mehr! Sucht ſie am Oronoko, wo keine Romane gedruckt werden; ſucht ſie am Ohio, wo keine Afterbildung iſt; ſucht ſie am Miſſiſippi, wo keine Hausbälle ſind; ſucht ſie am Ganges, wo keine Putzhandlungen ſind; ſucht ſie am Cap Caleimer, wo keine Equipagen blühen!

Hat ſich ja ein Bischen Liebe in einen Winkel Europa's gerettet, ſo ſucht ſie in Ketſchkemet und in Debrezin, aber ſelten in der Stadt, ſelten in der Reſidenz!

Wie hätten wir hier Zeit, zu lieben! Wir müſſen uns den ganzen Tag anziehen, um den ganzen Abend modern angezogen zu ſein; wir müſſen ſtets in den Spiegel ſehen, um unſer Selbſt nicht zu beſchauen; wir müſſen in alle Unterhaltungen gehen, nur um nicht in uns zu gehen; wir müſſen den ganzen Abend matt zubringen, um die ganze Nacht müde zu ſein; wir müſſen den albernen Geſprächen unſerer Stutzer horchen, um unſere innere Stimme nicht zu hören; wir müſſen unſer Herz betäuben, um ſeine Leere nicht zu fühlen; wir müſſen tanzen, bis ſich Alles um uns dreht, damit wir nicht gewahr werden, daß wir uns ſtets

um Nichts drehen; wir müſſen uns behängen mit Stoffen, Geſchmeiden und Geweben, damit man unſere Stoffloſigkeit und unſer nichtiges innere Gewebe nicht gewahre!

Wie kann bei dieſer klaſſiſchen Beſchäftigung der Mehrzahl unſerer Frauenzimmer Zeit zu lieben bleiben?!

Lieben und Neujahrwünſchen, das läßt man jetzt den Domeſtiken über. Unſer Leben iſt die Enthebungskarte für unſer Lieben!

Ein Frauenzimmer hat jetzt zwar tauſend Gründe, zu lieben: Langweile, Eitelkeit, Neugier, Uebermuth u. ſ. w. — Allein da die Frauenzimmer nie das thun, wozu ſie Gründe haben, ſo iſt das Grund genug, daß ſie aus Gründen nicht lieben!

Ich bin überzeugt, wir würden mehr Liebe finden, wenn die „Liebe“ in einer Putzhandlung zu kaufen wäre. Da würde die Tochter nach Hauſe kommen und die Mutter quälen: „Liebe Mutter, auf dem Graben, bei der Jungfrau von Orleans hängt eine ſo prächtige Liebe heraus, weiß gefüttert, mit Roſaſchleifen, kauf' mir dieſe Liebe!“ Sie würde dieſer Liebe doch wenigſtens eine Zeit lang treu ſein, ſie in Geſellſchaft mitnehmen u. ſ. w.

Ich kann es mir ordentlich denken, wenn man die Liebe ſo in Sammt und Atlas hätte, die Frauenzimmer würden dann eine Liebe faſt eben ſo lange tragen, als jetzt!

Und wo ſollen nach allem dem „Geſchenke der Liebe“ herkommen? Höchſtens ſagt Eines zum Andern: „Ich ſchenk' Dir Deine Liebe!“

Geſchenke der Liebe zurückgeben! zurückempfangen! Was heißt das? Was bezeichnet das? Was ſoll das bedeuten?!

Was die Liebe, die wahre Liebe gegeben hat, das kann nicht zurückgenommen, nicht zurückgegeben werden! Heißt den Strom rückwärts fließen; ſagt der Sonne, ſie ſoll die Bahn nicht gemacht haben, die ſie gemacht hat; befehlt der Wolke, ſie ſoll die Luft nicht gefurcht haben, die ſie durchſchiffte; ſagt dem Geſtern, daß es zurückkehre in den Schooß der Zeit; heißt den gedachten Gedanken, daß er zurückwandere in die Werkſtätte des Denkens! Wenn ihr das könnt, dann, dann könnt ihr zurückfordern, zurückgeben, was die Liebe gab, was die Liebe empfing!

Wenn ihr eine Laute zurückfordert, die ihr mir geſchenkt habt, könnt ihr die ſüßen Töne zurückfordern, die ich ihr entlockt, und mit denen ſie meine Stunden beglückte? Wenn ihr eine Blume zurückfordert, die ihr für mich gepflückt, könnt ihr den balſamiſchen Duft zurückfordern, mit dem ſie im ſüßen Athmen ihres Lebens mich beglückte?

Wenn ihr mir eine Nachtigall gebt und ſie zurückbegehrt, könnt ihr die ſüßen Lieder alle zurückfordern, die ſie mir mit Wonne und Wehmuth ſang?

Und Liebe ſollte zurücknehmen können ihre Liebesboten, die ſind wie Laute, Roſe und Nachtigall, die ausgeſtrahlt und ausgeduftet und ausgetönt haben für mich die himmliſchen Töne und den ſüßeſten Weihrauch und die heimlichſten Lieder der Erinnerung, der Sehnſucht, des Angedenkens und der heimlichen Sympathie?

Kann Liebe den namenloſen Zauber des erſten Blickes zurücknehmen, der wie Thau aus Maienhimmel uns in die Seele fiel? Kann Liebe die magnetiſche Süßigkeit des erſten Handdruckes zurücknehmen, der uns durchbebte in wonniger Magie? Kann Liebe die Süßigkeit des erſten Kuſſes zurücknehmen, die von ihren Lippen in unſer Weſen träufelte? Kann Liebe den verbebenden, zitternden, vergehenden Ton des erſten Geſtändniſſes zurücknehmen, der unſer Ohr beſchlich wie Engelgruß, und fortbebt in uns ſo lange wir leben? Kann Liebe zurücknehmen alle die kleinen Süßigkeiten und Wonnen und Zwiſchenfälle von Seufzern und Thränen, von Zerfall und Wiederfinden, von Gehen und Scheiden und Kommen, von Krieg und Verſöhnung, von Verſagen und Gewähren, von Beſprechen und Berathen, von Hoffen und Sehnen, von Verſtändniß und Errathen, und alle die tauſend und abermal tauſend beſeligenden Ab- und Zufälle, Spielereien, Räthſel und wonnigen Kinderſpiele der Liebe?

Wenn ſie das nicht kann, ſo laßt ſie zurücknehmen und zurückgeben alle Geſchenke und Sächelchen und Dingelchen, laßt ſie zurücknehmen den goldgeſtickten Frühling und die ſeidenen Vergißmeinnichte, und die Lockenſchlangen und alle kleinen Symbole des heiligen Tempeldienſtes. Der Tempel im Herzen bleibt doch, und das Götterbild im Tempel kann nicht entführt werden, und der Frühling in unſerer Bruſt, der Frühling, den der Erinnerungshauch ſchafft, bleibt doch, und das Vergißmeinnicht im Herzen behält ſein ewiges Blau, und die Ewigkeit der wahren Liebe legt ihren Schlangenreif um unſer ganzes Daſein!

IV.

Beantwortung der Frage: „Iſt gränzenloſes Vertrauen oder gränzenloſe Eiferſucht mehr Beweis der Liebe?“

> Wo in einem Herzen ein Romeo Platz genommen hat, da ſtelle man nur ſogleich einen Seſſel für Othello hin. — Kein Menſch acceptire eine Liebe, wenn ſie auf der andern Seite nicht von der Eiferſucht girirt iſt.
>
> Saphir.

Die Eiferſucht geht als Morgenſtern vor dem Tag der Liebe, die Eiferſucht geht als Abendſtern vor der Nacht der Liebe her, und den ganzen Tag der Liebe über wandelt ſie mit ihr durch den Himmel ihrer Bahn, durch den tiefen Aether, durch die klingenden Wolken, durch die fliegenden Stürme, durch die flammenden Blitze, durch den grollenden Donner!

Eiferſucht iſt das Salz in dem Ocean der Liebe; Eiferſucht iſt der Wecker in dem Schlummer der Liebe; Eiferſucht iſt die Pulsader der Liebe; Eiferſucht iſt die Waſſer- und Feuerprobe der Liebe!

Vertrauen? Iſt denn Vertrauen der Gegenſatz zu Eiferſucht? Hebt Vertrauen Eiferſucht auf? Nein, nicht im Geringſten. — Man kann unbegränzte Achtung vor ſeiner Geliebten haben, man kann felſenfeſtes Vertrauen auf

ihre Tugend, auf ihren Charakter ſetzen, und dennoch eiferſüchtig, namenlos eiferſüchtig, raſend eiferſüchtig ſein!

Gränzenloſes Vertrauen heißt nichts, als überzeugt ſein, meine Geliebte iſt keiner Untreue fähig. Ihr nennt Eiferſucht Egoismus? — Iſt dieſes gränzenloſe Vertrauen nicht mehr, nicht größerer, nicht gemeinerer Egoismus?

Wo der Gedanke an eine Untreue in uns leben kann, da iſt keine Eiferſucht mehr, denn da hört die Liebe auf! Auf ein Weſen, von dem wir nur im Entfernteſten den Verdacht einer wirklichen Untreue faſſen können, ſind wir nicht mehr eiferſüchtig, denn wir reißen es mit allen ſeinen Wurzelfaſern und Widerhaken aus unſerm Herzen heraus, und können wir das nicht, ſo verbluten wir, aber das Weſen ſelbſt iſt für uns todt, rein todt.

Allein gerade wenn wir ein Weſen lieben, das wir achten, von deſſen Sittenreinheit, hoher Tugend wir ganz durchdrungen ſind, wo alſo die Liebe, vereint mit der höchſten Achtung, ihre Gewalt über uns ausübt, da beginnt die Eiferſucht ihr dornenvolles, ihr ſtürmiſches, ihr ſtachelvolles Reich. Je vollkommener der Gegenſtand unſerer Liebe, deſto gränzenloſer iſt unſere Eiferſucht.

Je höher wir die Geliebte betten in das Grahamsbett unſerer Verehrung, je erhabener wir ihr Bild emportragen zu dem fleckenloſen Himmel, deſto ängſtlicher bewachen wir ſie vor jedem Erdenſtäubchen, deſto ſchmerzlicher möchten wir jede Communicationsbrücke zwiſchen ihr und andern Sterblichen abbrechen.

Eiferſucht allein iſt Beweis von Liebe, und die Eiferſucht der Liebe hat keine Gränzen, wie die Liebe ſelbſt keine Gränzen hat.

Die Eiferſucht reißt den werdenden Gedanken der Geliebten aus der Wiege des Denkens; die Eiferſucht verfolgt den Pfeil ihres Blickes, wenn er vom Bogen des Auges ſchnellt; die Eiferſucht fragt ihr leiſeſtes Lächeln: wo her? und ihre leiſeſte Lippenbewegung: wo hin? Die Eiferſucht ſieht, wie ſich der Gedanke auf der Stirne der Geliebten bildet; ſie hört den Blick wachſen unter dem bedeckenden Lide; ſie kennt die Richtung ihres Fühlens im voraus, wenn es erſt als Schaumbläschen in ihrem Innern ſich bildet; ſie gräbt den Traum der Geliebten aus ſeinem Grabe, um Rechenſchaft von ihm zu fordern; ſie ſtellt die Zerſtreuung der Geliebten vor ein Gottesgericht; ſie zerſetzt das Roſenroth ihrer Freude in ſeine Beſtandtheile und wiegt das Körnchen ihres Unmuthes auf der großen Waage des Argwohns; und dieſes Alles nur aus Liebe! Nur allein aus Liebe, aus wahrer, inniger, unbegränzter Liebe!

Die Perſon, die wir lieben und die uns liebt, die gehört uns, ſie iſt unſer Selbſt, unſer eigenes Ich, und unſer Ich ſoll nichts denken, nichts fühlen, als uns. Iſt dieſes Egoismus, ſo iſt es Egoismus für unſer Ich, daß ſie iſt, nicht für unſer Ich, daß wir ſind!

Ich bin eiferſüchtig auf den Vater, der ſie küßt, auf die Schweſter, die ſie umarmt, auf die Freundin, die ſie herzt, auf das Kind, welches ſie liebkoſet, auf die Roſe, die ſie pflückt, auf den Zephyr, der ſie umweht, auf die Welle,

die ſie umſpielt, auf die Muſik, die ihr Ohr entzückt, auf die Farbe, die ihrem Auge ſchmeichelt, auf den Einfall, der ſie lächeln macht, auf die Thräne, die ihr Auge beſchleicht, auf den Traum, der ſie umfängt, auf den Spiegel, der ihr ſchmeichelt, auf die Hoffnung, die ſie wiegt, auf das Gedicht, das ihr gefällt, auf die Landſchaft, die ſie mit Wohlgefallen betrachtet, kurz, auf Alles, was ihr Freude macht; aber nicht aus Egoismus, nicht aus dem Grunde, als ſollte ſie keine andere Freude haben, als mich, ſondern darum, weil es mir ſchmerzlich iſt, daß ich nicht ſelbſt ihr alle dieſe Freude gewähren kann; daß ich nicht ſelbſt zugleich auch bin Freundin, Roſe, Wolke, Traum, Landſchaft, Lied und Zephyr, um ſelbſt ihr alle dieſe Freuden zu ſchaffen. Es iſt Eiferſucht, aber edle wehmüthige Eiferſucht, Eiferſucht der Beſcheidenheit, Eiferſucht des Bewußtſeins, daß man ſo wenig iſt, um die Geliebte zu beglücken, und daß es ſo viele Dinge gibt, die ſie erfreuen ohne mein Zuthun! Der wahrhaft Liebende möchte, daß alle Freuden der Geliebten nur von ihm ausgingen, daß er allein ihr öffnen könnte alle Freudenporen der beſeelten und unbeſeelten Schöpfung, und daß jeder erquickende Zug, den ſie aus dem Kelche des Lebens trinkt, ihr kredenzt werde von der Hand ſeiner Liebe!

Das iſt Eiferſucht, und iſt dieſe Eiferſucht nicht der alleinige Beweis von wahrer Liebe?

Wir können unſere Geliebte mit gränzenloſem Vertrauen in die größte Geſellſchaft gehen laſſen, und mit dabei ſein, und unbeſorgt fröhlich ſein, aus Vertrauen! Iſt das ein Beweis von Liebe? Aber, wenn wir, ſelbſt mit dieſem

Vertrauen, jene Geſellſchaft fliehen, weil wir wiſſen, daß wir dennoch mit tauſend und abermal tauſend brennenden Qualen gemartert werden, und daß eine ewige Hyder in unſerm Herzen nagt, wenn wir ſie in Geſellſchaft ſehen, und lieber wegbleiben, um uns dieſe Qual zu erſparen: das iſt Eiferſucht, Eiferſucht mit Vertrauen, das iſt ein Beweis von wahrer Liebe!

Wer lieben kann ohne Eiferſucht, der kann auch leben ohne Liebe, beides iſt gleich. Eiferſucht iſt die Bürgſchaft für die Unſterblichkeit der Liebe; wenn die Liebe ſcheintodt iſt, die Eiferſucht erweckt ſie, und ſelbſt wenn ſie ganz todt iſt, ſo ſitzt noch die Eiferſucht auf ihrem Grabe und weint ihr lange nach.

Ich hätte gränzenloſes Vertrauen in meine Geliebte, wenn ſie gränzenlos eiferſüchtig wäre, und wäre gränzenlos eiferſüchtig, wenn ſie gränzenloſes Vertrauen zu mir hätte.

Didaskalien

und

Kritischer Sections-Saal.

Der Selbstquäler.

Charaktergemälde von C. v. Bauernfeld.

Ich habe mich nie so sehr gefreut, daß ich buchstabiren und lesen kann, als heute. Denn hätte ich nicht lesen können, so hätte ich auf dem Zettel nicht lesen können: „Charaktergemälde", und ich hätte in meiner Dummheit glauben können, es müsse ein Lustspiel sein, oder ich hätte mich an einen großen Gelehrten halten müssen, der mir mit eben so vieler Weisheit als unergründlicher Selbstgefälligkeit gesagt hätte, das heißt: „Charaktergemälde", der mich unwissenden Menschen mit fingerdicker Naivetät aufmerksam gemacht hätte, was eigentlich ein „Charaktergemälde" ist. Freilich könnte man mich fragen: Wie, du weißt nicht, was ein Charaktergemälde ist, du, der du nach Iffland lebst? Hat nicht Herr Bauernfeld selbst schon „Charaktergemälde" geschrieben, die das Publikum gütig aufgenommen

hat, zum Beiſpiel „Helene", „der Vater" u. ſ. w.? — Das Alles wäre der Fall, wenn ich nicht leſen könnte; da ich aber, leider, ja leſen kann, und noch leiderer wirklich ſelbſt leſe, und am leiderſten ſogar ſelbſt leſen muß, ſo fallen alle obige Plattituden fort. Ich ſagte mir ſelbſt, als ich die Ankündigung las: „Charaktergemälde", das iſt kein Luſtſpiel, ſondern ein Charaktergemälde, wie ſie Iffland, Kotzebue und viele Andere geſchrieben haben, und es wunderte mich nicht ein Bischen, denn Herr Bauernfeld iſt ein Mann von Talent und bewegt ſich in verſchiedenem Genre mit Geſchick. Ich hätte gewiß nicht nur „Komiſches" geſucht, ſondern tiefe Beziehung, Blicke ins menſchliche Herz, große Humanitätslehren; ich hätte nicht geglaubt, ich werde blos „herzlich lächeln", denn es gibt kein herzliches Lächeln, ſondern nur ein herzliches Lachen. Ich brauchte mich gar nicht im Voraus zu bearbeiten, und mir den Standpunkt von einem Freund oder Gevatter anweiſen zu laſſen, von dem aus ich in ein Charaktergemälde zu gehen habe, das iſt der Triumph der Kunſt, ſelbſt leſen zu können!!

Wenn der Leſer fragen ſollte: Wozu dieſer Introitus? Wozu dieſe Vor-Intrada? ſo habe ich die Ehre, zu erwiedern, daß ich einige Furcht und einige Angſt über den Erfolg meiner erſt nachzukommenden Kritik habe, und ich bin alſo zu mir ſelbſt, als zu meinem beſten Freund gekommen, und ich gebe als mein beſter Freund dem geehrten Leſer den Standpunkt an, von dem aus er meine Beurtheilung zu beurtheilen habe; denn ich habe eine neue Gattung Kritik

geſchaffen: eine Charakter-Kritik. Ich bitte von dieſem Geſichtspunkte aus in meine Kritik zu gehen, und ich ſage im Voraus, lachen wird Niemand in dieſer Kritik, aber es iſt Charakter in ihr, Wahrheit, und was noch mehr iſt: Gedachtes!

Ich kann dem Leſer keine Auszüge machen, und auch den Inhalt kann ich nicht erzählen, denn es iſt ein Charaktergemälde; ein Charakter aber läßt ſich nicht abſchreiben und ein Gemälde nicht erzählen.

Herr von Malrepos iſt ein Selbſtquäler. Das iſt die Dido-Haut, welche, in kleinen Streifen ausgeſchnitten, das Erdreich von drei Acten, und die Bevölkerung derſelben, nicht bedeckt, aber doch einfaßt, umgibt. Er heirathet Annette, quält ſie bald mit Zorn, bald mit Liebe, bald mit Tollheit und Unſinn, ſie aber iſt nachgiebig, beſänftigt ihn, und als er endlich ſo weit geht, ſich von ihr ſcheiden zu wollen, weil er, wie er ſagt, weiß, daß er ihrer unwürdig iſt, beſänftigt ſie ihn durch unendliche Nachſichtigkeit, er nimmt ſie an, ſagt: „Stark iſt der Haß, doch ſtärker iſt die Liebe!“ umarmt ſie, und der Vorhang fällt.

Ich habe mich ſelbſt geprüft, und gefragt, und auf die Folter eines Selbſt-Inquiſitoriums gelegt, und mich ausgeholt, ob Vorurtheile mein Urtheil beſtechen. Ich war lange ein Selbſtquäler, ich bin, was ich nie that, zu der zweiten Vorſtellung noch einmal ins Theater gegangen, ich habe meinem Urtheil vierundzwanzig Stunden Zeit gegeben, ſich zu bedenken, und nach allem dieſem kann ich mit vollem Bewußtſein meine Ueberzeugung,

meine reine, kritiſche Anſicht, mein in mir zur Klarheit gereiftes Urtheil fällen.

Dieſer Selbſtquäler iſt durchaus kein neuer, iſt durchaus gar kein Charakter, und das Ganze iſt kein Charaktergemälde, ſondern ein Charakter-Genrebildchen, flüchtig gezeichnet, ohne einen Kern, ohne Lebenswahrheit, ohne in ſich bedingte Zeitigung und Beendigung. Wir ſehen Herrn Malrepos im erſten Acte zürnen über einen Verwalter, der um dreißig Kreuzer mehr aufſchreibt, einen groben Wirth zum Fenſter hinauswerfen, einen Bedienten Dummkopf heißen u. ſ. w.; das ſind lauter Dinge, mit welchen er Andere quält, und nicht ſich ſelbſt. Er will Celine heirathen, weil er Annette liebt. Da er aber hört, ein Anderer wollte Annette heirathen, ſo heirathet er ſie ſelbſt! Nun aber geht er mit ſich zu Rathe, wie ſeine Frau nach der Hochzeit zu behandeln ſei, und beſchließt: ſie zu prüfen! Ein Percival mit einer Allonge-Perrücke, beſchließt er, ſie mit Liebe und Härte ſo lange zu quälen, „kalt und fremd“ zu thun, dann, wenn ſie nun noch duldſam iſt, will er „zärtlicher“, doch nicht „zu zärtlich“ werden, denn ſie ſoll nur „ahnen, nie wiſſen“, daß er ſie liebe! — Iſt das Selbſtquälerei? Das iſt Menſchenquälerei, an ſein Theuerſtes, an ſein Weib ausgeübt! Iſt das ein Charakterzug? Das iſt ein Karikaturzug, da iſt keine Wahrheit darin! Gäbe es einen ſolchen Menſchen, ſo wäre er zu bejammern, als ein Geiſtesirrer zu beweinen! Im ganzen zweiten Acte iſt keine Selbſtquälerei, ſondern blos Gattinquälerei:

iſt ſie unmuthig, ſo nimmt er es für Widerwillen, iſt ſie zuvorkommend, hält er es für Heuchelei. Wo iſt da Selbſtqual? Wir ſehen nur die Frau gequält: er ſchmäht ſie! Im dritten Acte kommt die Reue gerade auf dieſelbe Weiſe, wie ſie im erſten gegen den Wirth kam. Er beſchließt nun, ein Selbſtquäler zu werden! Er will ſich beſtrafen, er will ſich von Annetten trennen. Sie aber will nicht, ſie will ſeinen Schmerz theilen, ſie will ſeine Magd ſein, und er läßt ſich beſchwichtigen und ſchließt ſie in ſeine Arme.

In dieſem ganzen Manne liegt gar kein Charakter. Dieſer „Selbſtquäler" leidet an allen Mängeln ſeines Urbildes: des „Miſanthrop" von Molière, ohne ſeine Schönheiten zu theilen. Die Handlung iſt monoton, die vorkommenden Perſonen ſind unnöthig, beſonders der Marquis und die Marquiſin, welche wahre Kotzebue'ſche Kleinſtädtler-Figuren in den Zeiten Ludwigs XIV. ſind, und die endliche Auflöſung läßt den Zuſchauer nicht nur kalt, ſondern ganz unbefriedigt; denn wir nehmen die vollkommene Ueberzeugung mit, daß, wenn jetzt der Vorhang zu einem vierten Acte in die Höhe gezogen würde — Herr Malrepos ſeine Gattin gewiß wieder neuerdings quälen und ſinnreich martern würde!

Malrepos iſt durchaus kein kunſtorganiſches Ganzes. Es iſt keine Ruhe in der Anlage, welches in Kunſt und Natur die höchſte Spitze iſt. Es iſt kein Vordringen des Ganzen zur Höhe und Mitte, ein Vordringen, welches wie das Licht die Natur durchſtrömt, auch jedes Kunſtprodukt durchdringen muß, und durch dieſe Durchdringung des

Gemüthes und des Momentes, eine Geſtalt rund und feſt, und doch klar und durchſichtig hervorbringt. Wo iſt in dieſem Stücke die Concentration auf einen Punkt, worin ſich das Spiel des Lebens und der Seele abgeſpiegelt zeigt? Wo iſt der natürliche Ein- und Zwiſchenwurf, in dem ſich die getrennten, ſonderbaren, abſtoßenden Elemente und Atome dieſes Charakters zuſammenfügen? Was bleibt von dem pſychologiſchen Charakterſkelet übrig, wenn wir den lebendigen Leib des komiſchen Fleiſches und die friſche Haut des Spiels abziehen? Wohin endlich geht die, in einem jeden Charaktergemälde ſo nothwendig vom Innern auf Zeit und Sitte übergehende Anwendung und Beiſpielgebung? Molière's „Tartüffe" fand tauſend Abbilder im Leben; ſein „Miſanthrop" hatte im Schauſpielhauſe manches Spiegelbild, ſeine »Précieuses ridicules« ſaßen in Logen und Gittern, ſein »Avare« guckte von der Gallerie herab, ſein »Etourdi« lorgnettirte im Parquet u. ſ. w. Wo im weiten Weltall aber findet ſich ein Jemand, der durch den Anblick dieſes Selbſtquälers ſich getroffen fühlt? Die Menſchheit hat, in ihrem geſunden Zuſtande, kein ſolches Weſen; und wo das Urbild fehlt, da kann kein Porträt oder jedes ähnlich und gut gefunden werden. Ein Luſtſpiel kann auch vorübergehende Lächerlichkeiten, auch unwahrſcheinliche Uebertreibungen, convexe Charaktere und concave ſchildern, aber ein Charaktergemälde muß nach der Natur copiren, es muß den phyſiognomiſchen Zug der reinen Wahrheit, des menſchlichen Normalcharakters an ſich tragen! Dieſer Malrepos

aber findet kein Original im Leben, und eben deshalb kann und wird er nie — wie wohl die Molière'schen Charaktere alle — ein Bild abwerfen von seiner Zeit, von ihren Sitten und Gebrechen, denn er trägt keinen Stempel irgend einer Zeit, irgend einer Sitte an sich, weil ihm der Stempel der menschlichen Naturwahrheit fehlt.

Es ist mir daher auch unbegreiflich, was den Verfasser bewog, die Handlung in die Zeiten der Reifröcke und Maréchal-Frisuren zu verlegen! Gab es dazumal solche Menschen und jetzt nicht? Dann hätte dazumal ein solches Gemälde geschrieben werden sollen. Der Theaterdichter soll seine Zeit, seine Menschen schildern, damit er nicht nur jetzt unterhalte und bessere, sondern dem künftigen Forscher zur Belehrung, zum lebendigen Spiegel seiner Zeit diene! Wenn jener Zeithintergrund gewählt worden ist, um über Molière eben das zu sagen, was er über sich in seiner bekannten Selbstkritik sagt, so war das für eine Geringfügigkeit zu viel geopfert. Ach Gott, wir wissen es ja ohnehin, daß wir keinen Molière haben; man gebe uns nur unsere Molière's, und die Anerkennung und die belohnenden Fürsten werden wahrhaftig nicht ausbleiben.

Das Stück ist in Versen, von denen manche recht flüssig, manche recht holprig, manche recht schön, manche recht mittelmäßig sind. Sie erheben sich zuweilen ins Bessere, nie ins Poetische, nie ins Sublime. Ich will von dem, was die Journale schon als Muster ausgezogen, wieder einige Stellen ausziehen, das ist gewiß nicht böswillig und gesucht.

Annette ſagt hier:

„Wenn Du mit ihr zum Abendmahl Dich ſetzeſt,
Gleich hungrig zum Eſſen wie zum Reden, —
Das iſt ein Anderes — nicht? — Du denkſt an Weiteres,
Doch, wie ihr Männer ſeid, nicht an's Nöthige.
Dir fehlt das Winterkleid zur rechten Zeit,
Du ißt und trinkſt, was Dir ſchaden kann,
Du ſcheueſt weder Froſt noch Sonnengluth —
Nun wirſt Du krank, wer aber ſoll Dich pflegen?
Ihr könnt wohl Bücher ſchreiben, Schlachten liefern,
Wollt für die Welt, für das Jahrhundert wirken,
Doch And're warten, das verſteht ihr nicht!
Es haßt der Mann den Mann am Krankenbette.
Du lächelſt? Iſt's nicht wahr? Du denkſt an Dubois,
Der ſchon in ſolcher Lage Dir zuwider,
Ja, unerträglich war. Werde nur krank —
Dann ſollſt Du mich erſt kennen lernen," u. ſ. w.

Das iſt ungefähr, was die Prinzeſſin von Taſſo ſagt, aber wie anders, wie ganz anders! Und hören wir es gern, wenn ein Weib uns ſagt, wie es Annette vom Manne ſagt:

„Er braucht auch Aeußeres, mehr, als man glaubt.
Wir Weiber aber ſind für's Aeußerliche." ?!

Ueberhaupt paßt die Diction ganz wenig für den Rahmen der Zeit und des Ortes, in den dieſes Gemälde eingerahmt iſt. Es mangelt die Grazie, die roſenrothe Farbe, die chevalereske Galanterie, der hohe Anſtand und vor Allem der durchlaufende, aber liebenswürdige Sarkasmus, in welchem jene Periode wie in ihrem Luftelemente ſchwamm. Wir ſehen von dem geiſtigen Fluidum jener Zeit nichts, nichts als die Reifröcke und die Allongen.

Eine eben ſo überflüſſige Figur iſt der Diener Dubois, ein Nachbild der Moliere'ſchen Diener. Aber er hat weder Springfedern an der Sohle, noch an der Seele. Er iſt mehr ein Ueberbein, eine Figur, die blos kommt, weil eben niemand Anderer kommt, und die blos ſpricht, damit die Andern ſich verſchnauben können.

Der einzige ganze, durchgebildete Charakter iſt Annette, — ſie iſt etwas, ſie thut etwas, ſie ſpricht. Sie allein weiß, was ſie will, warum ſie es will, wodurch ſie es will. Sie iſt ein zartes, edles, liebevolles Mädchen, ein zartes, edles, liebevolles Weib, feſt, ſich ſelber und ihrem Gefühle treu, ganz Weiblichkeit, ſüße, innige, milde Weiblichkeit. Ich ſage es zur Ehre unſerer Zeit und zur Ehre des Herrn Bauernfeld, er mag im Leben eher ein ſolches Weib wie Annette, als einen ſolchen Mann wie Malrepos gefunden haben, und darum hat er jene mit Wahrheit, mit Liebe, mit aller Kraft ſeines Talents begabt; und er hat gezeigt, mit welcher Schönheit und mit welcher Wahrheit er zu zeichnen verſteht, wo ſein Gegenſtand Wahrheit iſt. So prägt ſich in dieſem Stücke, ſo entſchieden ich mich auch gegen die Genrefärbung deſſelben ausſprechen muß, doch wieder das ſeltne Talent des Herrn Bauernfeld aus, die Beherrſchung ſeines Stoffes, die Gewandtheit, den dünnen Faden ſo fein auszuſpinnen, einzelne herrliche Zwiſchenfälle von echt draſtiſchen Momenten, und zuweilen eine faſt poetiſche Elevation der Geſinnung.

Auge und Ohr.

Luſtſpiel in drei Aufzügen.

Die Zeit hat ihre Epochen, die politiſche, die literariſche, die ſittliche. Alles, was ſich in der Peripherie dieſer Epochen, das heißt einer Epoche, bewegt, trägt einen Charakter, einen Grundton, eine Grundfarbe, wenn auch in der Nuancirung verſchieden, und zwar um ſo verſchiedener, je mehr bei den Einzelnheiten das Superficielle prävalirt. — Ueber dieſe Epoche hinaus acclimatiſirt ſich kein Kind derſelben in einer andern. Es iſt daher ſehr richtig, daß die Plagiariuſſe nur in einer Epoche mit ihrem Plagiate täuſchen können; wie ſie dieſen Zeitraum überſchreiten, trägt daſſelbe ſchon einen ſolchen Contraſt mit dem neuen Pflanz- und Wurzelboden, es ſtößt ſo an Sitte, Geſinnung und Gefühlsweiſe an, es ſcheint ſo altfränkiſch, überreif und ausgelagert, daß es ſich ſogleich als das Erzeugniß vorzeitlicher Epoche, einer abgetragenen Zeit, einer eingeſargten Fühlungsart ſelbſt zu erkennen gibt, und alſo Niemand mit dem Anſtrich von Neuheit zu täuſchen vermag.

Wenn ich es auch nicht wüßte, daß das vor uns liegende Luſtſpiel: „Auge und Ohr" dem Spaniſchen in der Grund- und Hauptidee wenigſtens nachgebildet iſt, — und zwar dem heroiſchen Schauſpiele Moreto's »Lo que

puede la aprehension« (die Gewalt der Einbildungskraft) — ſo würde uns eben die Subtilität, das phantaſtiſch-pſychologiſche Balancirſpiel, die Grundidee ſogleich geſagt haben, daß ſie einer fremden Epoche, einer uns entrückten und unverſtändlich gewordenen Epoche, einer Zeit und einem Volke angehört, welche die zwei zarteſten Intereſſen des Lebens: Ehre und Liebe idealiſirten, ſublimatiſirten und ihren dichteriſchen und theatraliſchen Ehren- und Liebesdienſt, zu einem Ceremoniell, mit faſt lächerlichen Etiketten und Formalitäten und Kleinigkeitsjägerei verrichteten; einem Volke, das bei ſeinem glühenden und tiefgefühlten Begriffe von Liebe und Ehre ſie doch oft gleich einem Gaukelſpiele, gleich einem Wett- und Witzrennen, gleich einer Gedanken- und Bilderjagd, gleich kindiſchen Spielen und zerbrechlichen Filigrain-Dingelchen von ihren größten und beſten Dichtern auf die Bühne gebracht ſah.

Der Leſer mag aus der Grundidee, die ich ihm, ohne Inhalts-Salbaderei, im Extracte hier mittheile, entnehmen, in wiefern ſie ihm oder unſerer Zeit und unſerer Gefühlsart zuſagt. Es handelt ſich nämlich darum, daß ein Graf Richard ſich in eine Dame: Miß Anna, verliebt, und zwar durch das Ohr, welches, vorläufig geſagt, durch das Gehör heißen ſoll. Er verliebt ſich nämlich in ihren Geſang. Er hört ſie blos ſingen, liebt ſie. Als er ſie ſieht, weiß er nicht, daß ſie die Sängerin iſt, ſondern er hält eine Andere dafür, die er deshalb liebt. Miß Anna liebt ihn, und ſie iſt nicht zufrieden, daß er ſeinem Auge, das heißt ſeinem Sehen eine andere Richtung gibt, ſie iſt

ſo zu ſagen auf ſich als gehörte Geliebte und als geſehene Nichtgeliebte eiferſüchtig.

Die aus dieſem metaphyſiſchen Luftgebäude hervorgehenden Irrthümer bilden die Befleiſchung dieſes Skelets.

Man ſieht alſo, daß unſer ſpaniſcher Dichter ſchon den Keim der Vernichtung in ſein Werk legte. Denn die Idee beruht nicht nur auf einer Spielerei, auf einer aus unhaltbarer Luft gewobenen Geſtaltung, ſondern auf einer phyſiſchen, moraliſchen und pſychiſchen Unwahrheit. Und eben weil Jeder ſogleich, entweder bewußt oder unbewußt, die klare Unwahrheit des Stoffes in ſich erfaßt, kann er unmöglich auch nur mit dem geringſten Glauben den unwahrſcheinlichen Folgen einer Unwahrheit mit Intereſſe folgen.

Alle, die lieben und nicht lieben, werden Richard, gelinde geſagt, für einen Phantaſten, wo nicht für etwas Schlimmeres halten, und Richard war eher eine Aufgabe für einen Gemüthsarzt, als für einen Luſtſpieldichter. Man liebt die Stimme der Geliebten, o ja, man iſt von ihr bezaubert, o ja, aber man muß ſie erſt lieben! Dieſe Frage wäre allenfalls eine Frage für die Tändeleien einer Cour d'amour geweſen. Setzen wir aber den Fall, es verliebte ſich Jemand in die Stimme, in die abgezogene, in Lüften ſchwebende, auf Sonnenſtäubchen tanzende Stimme, in den transcendentalen Ton, in dem zu einem Gegenſtande gewordenen Klang, in die Incarnation des weſenloſen Schalles; in dieſem Falle iſt er zur unbegreiflichen geiſtigen Anſchauung dieſer Stimme

gelangt; wie iſt aber dann denkbar, daß er mit derſelben Perſon oft und lange ſpricht, ohne auch nur ein einziges Mal von dem Ton derſelben ergriffen oder angenehm berührt zu werden? Iſt der Geſang denn etwas Anderes, als ein Fluß der einzelnen Tontropfen? Kann uns der Geſang einer Perſon zur höchſten Leidenſchaft entflammen, und ihre Sprache, mit denſelben Tönen, mit denſelben einzelnen und zuſammenklingenden Tönen, ſo durchaus unberührt laſſen? — Die Thorheit hat ihre Conſequenz, der Traum ſeine Logik, der Wahnſinn ſeine Methode, die Lotteriezahlen ihre Berechner, das Roulett ſeine Martingale, und nur das Wunder der Liebe, das höchſte Wunder der höchſten Empfindung, ſollte ſo in ſich ſelbſt ohne Folge, ohne Uebereinſtimmung mit der eigenen Wunderkraft ſein? Die Macht der Stimme ſollte im Geſange das Alleraußerordentlichſte, und in der Rede nicht einmal das Allergewöhnlichſte hervorbringen?!

An dieſer, von allen Kritikern auf eine kaum begreifliche Weiſe unbemerkten Klippe allein ſchon zerſchellt der Brandungsſchaum der ganzen Idee. Man ſieht, Richard iſt krank, ſein Gelüſte iſt ein krankhaftes, und aus krankhaften Prämiſſen kann kein geſunder logiſcher Satz gefolgert werden.

Der ungenannte Bearbeiter kann alſo die Schuld des Original-Verfaſſers nicht tragen; höchſtens können wir es als verfehlt bezeichnen, daß er gleichſam wie ein mediciniſches Experiment es verſuchte, einen Krankheitsſtoff der frühern Zeit an der unſerigen zu verſuchen, um zu ſehen,

wie ihre Geſundheit ihn ſogleich kräftig ausſcheiden wird. Was mir noch befremdend bleibt, iſt der Umſtand, daß der umſichtige und verdienſtliche Bearbeiter Zeit und Ort ſo umgeſtaltete und moderniſirte. Eine frühere, romantiſchere Zeit wäre ein paſſenderer Hintergrund geweſen, und ein Land der Töne und Serenaden, der Mandolinen, Lauten und Guitarren, wo die Ritter, mit der Zither, im Mondenflitter, vor dem Gitter, ſingen, ſeufzen, girren, iſt ein natürlicherer Boden für Jemand, der ſich in die Mutter der Echo verliebt, als das Nebel- und Frier-Klima des heiſern Schottlands. Bei dem beſten Willen kann ich auch über den Dialog kein günſtiges Urtheil fällen, und auch die Situationen ſind gedehnt und zu ſehr verworren.

Es drängt ſich mir bei dieſer Gelegenheit wiederum die Frage auf, warum die Luſtſpieldichter nicht unſere Zeit, unſer Leben, unſere Gefühlsweiſe in Augenſchein nehmen, oder mit einem ſpaniſchen Dichter zu reden: »Lanzadles una fuerte mirada,« auf uns und unſern Verkehr.

Der Leſer mag mir hier eine kleine Abſchweifung zu gute halten, die nicht ganz ohne Intereſſe iſt. Wer blos „Theater-Recenſionen" leſen will, für den iſt ſie hier zu Ende, und er kann in Gottesnamen wieder nach einer andern greifen. — Ein Paar ernſtere Leſer werden mir noch einige Minuten ſchenken, wenn ich ihnen bei dieſer Gelegenheit eine Stelle aus einem neuen Madrider Blatt über ein neues ſpaniſches Schauſpiel überſetze, da es ungefähr

eben dieſe meine Geſinnung ausſpricht. Eines der neueſten ſpaniſchen Schauſpiele iſt: »Los amantes de Teruel!« (en 5 actos en prosa y versos, su autor D. Juan Herzembusch). Das »Eco del Commercio« nennt es eine „einſame Blume auf dem wüſten Felde unſerer Literatur.“ — Es kann nichts Schöneres geben, als die Verſe, welche angeführt werden:

Mi nombre es Diego Marsilla
y cuna Teruel me dio
ciudad que ayer se fundó
del furia en la fresca orilla,
cuyos muros entre honores
de Guerra atroz levantados etc. etc.

Die »Revista nacional« ſagt alſo bei dieſer Veranlaſſung wörtlich überſetzt Folgendes:

„Aber warum reißen unſere Dichter, welche einer Societät, die hinter uns liegt, die Rinde nehmen, um das geſunde oder faule Mark des Stammes vor unſeren Augen hinzuſtellen, warum reißen ſie nicht unſerm Jahrhundert, unſerer Societät, unſerer Liebe, unſerer Ehre, unſerer Sitte die weiße, blendende, heuchleriſche Rinde ab, um das zerbrannte, zermorſchte, ſchwarze Innere zu zeigen? Der Dichter, der dies im wahrhaftigen Sinne des Wortes iſt, der ſeine Aufgabe kennt und den Muth hat, den ſtupiden Blicken des Egoismus zu trotzen, iſt berufen, nicht um in der Aſche ausgebrannter Jahrhunderte zu wühlen, ſondern wen der Funke ergriffen hat, höre auf Chroniſt zu ſein und werde Prophet! Wir wurden zu dieſer Abſchweifung veranlaßt durch den Anblick

von Talenten, die mit Hilfe von Archiven, von verſchollenen Theſen entfernter und verklungener Zeiten, die Sitten und Ideen der Vorzeit ſo emſig umgraben, ohne es der Mühe werth zu halten, ein einziges Blatt des großen Buches, das vor uns aufgeſchlagen liegt, und deſſen Zeilen wir ſelbſt bilden, zu leſen, und daraus der hörenden Welt vorzuleſen! Und wenn ſie daraus oder darin leſen, ſo geſchieht es, um es mit inficirten Worten in die gemeinſte Sprache zu überſetzen" u. ſ. w., u. ſ. w.

In dieſen Worten liegt eine große Wahrheit, die nicht genug zu beherzigen iſt, und die, meiner Anſicht nach, hier nicht am unpaſſenden Orte iſt.

Clavigo.

Zwiſchen den Iffland'ſchen Thränen-Zwiebeln, den Kotzebue'ſchen Tugendpilzen, den franzöſiſch-modernen Sinnpflanzen, den Raupach'ſchen Geſchichtsflechten und den ſonſtigen neuern Luſtſpiel-Waſſerrüben, die ſich im Luſt- und Jammer-Thale der alltäglichen Intriguen ſo breit machen wie die Palmen des Morgenlandes, bleibt uns doch dann und wann die Zuflucht zu den Schatten der Schiller'ſchen Cedern, und in die Marmorgallerie der Goethe'ſchen blutloſen Drama-Helden.

Es beſtätigt ſich täglich, auf allen Bühnen, bei jedem Publikum, unter allen Geſtaltungen, daß die Schiller'ſchen Dramen ſelbſt bei nur halbwegs mundrechter Darſtellung ſtets ihr Theaterglück machen; die Goethe'ſchen hingegen ſelbſt bei vollendeter Aufführung nur theil- und deklamationsweiſe gefallen.

Alle Schiller'ſchen Helden wollen das, was die menſchliche Natur, die Folgerichtigkeit des Charakters nach ſeiner Eigenthümlichkeit erheiſchen; ſie ſiegen oder ſie erliegen durch ihren Charakter, dadurch, daß ſie das ſind, was ſie ſind; die Goethe'ſchen Helden ſind immer nur Maſchinen von Verhältniſſen, Thermometer von Zuſtänden, dramatiſche Gleichungen

zwiſchen ihrem Charakter und den Kreiſen der ſie umgebenden Welt.

Sie ſind nicht tragiſch, weil ſie weder mit dem Schickſal, noch mit dem Herzen, noch mit der Tugend kämpfen, ſiegen oder untergehen; ſie ſtehen nur immer im Conflicte mit gemachten Zeit- und Familien-Verhältniſſen, ſie ringen mit Satzungen und Formen, und das einzige Tragiſche iſt dabei, daß ein ſolcher Charakter in eine Epoche oder eine Kriſe hineinfällt, wo die Veränderung der Dinge und der Zuſtände mit dem Inhalte dieſes Charakters nicht mehr zuſammenſtimmt. Ich habe es ſchon einmal geſagt, daß „Götz von Berlichingen" ein ſolcher Charakter iſt. Ein einzelner feudaliſtiſcher Stamm knöcherner Ritterlichkeit, ſteht ſein Charakter da, aber um dieſen Stamm hat ſich der Zuſtand des deutſchen Reichswaldes verwandelt, und dieſe Verwandlung der Zuſtände um ihn kehrt auch ſeinen Charakter um.

Egmont ſtirbt, woran ſtirbt Egmont? Stirbt er für ſeinen Charakter? Nein, er ſtirbt, weil er vertraut, weil er nicht genug weiß, wie ſich die Dinge und die Menſchen und die Verhältniſſe geändert haben. Egmont iſt Egmont geblieben, aber die Niederlande ſind nicht mehr die Niederlande.

In „Taſſo", in der „natürlichen Tochter", in den „Geſchwiſtern" u. ſ. w., ſind es immer und immer Gewalt der Verhältniſſe, Zweifel und Makel der Geburt, Abſtufung und ſpröde Trennung der Lebensſphären, welche dem Charakter gegenüber

ſtehen, und immer bleibt die Mittelpunktperſon ſtehen, während ſich das Diorama der Figuren um ſie drehet, und ſie dadurch ihre Stellung als von ſich ausgehend verändert betrachtet.

In „Clavigo" iſt der flüſſige Charakter durchaus zu keiner dramatiſchen Feſtigkeit gekommen, und das Publikum würde dieſes Trauerſpiel, ohne die pietätiſche Geduld für den Namen des Autors, unbedingt in die Reihe jener haltloſen Charaktergemälde rangiren, in denen eben nichts, als die Charakterloſigkeit den Inhalt des Charakters ausmacht.

Clavigo's amphibiſches Weſen, halb auf dem trockenen Boden bürgerlicher Familienſtille fußend, und halb mit der neuangeſchloſſenen, politiſchen Schwimmhaut in den unabſehbaren Ocean gränzenloſer Weltenplane einer von ihm ſelbſt nur geahnten Zukunft hinſegelnd, geht dadurch zu Grunde, daß er beide Elemente vereinen möchte, im Grunde aber weder ſchlicht genug für jenes, noch groß genug für dieſes iſt.

Goethe hat mit beſonderer Vorliebe immer darzuſtellen geſucht, wie eigentlich Familienleben, ſtille Liebe, alle edlen, aber ſtillen Freuden der Liebe, des häuslichen Glückes, der Gewalt ſogenannter Weltgeſchichte und höhern Berufungen weichen, und ihr, ſelbſt zu Grunde gehend, den Vorrang einräumen müſſen!! So geht auch Egmont mit ſeinem Weltgeſchickſchritt über Gretchens Liebe, ſie zerknickend, hin, und ſo vernichtet Clavigo's leere Schwungſucht, der hoffärtige Gedanke, wie ein Schickſal über

die Geſchicke gewöhnlicher Menſchenkinder hinzuſchreiten, die unglückliche Marie und das Stillleben einer ganzen Familie.

Es iſt eine perfide Spitzfindigkeit, daß in dem Sterben für das Wohl von Hunderttauſenden Entſchuldigung für die frevelhafte und nichtswürdige Vernichtung Einzelner zu finden wäre.

Bei Clavigo aber geſellt ſich zu der Nichtswürdigkeit dieſes Sophismus auch noch der faſt lächerliche Umſtand, daß alle die Weltgürtel-Gedanken und Glanzhöhen nur kleine Fernpunkte, ganz und gar noch im Nebel der Zukunft liegende Hoffnungsatome ſind; daß alle dieſe großen Sorgen für Welt, Größe, Glück und Menſchheit nur noch kaum ausgebrütete Selbſthoffnungen ſind, von denen wir auch noch nicht den kleinſten Umriß anders entworfen ſehen, als in dem phantasmagoriſchen Prophetenfieber des menſchenfeindlichen Carlos.

Ganz durch und durch und bis ins Tiefſte des Herzens muß es uns mit Grimm und Unwillen erfüllen, daß der Dichter den Clavigo nicht blos darſtellt, als von Carlos irregeleitet, als von einem *außer* ihm liegenden und anregenden Dämon verlockt und angeſpornt, Marie zu verlaſſen, ſondern, daß er ſelbſt das alles fühlt, zwar zu ſchwach iſt, ſich dieſer Fühlung hinzugeben, aber in ſich ſelbſt fühlt, daß ſeine Liebe eine Hemmkette an dem Wagen ſeiner chimäriſchen Plane iſt, und ſich ihrer *gerne entlaſtet*, alſo halbwegs ein Zugeſtändniß gemacht wird, daß die Liebe wirklich einer ſolchen Empfindung fähig iſt, und

dieſes, unter beſonderen Umſtänden, zu Gunſten einiger zum Glanz Auserkornen nicht ſo ganz zu tadeln ſei!

. Wir ſehen endlich Clavigo getödtet am Sarge Mariens. Seine Sorge um ihren Bruder, ſeine ausgelaſſenen Klagen haben keinen Glauben bei uns, denn wir ſahen ihn mit eben dieſer Zerknirſchung, mit eben dieſem Ineinanderſturz ſeiner Seele zu Marie zurückkehren, um ihre Vergebung auf den Knieen zu erwinſeln, und eine Minute darauf geſteht er Carlos, daß ihn in ihren Armen ein Schauder der Reue ergriff.

Der Degenſtoß des Bruders in Clavigo's Herz iſt blos das phyſiſche Hinderniß, daß Clavigo nicht mit eben dieſen elenden Geſinnungen eine Stunde nach Mariens Beerdigung vor uns erſcheint. Wir haben keine Gewähr für die Echtheit ſeiner Bekehrung bei Mariens Leichnam.

Mariens Leichnam aber wird uns nur im vierten Acte im Conduct vorgeführt, indeſſen ſie eigentlich ſchon vom Anfange des Stückes Leichnam iſt. Marie kommt gleich im Anfang des Stückes todt auf die Bühne, und erſt im fünften Act wird ſie begraben, nicht ohne durch die vier Acte hindurch einen beträchtlichen Moderduft um ſich verbreitet zu haben. An und für ſich ſiech, ſelbſt im Glücke der Liebe ſchwindſüchtig, wie Carlos ſagt, und vom Augenblicke an, als Clavigo ſie verließ, mit gebrochenem Herzen vollkommen todt, ſo erſcheint ſie, und wir ſehen, wie vier Acte hindurch von dem todten Mädchen vermittelſt dramatiſcher Batterien und theatraliſch galvaniſcher Säulen noch einige Regungen und Zuckungen erpreßt werden.

Und wahrhaftig, es iſt ihr Glück, daß wir ſie als eine Todte betrachten, einer Lebenden hätten wir es nie verziehen, daß ſie einem ſolchen Verräther vergibt und ihn wieder annimmt, denn die Lebende würde dadurch beweiſen, daß ſie nicht das Glück des Geliebten, ſondern nur das eigene will. Eine innere Stimme muß ihr ſagen und ſagt ihr, daß Clavigo ihr ſeiner Natur nach nicht angehört und nicht angehören kann, und nur einer Todten können wir dieſen materialiſtiſchen Egoismus, mit dem ſie nach ihm haſcht, verzeihen.

Wir finden auch darin, daß Marie ſo unintereſſant, ſo farblos, ſo unliebenswürdig, ſo wie ein ganz gewöhnliches Mädchen geſchildert iſt, unſere Anſicht noch mehr beſtärkt, daß der Dichter der Treubruch Clavigo's gerne und gleichſam miteinſtimmend beſchönigt und uns glauben machen möchte, ein gewöhnliches Mädchen dürfte verrätheriſch zu Grunde gerichtet werden, wenn ein Trieb nach Größe, nach Rang den Geliebten erfüllt. Die moraliſche, äſthetiſche und dramatiſche Verwerflichkeit dieſer herzloſen Reſervation braucht nicht erſt nachgewieſen zu werden.

Wenn man nun zu Beaumarchais kommt, ſo ſteht der Komödienbruder wie er leibt und lebt vor uns, der ſich von jedem andern Komödienbruder nur darin unterſcheidet, daß er weiß, was ein Komödienbruder iſt, und ſagt, er ſei keiner; allein es iſt nicht Jeder frei, der ſeiner Ketten ſpottet, und nicht jeder Betrunkene iſt nüchtern, der ſagt, er ſei nicht betrunken. Beaumarchais

handelt durchaus ganz wie ein Komödienbruder, aber wie ein Komödienbruder mit Conſequenz. Iſt es Liebe zu ſeiner Schweſter, die all ſein Thun beſtimmt? Nein, denn er bringt die Todte ſchonungslos noch einmal um; er iſt blos der Rachegeiſt der Familie, der die Familienſchmach rächen will.

Nur Carlos ganz allein hat die Dichtigkeit in ſeinem Charaktergewebe, er iſt ein Schachſpieler, ein Kempelenſches Automat, alle Menſchen ſind wie Steine, die man da und dort hinſetzt, bläſt, wegwirft, um einem Ziele: dem Gewinn der Partie, nachzuſtreben. Die ganze Gefühlswelt, alles Herzensglück, die Ehrfurcht vor Menſchenwohl, die Scheu vor Tugend, Liebe, Ehre u. ſ. w. ſind ihm nichts, ſie müſſen alle in den Hintergrund treten, wenn im Vordergrunde eines glänzenden Lebens eine große Rolle, eine Magnatur zu ſpielen iſt. Die Liebe, mit welcher Goethe gerade dieſen Carlos mit aller redneriſchen Dialektik und verführeriſchen Syllogismen ausſtattete, ließe faſt wähnen, er habe bei Clavigo, dem Genie, welches ſich durch Kraft, Drang und unabläſſiges Streben zu den höchſten Höhen erhob, zuweilen an ſich ſelbſt gedacht und dabei erklären wollen, wie es denn einer Muſe auf ſolchem Gipfelpunkt gerathen und rathſamſt zuzumuthen ſei, die Intereſſen von Menſchenglück und bürgerlicher Wohlfahrt dem höhern Beruf von Glanz, Würden und Ehrenzeichen unterzuordnen. Carlos ſoll dem Clavigo begreiflich machen, daß die kleinlichen Verhältniſſe gewöhnlicher Menſchen, die naturgemäßen Neigungen, Wünſche, Gefühle der glanzloſen

Menge als kleinlich und unbeachtenswerth erſcheinen gegen hohe Zwecke, gegen Plane von irdiſcher Größe, deren Erlangung als das einzig Wünſchenswerthe im Leben daſteht!!! —

So würde Clavigo, wenn er am Leben geblieben und Staatsmann und Schriftſteller zugleich geworden wäre, jenen literariſchen Machiavellismus in ſeinen Schriften vorgetragen haben, und die Sache der Menſchheit ſtets kalt und berechnend den Rückſichten der Stellung und der Zwecke aufgeopfert haben! Darum ſehen wir den Carlos weder als Böſewicht, noch als Intriguant geſchildert, ſondern als einen klugen, warmen, wahrhaften Freund Clavigo's! Wir ſollen ihm recht geben. Schon Tieck ſagt in ſeinen dramaturgiſchen Blättern, daß Carlos kein Intriguant iſt, ſondern ein enthuſiaſtiſcher Freund Clavigo's.

In dem endlichen Ausgange des Stückes, in dem dramatiſchen Schlußgericht ſehen wir offenbar der Sache eines gewaltſamen und aufgebauſchten Hanges nach eitler Größe, ein höheres Recht eingeräumt, als der Sache des menſchlichen Rechtes, der gemißhandelten Herzen, der gemordeten Liebe. Der Tod Clavigo's iſt ein Lohn, das Lebenbleiben Beaumarchais' iſt eine Strafe! Clavigo geht gefühnt aus der Welt, während Beaumarchais verdammt in ihr bleibt! Ein Berliner Kritiker, ich glaube Franz Horn, ſagte: „Die Rache der Familie treffe am Ende nur Carlos, der ſelbſt Beaumarchais, welcher ſeinen Freund tödtete, retten muß.“

Es iſt kaum glaublich, daß eine ſolche Oberflächlichkeit geſagt werden kann! Iſt denn Beaumarchais gerettet? Was nennt man gerettet? Daß ihn vor unſern Augen nicht die Häſcher ergreifen und auf's Blutgerüſt ſchleppen? Heißt das gerettet, daß er, als halbwegs Urſache an dem Tod der Schweſter — ſo beſchuldigt ihn wenigſtens Sophie Guilbert — und als ganzer Mörder Clavigo's entrinnen kann, mit allen Gewiſſenspfeilen im eiternden Buſen, mit dem Donnerruf: „Zwiefacher Mörder!“ in den zerfleiſchten Ohren? Seine Rettung iſt eine grauſame, lebenslängliche, peinliche Folter, er iſt, wie die frühern Verbrecher, an den gehetzten Hirſch ſeines jagenden Gewiſſens geſchmiedet, welcher ihn durch alle Dornen und Klippen ſeines fernern Lebens ſchaudererregend ſchleift!

Wie beneidenswerth iſt dagegen Clavigo's Ende, der auf dem Sarge ſeiner Geliebten ſein Leben, durch ſeinen Tod geſühnt, aushaucht, und ſo mit ihr vereint da erſcheinen kann, wo ſie Beaumarchais, der gerettete Mörder, nie erreichen kann.

Wir erſehen alſo am Ende die Nothwendigkeit der weltlichen Macht und die Verbrechen ihrer Größe ſiegend hervorgehen über die zertretenen Rechte des bürgerlichen Familienlebens und die geheiligten der Menſchheit und der Liebe.

Zurückſetzung.

Schauſpiel in vier Aufzügen. Von Dr. E. Töpfer.

Dieſes Stück heißt im Franzöſiſchen: »Preférence d'une mère«, von Madame Ancelot. Herr Dr. Töpfer gibt nie an, daß ſeine Stücke Ueberſetzungen ſind, welches am Ende doch jedes Kind in der literariſch-theatraliſchen Welt weiß. Ich würde auch nichts darüber ſagen, allein ich bin genöthigt, es zu thun, um dadurch anzuzeigen, daß ich es bei meinem Urtheile über dieſes Stück durchaus nicht mit Herrn Dr. Töpfer, ſondern mit dem franzöſiſchen Verfaſſer des Originals zu thun habe und haben will.

Es gibt viele Ueberſetzer, die am Ende glauben, das überſetzte Stück ſei wirklich von ihnen verfaßt! Sie nehmen ſich den oft gerechten Tadel des Stückes ſo ans adoptivväterliche Herz, ſind ſo troſtlos über die Rügen, die man dem Kindlein macht, als hätten ſie das Kindlein nicht aus dem Dictionnaire, ſondern aus dem Gehirne geboren, und beſchuldigen oft die Kritik der perſönlichen Parteilichkeit gegen ſich, da der Kritiker im Grunde es doch nur einzig und allein mit dem Erfinder des Stückes, mit dem wahren Verfaſſer, mit dem franzöſiſchen Autor zu thun hat. Dixi et salvavi!

Eine Tochter, die von ihrer Mutter nicht geliebt und gegen eine jüngere, geliebtere zurückgesetzt wird, deshalb dem Tode entgegensiecht, endlich durch einen Onkel, welcher sich darein mischt, zum Glauben gebracht wird, die Mutter sei ihre Stiefmutter, und eben dadurch, daß sie nun der Mutter sich als eine Fremde gegenüberstellt, die Liebe dieser Mutter gewinnt, und auch den Mann, den sie liebte, aber ihrer Schwester aufopferte, glücklich heirathet und vom Grabesrand wieder frisch und gesund zurückkehrt, das ist der Brustkern dieses französischen Lust- oder Schauspiels.

Als Assietten und hors d'oeuvres sind noch da: eine jüngere Schwester, welche sehr lustig und Braut des Geliebten der ältern, melancholischen Schwester ist, und ein alter Junggeselle, welcher die traurige Heldin des Stückes heirathen soll und am Ende leer abzieht.

Die Mißliebigkeit des ganzen Stückes hat der französische Autor schon durch die unangenehme, abstoßende Unnatur der Mutter, Frau von Lobek, in das Stück eingeimpft, und an diesem Hauptgebrechen siecht es seine bittersüße Existenz durchaus hin.

Die Spartaner, glaub' ich, hatten kein Gesetz über Vatermord, denn ihrer Meinung nach kann dieses Verbrechen natürlicher Weise nicht begangen werden. Die dramatische Kunst sollte billiger Weise solche spartanische Gesetze haben. Für entartete, widernatürliche Mütter, die ihr Kind, das Kind ihres Herzens, ihrer Zärtlichkeit, das Kind, das sie mit Thränen und Wonnen aufgezogen, das Kind, das

noch obendrein ſchön, reizend, tugendhaft, liebreich — kurz, ein Engel, und noch obendrein ein weiblicher Engel, eine Tochter iſt, nicht liebt, ja ſich mit Widerwillen davon abgeſtoßen fühlt, für ſolche Abnormitäten der menſchlichen Natur ſollte das Drama kein Forum haben, und es nie und nimmer aus dem Reiche einer erfinderiſchen Unphantaſie zur Beſchauung an das moraliſche Tageslicht ziehen.

Eine Kindesmörderin iſt eine entſetzliche, ungeheure Verbrecherin; die Natur empört ſich, Erde und Himmel zürnen und donnern über dem Haupte der unſeligen Thäterin, und wenn es denn ſein muß, ſo mag der dramatiſche Dichter ſammt der Erde und Himmel zürnen und donnern! Eine Kindesquälerin aber iſt eine widerliche, verächtliche Creatur. Erde und Himmel wenden ſich mit Widerwillen ab, und mit ihnen der dramatiſche Dichter, der rühren, erheben, erſchüttern will, aber nicht abſtoßen, Haß erregen! — Frau von Lobek haßt ihr Kind ohne Urſache, ſie iſt aber deſto unheilbarer, da ſie, wie Schuldner, die ſich ſelbſt ſtets mahnen, nie bezahlen, ſtets ſich ſelbſt Vorwürfe macht und die heilige Schuld an ihr Kind doch nie bezahlt! Durch drei lange Acte ſehen wir ein junges Mädchen moraliſch verhungern, weil ihm die Mutter die einzige Nahrung: Liebe! nach der es lechzt, nicht reicht, und dabei immer weint, daß ſie ihr dieſe Nahrung nicht reicht! Unſer Herz wird nicht gerührt, nicht zum Mitleid bewogen, ſondern es wird unwillig, faſt erboſt, und der Eindruck wird ein peinlicher.

Ein nicht minder unwahrer Charakter iſt Clara, die zurückgeſetzte. Krank iſt ſie, das kann ſein, aber ein Drama wird nicht für Aerzte geſchrieben. Gewiß iſt es ein ſchmerzliches, ein ungeheuer ſchmerzliches Gefühl, ſich von einer Mutter nicht geliebt zu wiſſen, und der Kummer darüber iſt ein ganz natürlicher. Allein ſterben thut man nicht daran! Vollkommen unwahr iſt dieſes krankhafte, krampfhafte Spielen mit Tod und Grab und Verweſung. Vollkommen unwahr iſt dieſe mondſcheinhafte Zerfloſſenheit, dieſe jenſeitsſüchtige Hinfälligkeit, dieſes Wehmuthsgeſäuſel und dieſe Leichentraumphantaſien, dieſes ewige, haltloſe, ſchweigſame Aufopfern und aufopfernde Schweigen.

Wenn wir uns nun zum Wendepunkt des Krebſes dieſer Dramawelt begeben, ſo ſtoßen wir auf eine ſogenannte Kataſtrophe oder Peripetie, die das Ding nicht durch ein natürliches Mittel zu Ende führt, ſondern durch ein gewagtes, glücklicherweiſe aber gelungenes Kunſtſtück! Es iſt alſo blos ein glücklicher Zufall, der die Kataſtrophe ausmacht. Der Onkel, Herr von Lobek, um Clara zu retten, macht ihr glauben, ihre Mutter ſei ihre Stiefmutter. Dadurch wird Clara froh und geſund, denn nun hat ſie eine Mutter im Himmel, die ſie liebt. Sie nimmt von der Stiefmutter Abſchied, wie von einer Fremden, dadurch ſpringt plötzlich die Eisrinde von dem Herzen der Mutter und rinnt in aufgelöſten Thränenbächen über das Haupt des auf einmal heißgeliebten Kindes hin! Clara erfährt von dieſem in heißen Zähren aufgethauten Gletſcher, daß es doch ihre Mutter iſt, daß ſie nun Mutterliebe empfängt,

und iſt glücklich, indem ſie noch als Schmerzensgeld und Prozeßkoſten den Geliebten ihrer Seele zum Manne bekommt.

Dieſe Kriſis, welche Madame Ancelot ſehr ſcharfſinnig herbeiführt, iſt gelungen und glücklich gerathen, aber nur darum, weil Madame Ancelot als Verfaſſerin des Stückes, und als inwohnende Natur ihrer Patienten, dieſe Kriſis zur materia medicatrix machen konnte. Allein es wäre gefährlich, dieſes Mittel bei jedem ähnlichen Fall anzuwenden, wo die Natur der Kranken nicht von dem dramatiſchen Selbſtwillen der Madame Ancelot abhängt! — Wir haben letzthin in einer mediciniſchen Zeitung geleſen, daß ein Nervenkranker, den alle Aerzte aufgegeben, in ſeiner Raſerei vom dritten Stocke auf die Straße ſprang, und — das Nervenfieber war curirt. Würde deshalb ein Arzt ſeinem Nervenkranken als letztes Mittel verordnen: vom dritten Stocke auf die Straße zu ſpringen? Was aber in einem dramatiſchen Werke als Beweggrund, als moraliſches Heilmittel u. ſ. w. angebracht wird, muß auf allgemeine Wirkung berechnet ſein, muß auf jeden Fall, für jedes Individuum ein Specificum ſein, ſonſt iſt es ein casus fortuitus, ein individueller Fall, und gehört in die Reihe der Curioſitäten und Raritäten, aber nicht in die allgemein moraliſche Heilkunde!

Noch unwahrſcheinlicher, als daß Clara durch dieſen Wahn ſo ganz und gar plötzlich heiter und geſund wird, iſt das, daß die Mutter gerade dadurch, daß ihr Kind ſie wie eine Fremde behandelt, plötzlich in Liebe zu ihr zerfließt! Das iſt plötzliche Mutterliebe aus Luſt am Widerſpruch!

Mutterliebe aus Caprice, aus Bizarrerie! Wer bürgt uns für die Dauer, für die Haltbarkeit und Echtheit einer Mutterliebe, die zwanzig Jahre in einem Todesſchlummer lag, plötzlich von einem Erdbeben erweckt wird, die Augen gewaltig groß aufreißt und ausruft: „Ich bin Mutterliebe!“ Wird ſich dieſer bleierne Schlaf nicht der gewaltſam aufgeriſſenen Augenlider wieder bemächtigen? Wird bei einem ſolchen Naturell, wie dieſe Mutter entwickelte, kein Recidiv-Fall eintreten, da das Mittel ein Gewalt- und Momentan-, aber kein Radical- und Präſervativmittel war?

Ich weiß es nicht, aber eben weil ich es nicht weiß, kann ich Mutter und Tochter nicht für curirt halten und ſie als vollkommen geneſen aus dieſer Alienation-Anſtalt entlaſſen.

Ich habe mich mehr bei dieſen zwei Perſonen aufgehalten, weil ſie eigentlich die beiden Strebepfeiler ſind, auf denen das ganze Gebäude beruht. — Die zweite Schweſter, Mathilde, ſoll ein Contraſt gegen Clara ſein, iſt aber nichts weniger, als das; ſie ſoll ein heiteres, unbefangenes, herzliches Geſchöpf ſein, iſt aber nichts, als eine geiſt- und herzloſe Kokette, oder, um den Ausſpruch zu mildern: „eine moderne Luſtſpielgeſtalt“!

In dieſer Mathilde ſehen wir wieder einen Typus von weiblichen Geſtalten, wie ſie uns unſere Luſtſpieldichter als Normalgeſtalten der Jetztzeit aufdringen wollen: leer, nichtig, oberflächlich, mit der Empfindung witzelnd, das Gefühl an ein Bonmot verkaufend, die Liebe als eine Mode an ſich bringend und die Ehre als eine chose convenue mitmachend!

Mathilde ist Braut von Baron von Heeren, und als der Onkel ihr sagt: „Der Baron liebe Clara und würde auch Clara heirathen," lacht sie und sagt: „Ich habe ihn so nicht geliebt und habe ihn blos deshalb heirathen wollen, weil ich glaubte, die Leute hätten von uns gesagt: das ist ein schönes Paar!"

Und das will man uns als einen Charakter verkaufen?

Ich bitte meine Leser, darauf aufmerksam zu sein, wie alle unsere Lustspieldichter die Basis ihrer Frauengestalten auf gänzliche Entadeligung des weiblichen Wesens gründen, daß sie als Salonton, als moderne Gefühlsweise das darzustellen suchen, was im Grunde nichts ist, als gänzliche Blasirtheit und durchgehende Fadenscheinigkeit einer zerrissenen und zerzupften Ver- und Hyperbildung!

Sie übersetzen die Roué's aus den Spielsälen Frascati's und die Gefühlsspötter aus den Wein- und Kaffeehäusern ins Weibliche und nennen sie: moderne weibliche Chraraktere! Sie lassen ihre Mädchen und Frauen mit Empfindungen schalen Witz treiben, sich über die heiligsten Gefühle moquiren, jede zarte Regung über die Klinge eines Bonmots springen und sagen: „Hier hab' ich einen modernen weiblichen Charakter geschaffen!"

Wenn die modernen Frauen so wären, wie sie die modernen Dichter schildern, so wollen wir in Gottesnamen Antiquen lieben und unsere Frauen aus den Gräbern und Glyptotheken holen!

Auch der Baron von Heeren ist ein dubioser Charakter; liebt Clara, verliebt sich in Mathilde, kehrt zu Clara zurück, wird abgewiesen, verlobt sich darauf mit Mathilde und heirathet am Ende Clara! Wahrlich, Pietro Bono macht solche Vor- und Rücksprünge kaum auf dem Seile, die der Herr Baron auf dem dünnen Faden der Liebe macht. Der alte Onkel und der alte Götze sind schon dagewesene Charaktere und bringen nichts Neues mit.

Uebrigens ist das Stück echt französisch, wirksam, hat frappante Situationen, ist voll Effect und geschickt gebaut und gegliedert, sowohl die Taschentücher als das Zwerchfell finden in dieser echten Comédie larmoyante vollauf Beschäftigung, und es erfreute sich in dieser Hinsicht mit Recht einer entschieden günstigen Aufnahme.

Weh' dem, der lügt.

Luſtſpiel in fünf Aufzügen. Von Franz Grillparzer.

Motto:

„Wehe dem, der lügt!“ Luſtſpiel.
„Wehe dem, der die Wahrheit ſagt!“ Trauerſpiel.
„Wohl dem, der ſchweigen kann.“ Pantomime.

Wie eine weiße Taube unter Krähen, wie ein Schwan unter Waſſerenten, wie ein Veilchen unter Brunnenkreſſe, wie Ambra unter Niespulver, wie Liebeslied unter Unkenruf, ſo erſcheint Grillparzer in dem Schiboleth unſerer Luſtſpielſcheune!

Von der disharmoniſchen Zeit zum harmoniſchſten Geſchäfte angeregt; von dem kalten, anfechtenden Geſchlecht zur heißeſten, edelſten Anſchauung impulſirt; von der vernichtenden Nüchternheit der allgemeinen Bildung zur höchſten abgeſchloſſenen Begeiſterung zurückgedrängt; von dem hohlen, oberflächlichen und geſchäumigen Zeitgeſchmack zurückgeſchreckt in ſein tiefſtes, poetiſches Selbſt; von der Hohlheit, Zerfallenheit und leeren Parteiſchwindelei ſeiner Zeit wie die zarte Senſitive krampfhaft ſeine geiſtige Blume zuſammenſchließend, zugleich aber auch von eigener Verſtimmung und ſelbſtgeſchaffenem Mißmuth widernatürlich umſtrickt, ſo ſehen wir dieſe edle Trauerweide unſerer Literatur das grüne Haupt in den Bach der Zeit ſenken, um ſchweigend und ſinnend in ihm ſich und ſeine Trauer wieder zu erblicken;

darum flieht dieſer Geiſt die friſchen Geſtalten, welche die Jetztwelt ihm bietet, um mit der Vorwelt Schatten umzugehen und ſie zu ſich zu bringen; darum zieht er gerne die wirklichen, wahren Lehren der Menſchheit und des Lebens aus dem Dunkel- und Dämmer-Reich der Träume und des phantaſtiſchen Gewebes aus Geſchichtlichem und Fabelhaftem.

Die Poeſie iſt ſo ganz und gar, ſo mit Haut und Haar, ſo ohne Raſt und Ziel, ſo mit Stumpf und Stiel aus dem Reiche des Luſtſpiels gewichen, daß ſchon der Verſuch eines Grillparzer, ein Luſtſpiel zu ſchreiben, ein neues poetiſches Roth auf das freudig überraſchte Antlitz Thaliens aufblühen macht.

Sehen wir alle unſere Luſtſpiele an, ſie haben alle, alle eine große Familien-Aehnlichkeit, es iſt eine einzige große Kalmückenfamilie; alle mit derſelben plattgedrückten Naſe, alle dieſelben kleinen, blinzelnden Liebesäuglein, alle dieſelben aufgeworfenen, hervorbrechenden, ſinnlichen Lippen, alle dasſelbe krauſe, wollige, rollige, ſtruppige Dialogenhaar, alle die glatte, aber ſchweißige Haut, tätowirt mit denſelben Plattituden, mit denſelben Equivoquen, mit denſelben Gemeinplätzen, mit demſelben Häckſel und Queckſel von Redensarten, mit demſelben Alltagsgakel, Gefrage und Geantworte.

Bei der erſten Scene aller unſerer Luſtſpiele ſieht jeder Menſch ſchon durch den langen Corridor der Handlung das Ende hereinſpazieren; alle Perſonen ſind durchſichtig, man guckt ihnen ſogleich durch alle Rippen durch, und wer

nur zweimal in einem Salon von der volée financière war, der weiß immer ſchon voraus, was A zu B ſagen, und C an D antworten wird. Nirgends iſt Gegenwart des Geiſtes, nirgends Erhebung der Seele, nirgends Veredlung der Anſchauung! Gewöhnliche Intriguen ins Unerträgliche ausgeſponnen, geleckte und geſchniegelte, aber immerhin loſe Form, alles Inhaltes entbehrend, alle Idealität in der Materie erſtickend und alle Poeſie mit buntem Spaß niederhaltend — das ungefähr iſt der Staturpaß unſerer modernen Thalia!

In dieſer Zeit, wo allen unſeren Luſtſpielen der äußerliche Mittelpunkt in der Haupthandlung, und allen unſern Luſtſpiel-Charakteren der innerliche Mittelpunkt ihres Daſeins fehlt, und das Poetiſche und Geiſtvolle ſo ganz von dem ſonnigen Gebiete der heitern Muſe ausgeſchloſſen iſt, iſt es eine wahre Wohlthat, wenn ein wahrer Dichter, wie Grillparzer, dieſen Boden betritt und den fruchtbaren Samen in das empfängliche, aber mißbearbeitete Erdreich ſtreut.

Ein Luſtſpiel iſt nur dann etwas werth, wenn das Ganze eine Schönheit für ſich enthält. Eine Schönheit in der Idee, eine Schönheit im Gedanken, eine Schönheit in der Tendenz. Dieſe Schönheit mit poetiſchem Geiſte zu befruchten, ſie mit Witz und Annehmlichkeit zu beſeelen, iſt die untergeordnete, aber auch höchſt wichtige Anforderung. Da aber nur das ſchön erſcheint, was im moraliſchen Sinne vollkommen iſt, ſo iſt die ſittliche Tendenz das einzige Criterium eines Luſtſpiels.

Alle dieſe Abgeſchmacktheiten von Liebesintriguen, von Verkennungen, von Verwechslungen, von Mißverſtändniſſen, von Bekenntniſſen, von Ertappungen, von Abenteuern, mit dem ganzen Brimborium der Zoſen, Diener, der Verkleidungen, Irrungen, Behorchungen u. ſ. w. ſind ekelhaft, albern, widerlich, weil ſie auf ihren hohlgehenden Wogen, die von dem matten Odem des Alltagslebens gekräuſelt ſind, nicht eine edle Geſinnung, nicht eine erhebende Empfindung, nicht eine lautere Anſicht, nicht einen ſtärkenden, tröſtenden, wohlthätigen Gedanken oder Ausſpruch an den Zuſchauerſtrand hinſpülen.

Einem Grillparzer aber iſt die höchſte Schönheit der Idee ſo zur Natur geworden, wie dem Mandelbaum ſeine Blüte, wie der fülligen Granate ihr innerſter Kern; und die Poeſie, die Duftigkeit des Geiſtes, die Lieblichkeit der Empfindung beſeelt und durchgeiſtet ſeine Idee ſo durch und durch, und dieſe Idee iſt ſo ganz in Poeſie und Begeiſterung verſenkt, wie die Biene in den geöffneten Duftkelch der Roſe ſich einſenkt und einbaut.

Dieſe Idee: die Schönheit der Wahrheit mit allen ihren Schwierigkeiten und Gefahrniſſen darzuſtellen, iſt gewiß der edelſte Vorwurf der Muſe, und gewiß auch der Luſtſpiel-Muſe; denn Alles, was mit unſerer geiſtigen Erregbarkeit harmonirt, erweckt in uns ein Gefühl von Luſt und geiſtiger Freude.

Das Erkennen einer moraliſchen Größe — wie hier zum Beiſpiel das Erkennen des Werthes der Wahrheit — erweckt in uns eine ſüße Empfindung. Dieſe

ſüße Empfindung iſt an und für ſich angenehm, allein ſie erhält einen höhern, einen gediegenern Werth dadurch, daß ſie zu einem Begehren wird, zu einem Begehren darnach; in dem Begehren darnach liegt unſere innere Veredlung, unſere moraliſche Beſſerung, und in dem Allen liegt die glücklichſte Löſung, das ſeligſte Endziel des höheren Luſtſpiels, des Luſtſpiels wie es ſein ſoll.

Grillparzer hat dem Publikum einen andern Standpunkt angewieſen, er traut ihm zu, nicht blos über Lappalien von Liebeleien, über Familien-Abgeſchmacktheiten, über kleinliche Colliſionen, beifällig, abfällig oder kopfſchüttelnd abzuurtheilen, ſondern er traut dem Publikum das Höchſte zu, das Richteramt in den feinſten moraliſchen Schwankungen, das höchſte Unterſcheidungsvermögen in den Colliſionsfällen von Wahrheit, Wahrhaftigkeit, Unwahrheit, Lüge, Nothlüge und allen den Zwiſchenfällen, in welche uns der Widerpart der gebieteriſchen und tyranniſchen Lebensverhältniſſe gegen die lauterſten und alleredelſten Bebungen und Entſchlüſſe, ſo oft und ſo zweiſchneidig entſcheidend, bringt.

Das Wohlgefallen an der Wahrheit iſt doppelartig, denn jede Wahrheit kann Doppeltes enthalten, entweder eine Lehre oder eine Schönheit; im erſten Falle wirkt ſie auf das moraliſche, im zweiten Falle auf das äſthetiſche Gefühl, und ſo iſt das Wohlgefallen und die Luſt, die aus dem Kampfe und Sieg der Wahrheit hervorgeht, eine moraliſche oder äſthetiſche Freude.

Dieſe Betrachtungen mögen darthun, daß das bedenkliche und ſuperkluge Kopfwiegen und mit weiſer Miene ausrufen: „Wehe dem, der lügt! wie kann das ein Luſtſpiel ſein?“ eine Oberflächlichkeit iſt, die unter dem Strahle der eindringenden Kritik wie Butter zerfließt.

Die Aufgabe, die ſich der ſinnige Dichter ſtellte, war vortrefflich, die Idee eben ſo erhaben als reich an Stoff für Gemüth und zugleich an Stoff für die Heiterkeit. Aber von der Conception der Idee bis zum Aufzug des Vorhangs iſt ein langer, langer und breiter Weg! Es kann die glücklichſte, ſinnigſte Idee, als Minerva mit der Aegis gerüſtet, aus dem ſchöpferiſchen Geiſte eines großen Dichters entſpringen, und ſie kann doch als ganz ſchwaches Mütterchen auf Stelzen und Krücken über den ſchmalen Abgrund zwiſchen Podium und Parterre zu uns herüberhinken.

Wenn kleine Geiſter irren und das Moosgeſchlecht der gewöhnlichen Dichter auf Abwege geräth, ſo iſt nichts daran zu bedauern, nichts daran zu verwundern; wenn große Dichter irren, ſo iſt in dieſem Irrthum ſelbſt eine Erhabenheit des Anblicks; wenn einem Grillparzer etwas nicht geräth, ſo bleibt Allen dabei noch etwas zu lernen, zu erlernen!

Grillparzer, in ſeiner edlen dichteriſchen Offenheit, hat dem Maskenſtreich verſchmäht, ſein Luſtſpiel ein „Charaktergemälde“ zu nennen, welches vielleicht eine andere Erwartung, als man billigerweiſe mitbrachte, hervorgebracht hätte. Erſtens ſchon darum, weil er weiß,

daß, wenn man von einem dramatiſchen Werke ſagt: „Charaktergemälde", dieſes ein ſolcher Unſinn iſt, als wenn man von Muſik ſagen wollte: Tonmuſik, oder von einem Gemälde: Farbengemälde, oder von einem Menſchen: Gliedermenſch! Gibt es Muſik ohne Ton, ein Gemälde ohne Farben, einen Menſchen ohne Glieder, und gibt es ein dramatiſches Werk, in dem kein Charakter gemalt iſt, das heißt in dem eigentlich kein Charakter gemalt ſein ſollte? Das iſt ja eben der Fluch unſerer Luſtſpiele, daß ſie nicht ſind, wie ſie ſein müßten: „Charaktergemälde"! Wie ſehr ſchätzenswerth und liebenswürdig zeigt ſich wieder die klare, poetiſche Individualität unſeres Grillparzer darin, daß er den unwürdigen Hebel an die öffentliche Meinung nicht voraus anlegte, und nicht von mattblaſenden Vorreitern erſt ausſtrompeten ließ: „Dieſen neuen Weg hab' ich eingeſchlagen; ich bitte, meine Herren, habt Acht, daß dieſer Weg nicht jener Weg iſt! Habt Nachſicht u. ſ. w." Ein Grillparzer braucht weder eine Vor-Entſchuldigung, noch eine Vor-Empfehlung; unſer Publikum des Hofburgtheaters iſt vollkommen äſthetiſch reif und weiß ſeinen beſten Dichter zu ſchätzen; das beweiſt der allgemeine Beifall, den die Alluſionen, welche im Prologe auf ihn anſpielten, im ganzen Hauſe erregten; und wie ſehr erhöht es die liebenswürdige Beſcheidenheit dieſes edlen Sängers, daß er ſich ſo ohne Widerſtreben bei dieſem ihn liebenden Publikum anempfehlen und um Nachſicht anſuchen ließ. Das iſt die Demuth der wahren Dichterſeele. — Im Voraus waren

wir mit Liebe in das Stück gegangen, wir brachten jene gute Stimmung mit, welche die Muſe Grillparzer's bei uns ſtets vorausſetzen darf; und wenn auch der Erfolg dieſe Stimmung bedeutend dämpfte, wenn man bei aller Vorliebe für den Dichter ſich unverhohlen geſtand, daß die Erwartung getäuſcht wurde, ſo kann man doch behaupten, daß eine wohlthätige Erſchütterung in dem allgemeinen Krankheitszuſtande der Luſtſpielmuſe hervorgebracht wurde, und das allein iſt ſchon Gewinn! Eine Kriſis war nöthig! Grillparzer ſah den bald ſtheniſchen und bald aſtheniſchen Zuſtand der rettungslos erkrankten Thalia und pflanzte die Erregungstheorie von der Naturphiloſophie und Humoralpathologie in die dramaturgiſche Klinik über! Die Natur heilt keine Krankheit, ſondern die Veränderung des Verhältniſſes der Reize; die Reize des Luſtſpiels, ſeine Erregungen mußten in ein anderes Verhältniß gebracht werden. Eine totale Umſtimmung der Nerven iſt ihm vor Allem nöthig, und das konnte nur durch den Verſuch, das Luſtſpiel auf einen ganz andern Boden überzupflanzen, bewerkſtelligt werden.

Grillparzer hat alſo den Verſuch gemacht, es aus dem ſchlammigen Sumpfe der vollkommenen Degeneration, in welcher es jetzt fortlaicht, auf einmal, ohne Uebergang, auf die höchſte Spitze einer rein moraliſchen — Subtilität hinaufzuſtimmen.

Dieſer umgekehrte leukadiſche Sprung von dem Abgrund auf die Höhe, den der Dichter ſeine, von alten Liebeleien und Intriguen lebensmüde Sappho-Thalia machen

ließ, ſo edel er im Beweggrund, ſo nothwendig bedingt in der moraliſchen Opportünität, ſo heilſam er auch für die künftige Lebenszeit derſelben ſein mag, mußte aber vor unſern Augen um ſo unglücklicher ausfallen, als wir leider eben nichts, als den Beweggrund des Sprunges, die Schnellkraft des Entſchluſſes und den freien, muthigen Anlauf zum Sprunge ſelbſt zu loben haben, und die Höhe, auf die der Sprung führen ſollte; die Ausführung ſelbſt aber, die That, der Sprung ſelbſt ſo mißlich ausfiel, daß die unglückliche Sappho-Thalia im Sprunge ſelbſt ſich einigemale unglücklich überſchlug, oben köpflings zu fallen kam und von der Höhe aus gerade den auf den Kopf geſtellten, verkehrten Anſchauungspunkt gewährt!

Da uns kein Manuſcript früher zu Inhaltsanzeigen und Auszügen zu Gebote ſtand und ſteht, ich es auch nicht liebe, dem Leſer die verdichtete Gallerte des Inhalts zäh auszukochen, ſo mag zur Verſtändlichung meiner Anſicht in Kurzem nur Folgendes mitgetheilt werden.

Der Domvogt von Chalons, deſſen Neffe Attalus als Geißel bei den Heiden iſt, hat einen Küchenjungen, Leon. Dieſer will dieſen Neffen befreien. Der Domvogt erlaubt es, gibt ihm aber die Warnung mit: „Weh' dem, der lügt.“ Alſo ohne Lüge, ohne Trug, ohne Täuſchung ſoll Leon die Befreiung bewerkſtelligen. Dieſe beginnt nun ſogleich damit, daß Leon einem Pilger, der bis zu dem Rheingrafen Kattwald geht — bei dem Attalus gefangen iſt — ſich ſelber ſchenkt, mit dem Beding,

daß er ihn als Koch an Kattwald verkaufe. Dies geſchieht; und nun beginnt eine Reihe von Reſervationen, Subtilitäten, Halblügen, Ausflüchten u. ſ. w., es geht ohne Hehl, ohne Täuſchung durchaus nicht; endlich entführt Leon den Attalus. Die Tochter Kattwalds, Edrita, die den Halblügen und Pfiffen und Beſchönungen Leons unter die Arme greift, halb Blödheit und halb Naturphiloſophin iſt, wird mit entführt, oder vielmehr ſie entführt ſich ſelbſt; die Flüchtlinge werden vor den Thoren von Metz, welches in den Händen der Heiden iſt, eingeholt, allein es kommt der Deus ex machina, die Thore öffnen ſich, und der Donwogt Gregor tritt heraus; in der Nacht wurde Metz von den Chriſten genommen. Edrita wird Chriſtin und heirathet den Küchenjungen Leon.

Wie aus dieſer Begebenheit das „Weh' dem, der lügt," als Endreſultat und Bruſtſaft herausgeholt werden ſoll, wird nicht leicht klar.

Wir ſehen weder einen Menſchen, welcher dadurch, daß er gelogen hat, beſtraft wird, noch viel weniger einen Menſchen, der dadurch, daß er durchaus wahr geweſen iſt, eingeht in den Tempel der Verklärung. Leon beginnt ſeine Bahn mit einer Lüge: er ſchenkt ſich dem Pilger, daß er ihn als Koch verkaufe; daß iſt eine Spitzfindigkeit, ein Kniff, der eben einen ſolchen Grundgeſchmack hat, wie die Lüge. All ſein Thun und Treiben bei Kattwald iſt ein Gewebe von faſt talmudiſchen Drechſeleien, ſich nur mit keinem Lügenwort zu verfangen, während ſein Sinn durchaus lügenhaft iſt. Die Lüge aber beſteht nicht blos

Werke, und eine reservatio mentalis iſt — vor dem dramatiſchen und moraliſchen Richtſtuhl — auch eine Lüge, und faſt eine böſere Lüge, weil ſie noch heuchleriſcher iſt. Leon würzt die Speiſen und die Sulze, damit die Schloßbewohner Durſt bekommen, ſich einen Rauſch trinken, dann will er dem ſchlafenden Kattwald den Thorſchlüſſel ſtehlen. Ich frage: iſt das nicht doppelte Lüge, und Lüge in ihrer häßlichen Geſtalt? Wenn ich Jemandem eine Lüge ins Geſicht ſage, welcher ſeiner Sinne mächtig, ſo iſt zum wenigſten Muth dabei; wenn er klug iſt, kann er merken, es iſt eine Lüge; wenn ich ihn aber erſt wehrlos mache, wenn ich ihm ſeine fünf Sinne erſt ſtehle und ihn dann mit einer Lüge überfalle, heißt es da nicht: „Weh' dem, der lügt!“ Freilich als Kattwald erwacht, bekennt er ihm ſein Verfahren, weil er ſich erinnert: „Weh' dem, der lügt!“ Allein, ſo wie die Nothlüge keine Lüge iſt, ſo iſt die Nothwahrheit keine Wahrheit; ſo wie es nur der unglaubliche Stumpfſinn Kattwalds begreiflich macht, daß ſich dieſer wieder beruhigt ſchlafen legt, ohne zu fragen: was war der Zweck?

Nehme man aber auch an, Leon habe Alles, Alles durch reine Wahrheit, durch Wahrheit, von keinem Hauch befleckt, vollbracht; woher geht der Sieg dieſer Wahrheit hervor, da dieſe weder in der Peripetie der Charaktere bedingt iſt, noch weniger aber aus der Kraft und der ſegensreichen Folge der Wahrheit ſelbſt als Wahrheit hervorgeht, ſondern lediglich und ganz allein durch einen Zufall, durch den Theatercoup, daß Metz bei Nacht

eingenommen wurde, bewerkſtelligt wird! Dieſer Hieb zerhaut freilich den materiellen Knoten, aber der moraliſche, oder beſſer: metaphyſiſche Knoten bleibt ungelöſt und unzerſchnitten, und wir wiſſen am Ende nicht, ob wir darüber mit der menſchlichen Beſtimmung hadern ſollen, daß ſie entweder die Lüge als Erſtgeborene in uns immer ſo ſituirt, daß ſie den Zwillingsbruder Wahrheit bei der Ferſe faßt und ihm den Vortritt ſtreitig macht, oder ob wir uns am Ende der vernichtenden Troſtloſigkeit anheimgeben müſſen, weil Nichts und Niemand ohne Lüge und Trug beſtehen kann! Die Ausführung des Ganzen ſteht alſo mit der Tendenz — inſoferne ich ſie zu erkennen glaube — im klarſten Widerſpruch. Denn unmöglich kann der ſinnige Dichter uns haben ſagen wollen, daß der Menſch gerade da mit Beirrung, Selbſttäuſchung und Begriffklauberei zuſammenfällt, wo er ſich feſt vornimmt, durchaus wahr zu ſein! Ein ſolches anatomiſch-dramatiſches Präparat des menſchlichen Grund- und Erb-Uebels, oder der menſchlichen Beſtimmungsgebrechen, gehört, wie gewiſſe Wachspräparate von heimlichen Naturgeſchäften, in das Dunkel der verborgenſten Unterſuchung, hinter den geheiligten Schleier, den nur Wenige lüften ſollen, aber nicht auf das Bretergerüſte der öffentlichen Beſchauung; denn der allgemeine Sinn lernt nicht die Heilkunde daraus, ſondern die troſtloſe Verzweiflung an dem eigenen Zuſtand, an der Organiſation des menſchlichen pſychiſchen Lebens und an der Harmonie ſeines innerſten Weſens.

Ich kenne gar nichts, was mich so heruntergestürzt hätte in den Pfuhl einer apathischen Gleichgiltigkeit gegen Lüge und Wahrheit, als die letzten Worte des Domvogts:

„Alle redeten wahr, und doch logen Alle!"

Das ist das unbarmherzigste Prokrustes-Bett, in welches je ein decapitirter und amputirter Grundsatz eingezwängt wurde! Diese letzte Rede des Domvogts löst das Ganze vollkommen in zerstäubende Atome auf!

Leider mag es eine juridische Wahrheit sein, daß der starre Rechtsbegriff von Wahrheit vor dem Untersuchungsrichter der wirklichen Kriminal-Justiz nicht ohne Zahnspur der Lügenschlangen befunden wird; allein wir Menschen, die wir weder Untersuchungs- noch Strafrichter sind, uns sollte man den Glauben an eine unbefleckte Wahrheit nicht rauben; uns sollte man die Einseitigkeit dieser schönen Tugend nicht begreiflich machen wollen, uns sollte man die ungetheilte Freude in dem Anblick der Wahrheitsrose nicht dadurch verleiden, daß man ihre Blätter vor uns metaphysisch auspreßt und uns zeigt, daß in ihr Honig- und Gifttheile wohnen, und daß die Gifttheile wie die Honigtheile eben die Totalität der Rose ausmachen. Wie leicht stürzt nicht der leichtsinnige Hörer den Satz:

„Alle redeten wahr, und doch logen Alle!"

um und citirt in halber Vergeßlichkeit:

„Alle logen, und redeten doch wahr!"?

Da es sich bei der Beurtheilung dieses Stückes mehr denn je um Wahrheit, auch in der Kritik, handelt, da der Leser jeden Augenblick mir zurufen kann:

„Wehe dem, der lügt!"

werde ich noch weiter gehen und aus den Worten ſelbſt zu entnehmen trachten, welchen Begriff von Wahrheit der hochgeehrte Verfaſſer vorführte.

Gleich in dem erſten Monologe hören wir:

„Wahr iſt der Wolf, der brüllt (?), eh' er verſchlingt,
Wahr iſt der Donner, drohend, wenn es blitzt,
Wahr iſt die Flamme, die ſchon ferne ſengt,
Wahr ſind ſie, weil ſie ſind — weil Daſein Wahrheit."

Wie aber iſt die Natter, die nicht droht, wenn ſie ſticht; der Arſenik, der gerade ſo ausſieht wie Zucker, wenn er tödtet, ſie ſind Lüge — ſind ſie wahr, weil ſie da ſind? Ihr Daſein iſt Wahrheit, aber ſie ſind nicht wahr! Exiſtenz iſt phyſiſches Sein, phyſiſche Wahrheit aber iſt von der moraliſchen weit verſchieden!

In demſelben Monolog heißt es:

„Ein Teufel biſt du, der allein iſt Lügner
Und du ein Teufel, inſofern du lügſt!"

Wenn aber Daſein Wahrheit iſt, der Teufel aber auch da iſt, folglich wäre der Teufel Wahrheit!

Es ergiebt ſich alſo ſchon aus dieſem Monolog, daß wir die Wahrheit aus ihrem Standpunct verrückt haben!

Gehe ich nun von der Wahrheit der Wahrheits-Darſtellung auf die Wahrheit der einzelnen Charaktere über, da ſteht denn wieder das Wort vor mir:

„Weh' dem, der lügt!"

und ich muß den meiſten Charakteren, zu meinem größten Leidweſen, die Wahrheit ihres eigenen Charakters abſprechen.

Leon, der Küchenjunge, iſt durchaus unwahr, inſofern unwahr, als ſeine Worte mit dem Charakter in keiner Harmonie ſind. Wir finden dieſen Leon ungeſchlacht, läppiſch, grob, roh, kurz ein Küchenjunge di primo cartello. Er führt aber zuweilen neben dem albernſten Geſchwätz hohe, metaphyſiſche Reden: „Graben iſt ein adelig Geſchäft" u. ſ. w., und wirft die feinſten Philoſophien von ſich. Ueberhaupt ſehe ich die Nothwendigkeit nicht ein, warum gerade ein Küchenjunge zum Schildträger der Wahrheit auserkoren wurde?

Ich kann und mag es durchaus nicht leiden, wenn man, ohne innere Nothwendigkeit, die äſthetiſchen Würdenträger und die dramatiſch-moraliſchen Prioritäten in der Schurzfell-Société des Lebens ſucht. Das iſt die kränkelnde Bizarrerie der franzöſiſchen Romantiker; allein in Frankreich wollen die Dichter dadurch eine gewiſſe Sympathie rege machen und Anklänge erwecken, die bei uns Gottlob weder exiſtiren, noch Anklang finden. Ich kann mir nun einmal einen Straßenjungen nicht als Adler denken, den Jupiter mit dem Blitz ſeiner Tugend unter die Menſchen ſendet, und ich kann mir keinen Küchenjungen denken, den Zeus zum Ganymed beſtellte, um durch ihn Wahrheits-Nektar kredenzen zu laſſen. Champagner muß man nicht ohne beſonderes, tieferliegendes Motiv aus ledernen Schläuchen trinken laſſen; eine Perle bleibt zwar immer Perle, aber ſie ſitzt im Golde beſſer denn im plumpen Blei. Was nöthigte unſern gefeierten Dichter, gerade einen Küchenjungen zum Lichtträger ſeiner Idee zu machen?

Wahrheitsliebe iſt eine Tugend, und zwar eine ethiſche; ethiſche Tugend kann nur da ſtattfinden, wo eine vollkommene, freie Thätigkeit der Vernunft waltet; die Vernunft, die ausgebildete, zum Unterſcheidungs-Vermögen gelangte Vernunft, muß den reinen, innern Werth der Wahrheit erkennen, ſie als unerläßlich zur Harmonie der Seele begehren. Die Liebe zur Tugend iſt von der Furcht vor dem Laſter himmelweit unterſchieden, und ein Knecht, der nicht lügt, weil ſtets die Drohung ſeines Herrn:

Weh' dem, der lügt!"

und nicht einmal: „Wohl dem, der die Wahrheit ſagt!" ihm vor Augen ſchwebt, iſt und kann durchaus kein Träger der Wahrheits-Apotheoſe ſein! Leon iſt nicht die Muſchel, in welche die Wahrheit wie ein Himmelstropfen fiel, und ſich da abrundete, und kernig zur Perle ausbildete, ſondern es iſt ein zufällig aufgelöſtes Futteral, in welchem ſein Gebieter die Perle aufbewahrt; das Futteral ſteht mit der Perle, und Leon mit der Wahrheit in gleicher Cohäſion.

Wenn daher am Ende Leon die blöde Grafentochter als Siegestrophäe heimführt, ſo iſt dieſes ein großmüthiges, willkürliches Geſchenk des Dichters, aber keine dramatiſche Gerechtigkeit, es iſt durchaus keine ihm gebührende Trophäe, denn wenn man klar und beſonnen unterſucht, wie Leon die Wahrheit aufnimmt, wie ſich ſtets ſeine Vernunft, ſeine Anſicht und ſein Begehren gegen die Wahrheit ſträubt, wie er vom Domvogt ſtets

eine Lügen-Permiſſion erhandeln will, ſo liegt eher eine Art *Aberglaube* in ſeinem phyſiſchen Erſchrecken, wenn er ſich an die Drohung ſeines Herrn: „*Weh' dem, der lügt!*" erinnert, als innere *Ueberzeugung*, als göttliche, freiwillige Hinneigung zur Wahrheit! Es liegt durchaus etwas Knechtiſches in ſeinem Reſpekt vor der Wahrheit, *es iſt Furcht vor der Strafe*. Kurz, Leon iſt eine Kapſel, in welche der Domvogt die Wahrheit einſchloß, und weil die Kapſel ihre Schuldigkeit gethan hat, heirathet ſie eine Gräfin Edrita!

Ganz unrichtig iſt der Charakter des Attalus; ſtörriſch, unwerth, undankbar, faul, verdroſſen iſt er, des Aufhebens unwerth, das man für und über ihn macht, und auch bei ihm iſt es nicht abzuſehen, wozu ihn der Dichter *ſo* gezeichnet, und in welcher Contraſtirung er etwa erſcheinen ſoll? Soll er vielleicht etwa blos daſtehen, um den Abſtand der bevorzugten Welt von der gewöhnlichen zu zeigen? Wozu das? Und wie ſoll das ein Mitbehelf zu unſerem *dramatiſchen* Zwecke ſein?

Edrita iſt halb ein blödſinniges, halb ein begeiſtertes Weſen! Bald wie eine Stumpffühlende bricht ſie in ein blödes Gelächter aus, wenn ihr *Bräutigam* mit der Brücke in die Tiefe ſtürzt, bald träufeln ihre Lippen Honig von dem Hymet der höchſten Weisheit und des höchſten Edelmuthes. Selbſt am Ende iſt ihr Eingang ins Licht nicht recht klar, ſie ſagt, einen Grund verſchweige ſie, aber man kann denken: weil ihr der Rückzug abgeſperrt iſt; weil ſie Leon liebt, bleibt ſie, und das ſchmälert die Verherrlichung

der Idee am Ende bedeutend. Mit dem dummen Galomir weiß ich nun vollends nichts anzufangen! Er ist ein Cretin, der aber weder durch possenhaftes Element, noch durch geisterhafte Unheimlichkeit irgend einen Effect machen kann. Er verhält sich zum Shakespeare'schen Caliban, wie Kaspar Hauser zu Droll und Puck, und zu den ironischen, tiefsinnigen und tollbedeutsamen Gnomen und Elfen allen, die, ausgerüstet mit dem höchsten Sarkasmus und der sinnigen Naivetät in jenen Wundergärten zwischen den poetischen Gestalten gaukeln und surren.

Das Possenhafte in diesem Lustspiele ist nicht wie bei Calderon, Shakespeare ein humoristischer Gegenschlag, ein hineingeworfener Lebens-Schlagschatten, als Contrast zu den hellen Lichtern, weder ein sub- noch ein coordinirtes Element, sondern es schwimmt so wie einzelne Stücke Treibeis in dem abrinnenden Handlungsstrom. Selbst in der Diction hat der Dichter sich zurückgehalten, und nur selten erkennen wir unsern edlen, poetischen, geläuterten Sänger des „Sappho"; nur selten den energischen, glühenden kraftstrotzenden Dichter von „Traum ein Leben". Auch den Witz, diesen ersten und alleinigen dienstthuenden Kammerherrn des Lustspiels, verschmähte er, als ob der Witz das ästhetische Gebiet nicht Hand in Hand mit der Wahrheit durchwandeln könnte. Ja, es sagt, glaub' ich, ein großer Denker, oder hat es gesagt, oder könnte es sagen, gerade der Witz beweist, daß die Wahrheit verschiedenartig reizen

kann, und noch anders als die mathematiſche Wahrheit, als die logarithmiſche. Der Witz beweiſt, daß die Wahrheit Hand in Hand mit Schönheit gehen muß, daß ſich die Wahrheit erſt reizend vor uns verſtecken muß, um als Schönes, Erhabenes, oder wenigſtens als etwas Ueberraſchendes uns zu gefallen und zu gewinnen.

Wenn es alſo vollkommen in der verfehlten Ausführung der herrlichen Idee lag, daß das Stück jenen Eindruck nicht machte, den man ſich von dem beliebten Namen Grillparzer machte, ſo wird der gefeierte Dichter daraus erſehen, welche Erwartungen das Publikum von ſeinem gefeierten Liebling hatte. An die hohe Kraft legt man den hohen Maßſtab an.

Ein weibliches Herz.

Dramatiſches Gedicht in fünf Aufzügen. Von Theodor Stamm.

Nicht Luſtſpiel, nicht Schauſpiel, nicht Tauerſpiel, nicht Drama, ſondern dramatiſches Gedicht.

Wenn die Dichter ſich in allerlei Titel ſtecken, um der Kritik es ſchwer zu machen, den rechten Maßſtab an das Stück zu legen, ſo muß ſich die Kritik am Ende auch eine Titulatur erfinden, die zugleich auf Kritik und Nicht-Kritik, auf Urtheil und bloßen Ausſpruch, auf Erfaſſen des Gegenſtandes und auf bloßes Balanciren hindeutet. Warum ſollten wir nicht: „kritiſches Gedicht“, oder „poetiſche Kritik“, oder „lyriſche Recenſion“, oder „ſentimentales Urtheils-Gemälde“ und dergleichen erfinden und ſchreiben? Warum nicht einen Kritiktitel erfinden, der den Boden für ſich vindicirt, aber die Rechtſame und Obligationen, die auf dem Boden ruhen, durch eine ſpitzfindige Benennung der Jurisdiction entzieht?

Es waltet ein eigenes Verhängniß über die deutſche Dramatik! Sie war lange Zeit eine Zuſammenſchüttlung

der drei dramatiſchen Ingredienzien des ſpaniſchen, engliſchen und franzöſiſchen Theaters. Bis zu Goethe's und Schiller's Zeiten waren es bald Calderon'ſche Maximen-Motive und ſpaniſche Gloſſen-Aufgaben mit dem ewigen weichen Refrain, oder Shakeſpeare'ſche dunkelblutige, ſelbſtverſtrickeriſche Schickſalsſtücke in einem gerechtern Sinn, als in dem griechiſchen, oder endlich franzöſiſche Calculſtücke mit dem Ariſtoteliſchen Kubikfuß von Furcht und Grauen. Mit Goethe und Schiller begann die eigentliche National-Dramatik Deutſchlands, dieſen folgte der lange Troß von Nachahmern, die das Kind mit dem Bade ausſchütteten, dann kamen die Gräuelmänner, die aus dem Schickſalsfaden einen Galgenſtrick machten, aus Mißmuth Lebenselend, aus Zweifeln Fußangeln, und aus dramatiſcher Gerechtigkeit ein hochnothpeinliches Hals- und Standgericht.

Die ganz neue Zeit iſt ganz abgeſprungen, eine gewiſſe Subtilitäts-Dramatik iſt Mode geworden, lyriſcher Frieſel begleitet und erſchwert die dramatiſche Kriſe; eine Kränklichkeit, eine blaſſe Selbſtquälerei wird allen Helden angehüſtelt, anſtatt des Allgemeinen wird das Individuum zum Ausgangspunkt der ganzen Handlung!

Früher war es die Epik, welche in die Dramaturgie hineinwucherte und ſie mit ihren breiten Aeſten erdrückte, jetzt iſt es die Lyrik, ein poetiſches Leid- und Schmerzthum, welches ſie umſtrickt, verſüßlicht und entnervt. Es gilt darum von der neuen Tragödie, was von der neuern Lyrik zu ſagen iſt: ſie iſt eine Leibeigene der Subjectivität,

des Concret-Gültigen; sie hat alles Gemein-Gültige, Objective aufgegeben, und so alle Vollgültigkeit, alle Erfolgsherrschaft verloren!

Lange Zeit hat sich die Dramaturgie in ihrem Gebiete behauptet, hat sie ihre Wesenheit gerettet, ihre Gesetzgebung erhalten. Nun hat sie sich aber emancipirt, und damit leider nichts gewonnen, als einen größeren Raum; aber was sie an Raum zur Architektonik im Drama gewann, das verlor sie an der Entseelung der Form, an geistigem Mark, an der Gültigkeit der Idee.

Es ist durchaus kein Brennpunkt mehr in den neuen Tragödien, aus welchem die Ausstrahlungen der menschlichen Natur, der innersten Wesenheit des Menschen, der Zeit, der Jahrhunderte, der Geschichte erleuchten, entflammen und entzünden: sie stellen nicht mehr die wichtigsten Aufgaben des Herzens, der Seele, der Menschheit, der Völker und ihr gegenseitiges Verhältniß dar, nein, man löst sich von allen diesen Festlanden los, um wie ein Paradiesvogel mit eingezogenen Füßen in der Luft zu vagabondiren; die Vagantin setzt sich anstatt Adlersschwingen Schmetterlingsdecken an, spielt mit Sonnenstäubchen, badet den schillernden Hals in Flimmer und Schimmer, ergeht sich in Subtilitäten, Contrasten, Antithesen, Liebesstrahlen und sentimentalen Spitzfindigkeiten. Ein Herz anatomisch auf der Folterbank der Eifersucht, ein anderes zappelnd an dem Schwebebalken des Ehrgeizes, eine Nachtigall, die unter einem Erdbeben flötet, eine Turteltaube, die unter dem Gewitter girrt, zwei schnäbelnde Spatzen unter einem

brennenden Dache, eine Abzehrung unter Lerchengesang, ein Wahnsinniger mit Schalmeibegleitung, ein gebrochenes Herz mit lyrischem Rosaband, das sind die Aufgaben der neuern Tragödie.

Menschennatur und Menschengeschick, diese zwei siamesischen Zwillingsseelen des Dramas, haben die neuern Dramatiker zu Schwefelhölzchen ausgezündelt, als Menschencapricen und Menscheneigenheiten mit sentimentalem Krimskram umwickelt, mit Thränen und Sentenzen eingesalzen, und so die Schnörkel des Menschenherzens als sein Fundament behandelt.

Wir werden sogleich sehen, daß das jetzt in Rede stehende Trauerspiel, nein, „dramatisches Gedicht", eben auch an der Verschwimmung aller Tendenzen, an der luxuriösen Ueberfülle des Wortes, des Gedankens und der Reflexion leidet, und dadurch undramatisch, breit, verworren und ermüdend wird.

Seit Müllners fataler Fatum-„Schuld" gab es schwerlich ein Stück, bei dem eine Inhaltsanzeige so schwer, so lastend auf dem Erstatter liegt, als in diesem Stücke. Die Exposition kommt stückweise, in jedem Acte, nach und nach, und Dolores holt noch im fünften Acte einen Theil nach. Don Cäsar Lara hat einmal eine schöne Jüdin, Rebekka, geliebt, und dadurch hat er seinen Bruder Fernando, der ihm von seinem Vater zur Obhut anvertraut war, allein gelassen, und dieser ist von Corsaren geraubt worden, worüber ihm sein Vater fluchte — und starb. Das ist eine Schuld. Dann hat er noch ein Mädchen

geliebt, wir kennen ſie als Dolores und erfahren im fünften Acte, daß ſie die Tochter ſeines Waffenträgers Geronimo iſt. Er verließ ſie; zweite Schuld. Im Kriege gegen die Mauren geräth er an den Vazyr Abdallah von Malaga und entführt ihm ſeine Schweſter Zaida und bringt ſie bei einem caſtiliſchen Juden, Eleazar, unter. Dieſer Jude iſt ein zweiter Nebentreffer im Stücke. Er iſt ein Landesverräther, indem er Caſtilien an Abdallah verräth, und zwar durch ſeinen Sohn Adar. Er iſt auch Arzt, verachtet und geſchimpft, gerade wie Shylok, mit dem er alle Familienähnlichkeit hat. Adar aber, ſo erklärt es ſich endlich, iſt nicht ſein Sohn, ſondern der von den Corſaren geraubte Fernando Lara, den Eleazar von den Corſaren kaufte, um ſich an deſſen Bruder Cäſar zu rächen, denn er iſt Rebekka's Vater, welche ein Opfer von Cäſars Liebe war. Unterdeſſen erfährt der König von Caſtilien die ganze Geſchichte, Cäſar wird beſchuldigt, im Kriege gefehlt, eine Zauberin bei einem Juden untergebracht zu haben und ſie zu lieben. Er wird verbannt, und der Jude hingerichtet, welcher Cäſar entdeckt, daß Adar ſein Bruder iſt. Nun ſtürmt das Volk die Hütte des Juden, Adar und Zaida ſind in derſelben, allein Dolores, der Genius der Liebe, überall ſichtbar, kommt, nöthigt ſie zur Flucht und bleibt, in Zaida's Schleier gehüllt, an ihrer Statt zurück, wird aber ſpäter wieder von Geronimo auch befreit. Nun finden wir Cäſar auf der Flucht, in Verbannung; er findet, wie Beliſar, einen Haufen Räuber, macht ſie zu Soldaten, beſiegt den eben hereinbrechenden Abdallah und wird von ſeinem König

wieder begnadigt. Seine Rache kehrt sich gegen Abdallah, er greift ihn an und wird von ihm erstochen. Dolores kommt dazu, er erkennt seine ehemalige Geliebte, welche Untreue, Kummer und Alles vergaß, um nur ihn glücklich zu sehen, und stirbt lang und reuig. Dolores wird vom Schmerz überwältigt und stirbt auf Cäsar's Leiche. Zaida kommt, versöhnt sich mit ihrem Bruder, nachdem Cäsar sterbend ihm sagte: „Du erhältst sie rein aus meiner Hand zurück", worauf Zaida im Abgehen sagt: „Ich heiße nun Dolores, mein Name ist Schmerz" u. s. w. und der Vorhang fällt.

Der Leser sieht aus diesem Extract, daß der Dichter in dem ersten Organismus des Stückes schon das verfehlte, was freilich die schwerste Kunst ist: die Kunst der Fabelbeschränkung. Der Dichter hat zu viel erfunden, die Dinge stoßen sich aneinander, ohne auseinander zu folgen. Die Handlung ist zerstückt, eine Person handelt neben der andern, und keine einzige durch die andere. Ein Hauptgebrechen ist es, daß keine Charaktere da sind, sondern blos Individualitäten. Bei dem trüben Lichte der Reflexion sehen wir den Mangel aller plastischen Naturwahrheit um desto deutlicher. Wer ist Cäsar? Welche Kraft, welche Größe, welche Natur ist in ihm? In wie ferne nimmt er unser Interesse in Anspruch? Gar nicht. Er leidet nicht, weil er etwas gethan, gehandelt hat; sein Schicksal ist nicht die Frucht seiner Thaten, wie dies die erste Bedingung des höhern Dramas ist, sondern er thut und handelt etwas, weil er leidet, seine

Thaten ſind die Früchte ſeines Schickſals. Er geräth in einen Strudel von Thatſächlichkeiten hinein, die ihn nöthigen, etwas zu thun. Sein Charakter iſt matt, farblos, unmännlich er entführt eine Heidin, bringt ſie bei einem Juden unter, und zum Dank nöthigt er den Bruder des Mädchen zu einem Duelle. Er iſt ein echter Alltagsmenſch und nichts als ein guter Soldat. Er intereſſirt uns gar nicht, und dennoch bedauern wir ihn, daß er für nichts ſtirbt. Was iſt ſeine Schuld, daß er ſterben muß? Daß er ein Mädchen geliebt und verlaſſen? Daß ihm Corſaren den Bruder geraubt? Wo iſt da die tiefe, blutige, nur durch den Tod zu ſühnende ungeheure tragiſche Schuld? Und wo iſt in dieſem Tode die Sühne, die Hellwerdung der Finſterniß, der Eingang aus Kampf und Schmerz zu Sieg und Wonne?

Und nun Dolores? Zaide? „Ein weibliches Herz" iſt der Titel; welche von beiden beſitzt dieſes vermeinte weibliche Herz? Wahrſcheinlich Dolores. Zaide zerfällt in ihrer moraliſchen und äſthetiſchen Nihilation. Wie Corona von Saluzzo aus einer Amazone zur Schäferin verwandelt, den wilden Hornſchnabel der Kriegerin in das Turteltaubengeſchnäbel umwandelnd, entläuft ſie ihrem Bruder, abenteuert mit Cäſar herum und ſagt zuletzt wieder zu dem guten alten Komödienbruder: „Ich gehe wieder mit dir", denn Cäſar iſt todt. Im ganzen Stücke ſehen wir ſie als ein unwirſches, übermüthiges, verzogenes Geſchöpf, welches ſelbſt nicht weiß, was es will, bald eine Gurli, bald eine Johanna iſt, und deſſen „weibliches Herz" keinen

Funken Adel, keinen Funken jener hohen, himmliſchen Weiblichkeit in und an ſich trägt, die auch einem heidniſchen Herzen poetiſch nicht zu entwinden iſt!

Es muß alſo Dolores die Beſitzerin des angegeben „weiblichen Herzens“ ſein, und allerdings beſitzt ſie ein gutes, treues, liebevolles und aufopferndes Herz. Aber was heißt das:

„Ein weibliches Herz“?

Doch nichts Anderes, als: ſo iſt das weibliche Herz, ſo fühlt es, ſo ſchwärmt es, ſo handelt es, ſo ſind ſeine Schläge, ſo pocht es, ſo ſtürmt es, ſo ſchwelgt es und ſo — bricht es. Dieſes weibliche Herz zu erkennen, ſeine Kraft und ſeine Schwächen, ſeine Fehler und ſeine Tugenden, ſeine Schwäche und ſeine Rieſigkeit, ſeine Seligkeit und ſeine Zerriſſenheit, ſeine Unbändigkeit und ſeine Hingebung, ſeine Starrheit und ſeine Zerſchloſſenheit, ſeine Höllen- und Himmelſichtigkeit, ſeine Ueppigkeit und ſeine Oedigkeit, ſeine irdiſche Menſchlichkeit und ſeine überirdiſche Göttlichkeit, dazu müßte uns die ganze Entſtehungsgeſchichte eines liebenden, beglückten und wünſchenden, kämpfenden, unterliegenden, ſich aufrichtenden und endlich im völligen Untergang verklärten weiblichen Herzens gegeben werden, ein Herz, das in allen Phaſen des Glückes und des Elendes, in allen Regungen der Schwäche und der Tugend, in allen Zuckungen der Seligkeit und der Verdammniß, in allen Strahlen der glorreichen Erhebungen und Sühnungen vor

uns da liegt und auseinander geht, und das zwar durch mächtige Geſchicke, durch ungeheure Schmerz- und Wonnegriffe des Schickſals in ihr zart- und reichbeſaitetes Leben. Dieſe Dolores aber iſt nichts, als der Schlußpunkt des weiblichen Lebens, der ſchmale Saum eines weiblichen Herzens, ſie iſt nur der Refrain einer Empfindung, nichts als ein Endreim eines verklungenen Gedichtes, nichts als der Zipfel, der thränennaſſe Zipfel eines Herzens, das wir ſonſt nicht kennen. Das Leben eines weiblichen Herzens gibt uns ein Bild des Herzens, aber nicht ſein Sterben; nicht aus dem Abend wird der Tag erkannt, nicht aus dem letzten Vermächtniß der Charakter des Lebens.

Dolores iſt ein edles Weſen, ein Weſen, wie es wenige gibt, ſie vergibt dem Treuloſen, ſie wacht für ſeine Liebe, ſie opfert ſich für ſeine Geliebte; das iſt Alles recht ſchön, aber es iſt noch nicht das Prototyp des weiblichen Herzens, das iſt noch nicht die Trägerin einer großen Idee, noch nicht die Grundidee einer tragiſchen Welt!

Es iſt in dieſer Dolores recht viel Glaube, Liebe, Hoffnung, Fühlen, Sehnen, Schwärmen, Wogen, Wallen, allein der Gedanke fehlt, der tiefe Schmerz, die hohe Freude, es iſt viel Luft, ſchöne Luft, warme, ſchwüle Luft, Lichtſtreifen in dieſer Luft, aber oben fehlt der Himmel, und unten fehlt die Erde. Das Bild iſt da, aber der Lebensſpiegel nicht, in dem es ſich rückſpiegelt, es iſt ein Meer von Empfindungen, aber die Wellen fehlen, die einzelnen greifbaren Wellen; ſie geht in dieſem

Meere unter, aber wer bezeichnet die Welle, die ihr nothwendig den Tod gab?

Jedoch ich vergesse, daß ich blos ein Urtheil abgeben, und kein Protokoll aufnehmen will. In der Kürze nur noch so viel, daß auch die andern Charaktere zu keiner Bestimmtheit, zu keiner Tüchtigkeit kamen. Adar ist ein guter Knabe, mehr nicht; Don Juan von Castilien ein echter Fürst aus Hamlets „Mäusefalle". Eleazar kann uns nicht interessiren. Die Klagen dieser Nation sind schon zu oft über die Breter gegangen, und am Ende kann ich die offene, wenn auch hündische Grausamkeit eines Shylok mit seinem Nationalhaß zum kleinen Theil natürlich finden und einige Theilnahme für ihn verspüren, aber nie und nimmermehr mich für einen Verräther interessiren, für einen Spionvater, nie für den, der das allerabscheulichste Gewerbe treibt.

Das Resultat des Gesammten geht also dahin: daß das Dramatische an dem „dramatischen Gedicht" gänzlich verfehlt ist, und also keine Wirkung machen konnte. Wenn wir uns hingegen zu dem „Gedicht" in dem „dramatischen Gedichte" wenden, thut es uns wohl, dem bei allen Mängeln dennoch so sichtlich talentvollen Autor auch einige recht herzliche und frische Blumen winden zu können um den leider uns durch Wahrheit und Beruf aufgenöthigten Dornenbüschel des Tadels. Dichterkraft ist so viel in dem Stücke, daß es die Dramakraft überwuchert und erstickt. Reichthum an Bildern, Glanz der Sprache, schöne Phantasie, edle Diction, eine wahrhaft

poetiſche Geſinnung athmet in vielen und vielen Stellen, und oft reißt ein wahrhaft lyriſcher Schwung zur Bewunderung hin. Ganz unbeſchreiblich ſchön iſt die Scene zwiſchen Cäſar und Zaide in Eleazar's Hütte, und ſo mehrere Scenen, die vortrefflich ſind. Leider hat die Fülle von Diction den Autor in ein ſolches Wortknäul hineingeſtrickt, daß er ſich oft verwickelt, auch in ſceniſcher Hinſicht wird oft ein recht geſchickter Tact ſichtbar; ſo iſt der Schluß des vierten Actes vortrefflich, meiſterhaft; allein wir ſind an feiner Bildung ſo reich, wir ſind ſo übergeſittet, daß ein umgefallener Lanzenkopf uns in eine ſo fröhliche Laune bringt, daß wir darüber Ort, Situation, Dichtung und Alles vergeſſen, um uns einem reizenden Gelächter zu überlaſſen! Ein Statiſt, der ſtolpert, iſt unſerem geiſtreichen und aufmerkſamen Sinn genug, um den Eindruck der ſchönſten Scene zu verwiſchen. Ja, wir nehmen an gründlicher Stegreifbeurtheilung ſo zu und werden ſo improviſatoriſch urtheilfeſt, daß eine Couliſſe, die ſchief ſteht, eine Wolke, die in das Zimmer hereinhängt, uns genügt, unſere Aufmerkſamkeit vom Stück auf die große Begebenheit zu lenken, und wir haben ſo in Sitte und Anſtand zugenommen, daß wir ſo überzeugt ſind, eine mißglückte Comparſerie ſei hinreichend, um das Schickſal einer Scene zu entſcheiden, daß wir lachen und unanſtändig poltern, wo weniger Gebildete und Raffinirte ſich höchſtens mit einem — anſtändigen Stillſchweigen begnügten.

Bei dieſer Art und Weiſe, ſein Mißfallen zu erkennen zu geben, bleibt nichts zu bedauern, als der Umſtand, daß unſer Theater-Benehmen immer rüder und frivoler wird, und daß ein erſter Verſuch, der, wenn auch mangelhaft, doch von überwiegendem Talente zeugt, mit einer Liebloſigkeit behandelt wird, die den mit Recht verſtimmten Autor von jedem fernern Verſuch, der gewiß beſſer würde, abhält.

Leichtſinn und ſeine Folgen.

Schauſpiel in fünf Aufzügen. Aus dem Franzöſiſchen des Alexander Dumas.

Scribe iſt der Großmarſchall des franzöſiſchen Luſtſpiels, Hugo der Groß-Septembriſeur der dramatiſchen Tragödie, Dumas der Siegelbewahrer des Dramas vom Boulevard.

Sein Weg von „Tour de Nesle“ über „Angelo“ u. ſ. w. bis zu dieſer „Mademoiſelle de Belle-Isle“ iſt mit theatraliſchen Siegen und Porte St. Martin-Lorbeern überſäet. Aber er hat vielleicht von ſeinem „Caligula“ gelernt, allen ſittlichen und moraliſchen Principien mit einem Effectmeſſer alle Köpfe auf einmal abzuhauen, und zu dem Tempel Plutu's und Pluto's durch die pontiniſchen Sümpfe der Demoraliſation und Sittenverderbniß zu gehen.

Alexander Dumas iſt geiſtreich, aber herzarm, äſthetiſch corrupt, aber dramatiſch genial, ſeine Stücke ſind leer von aller und jeder Sittlichkeit, aber ſie ſind voll von ſchlagenden Effecten und hinreißenden Situationen.

Die Franzoſen haben alle Empfindungen, alle Tugenden, alle Moralgrößen nivellirt; ſie ſind von der Lauheit für die Tugend zur Kälte, von der Kälte zur Erſtarrung

übergegangen; ſie haben mit der Senſe der ſcharfen Vernunft, geſchliffen am Steine des Egoismus, aus dem Herzen weggemäht die Roſe mit der Neſſel, die Aehre mit dem Dünkel, die Sonnenblume mit der Diſtel, die wahre Empfindung mit der Affectation, den Glauben mit dem Unglauben, die Tugend mit der Heuchelei, die Liebe mit der Begierde, die Moralität mit der Prüderie. Sie haben nichts mehr, was ſie geſund macht, entweder Ueberreiz oder Erſchlaffung, Stupor oder Paroxysmus, Lähmung oder epileptiſche Zuckung.

Unter der zerlegenden und zerſetzenden Beobachtung und Unterſuchung des Egoismus, unter der tödtenden Manie, alle politiſche, moraliſche und ſentimentale Weſenheit in ihre Urbeſtandtheile und Endtheile aufzulöſen, alle Conglomerate des Herzens und des Geiſtes in ihre letzten Grundlagen zu zerlegen, und unter dem vernichtenden Grundſatz, daß nichts im Leben, nichts von allen Pflichten und Rechten in der Ewigkeit und Nothwendigkeit des Daſeins begründet iſt, mußten natürlich viele Ideen und Begriffe, die das Heiligſte im Leben ausmachen, als: Glaube, Liebe, Ehe, Geſetz, Sittlichkeit u. ſ. w. aufgefaſert und locker gezupft werden. Darum ſehen wir in Frankreich das Contagium aus dem Leben in das Drama übergetragen, und von da wieder zurück ins Leben eingreifen.

Im franzöſiſchen Drama ſchreiten wir nach und nach vom Unäſthetiſchen zum Widernatürlichen, vom Unmoraliſchen zum Sittlich-Verwerflichen, vom Verwerflichen zum Verdammlichen, vom Verdammlichen zum Häßlichen, vom

Häßlichen zum Schändlichen! Im franzöſiſchen Drama ſchreiten wir vom Spieltiſch zum Selbſtmord, vom Selbſtmord zur Morgue, von der Morgue in die Folterkammer! Im franzöſiſchen Drama zündet man eine Kirche an, um ein Ei mit Effect daran zu braten; man deſtituirt eine Gottheit, um an ihrem Platz eine Hohnparodie vorzunehmen; man begeht einen Mord, um einen wirkſamen Ausruf dabei anzubringen, und man beißt aller Scham den Kopf ab, um dabei eine erſchütternde Grimaſſe ſchneiden zu können. Die Franzoſen ſehen das an, ſie drängen ſich dazu, ſie hören Gebet und Blasphemie, Sentenz und Läſterung nur aus dem Urtheilspunkt an: wie wird es geſagt? Iſt es geiſtreich, pikant, erſchütternd, ergreifend, ſo iſt das, wie es gedacht und geſchehen iſt, Nebenſache.

Der Franzoſe ſtatuirt blos aus gewiſſen Culturprincipien verſchiedene Satzungen der Liebe, der Ehe, der Religion, der Politik, der Moral, des ſocialen Lebens, der Kaufmannswelt, der literariſchen Kreiſe u. ſ. w., aber ſie dünken ihm alle blos nothwendige Polizei- und Vorſichts-Maßregeln, aber von ihrer Harmonie im Weſen der Geſammtheit, von ihrem ewigen Zuſammenhange mit der Wahrheit und dem Götterſinn, von ihrer geheiligten Combination unter ſich zum unſterblichen Ganzen will er keine Idee haben, und daher ſieht er der Proſtitution aller dieſer einzelnen Rechts- und Tugendbegriffe auf der Bühne mit eben der Gleichgültigkeit zu, mit welcher er die »Perruques« und »Mayeux,« das »ancien regime« und die Friſeur »à la maréchal!« parodirt, perſifflirt und auf die Bühne gebracht ſieht.

Anders aber gestaltet sich Gottlob die Sache bei uns Deutschen, oder doch wenigstens bei einem großen Theile von uns!

Wir hassen nun einmal jede Nudität, sowohl die physische, als die geistige und moralische. So wie ein Schweigen über dem germanischen Urwald liegt, so liegt über dem Gemüth des Deutschen ein Schweigen über gewisse Gegenstände des Lebens und über gewisse Tiefen in seinem Herzen, ein Schweigen, welches er nicht gerne durch raisonnirendes Grübeln und heraushetzendes Ansprechen unterbrechen läßt.

Es ist von anerkannter und ausgesprochener Wahrheit, daß dem deutschen Volke nichts so im Grunde seiner Wesenheit zuwider ist, als jede Enthüllung des weiblichen Wesens, des Wesens der Liebe und der Ehe, und des Wesens seiner sittlichen Keuschheit überhaupt. Diese Züchtigkeit des deutschen Charakters, die sich fast zu pedantisch von dem Verhüllten auf das Verhüllende und von der Idee auf das Symbol erstreckt, sollten unsere dramatischen Dichter — von den Novellisten will ich hier gar nicht reden, obwohl auch sie reif sind — ehren, und nicht es mit den fescenniſchen Tönen und Liedern aus der laxen Cultur-Totalität Frankreichs unterbrechen.

Unsere dramatische Muse — wenn man sie so nennen kann — läuft das ganze Jahr alle Tage auf den Pariser Wochenmarkt, um die deutsche Küche zu bestellen. Die Franzosen sind keine Narren. Sie haben aus der deutschen Literatur Philosophie, Idealität, Tiefe und Erhabenheit

geholt. Wir holen zum Austauſch frivole Vaudevilles, ſteinzermalmende Tragödien und laxe, inhaltloſe, unſittliche Dramen!

Wir wollen einen Augenblick bei der Mamſell von Belle-Isle verweilen.

Zergliedern wir dieſes Schauſpiel, ſo finden wir außer einigen einzelnen Scenen, die blos theatraliſch, aber nicht einmal dramatiſch ſind, gar nichts, was uns für die Frivolität des Stückes entſchädigen könnte, wenn wir auch zugeben wollten, was wir aber nicht können, daß irgend eine Vortrefflichkeit der Ausführung auch nur im mindeſten die Wahl des Stoffes entſchuldigen kann.

Wir haben die Anekdote, die dieſem Drama zu Grunde liegt, ſowohl die Wette, als das Würfelduell, in irgend einer der chroniques scandaleuses von Frankreich geleſen, können aber nicht mehr ſagen, ob in den vielen Memoiren von alten Cotillons, ob in den Scharteken des Oeil de Boeuf, oder ſonſt in den voluminöſen Unſterblichkeitsbehältern franzöſiſcher Sittenloſigkeit. Ein Mann wettet mir nichts dir nichts, ohne alle Motivirung und bei den Haaren herbeigezogen, daß er von jedem weiblichen fremden Weſen, Frau oder Mädchen, binnen vierundzwanzig Stunden ein Rendezvous bekommt. Der Herzog glaubt das Rendezvous erhalten zu haben, wirft einen Zettel aus ihrem Fenſter, um dem Bräutigam des Mädchens zu beweiſen, daß er ſpät Abends in ihrem Zimmer iſt.

Die Marquiſe von St. Prie, die frühere Geliebte des Herzogs, weiß ſich ſelbſt an die Stelle des Mädchens

(Mademoiſelle Belle-Isle) zu bringen, empfängt den Herzog, und er iſt und bleibt in dem Wahn, er habe ein Rendezvous mit der Belle-Isle gehabt. Abgeſehen von der fingerdicken Unwahrſcheinlichkeit einer ſolchen Täuſchung, liegt in dem Betragen der Marquiſe, wenn wir alle Ruchloſigkeit der ganzen Entrepriſe überſehen wollen, etwas Widerliches, welches die innerſte Seele empört. Der Herzog ſelbſt, ein Roué, wie ſelbſt ſein entadeltes Zeitalter keinen geſehen hat, iſt wohl liſtig genug, um zu ahnen, daß die Marquiſe das Rendezvous-Billet ſchrieb, iſt aber nachher ſo einfältig und ſo arglos, daß er bei allem Befremdlichen und bei allen Schwüren Belle-Isle's nicht auf den ſo ganz nahe liegenden Gedanken kommt, die von ihm gekränkte, verlaſſene und intriguante Marquiſe könnte ihm einen Poſſen geſpielt haben. Nach dem zweiten Acte beginnt die Sache langweilig zu werden. Die hereingewürfelte alte Würfelduellgeſchichte bringt nur eine matte, momentane Aufregung in die ſchleppende Handlung, und endlich kommt ein wahrer Komödien-Coup, ein deus ex machina, eine plötzliche Miniſterverhaftung, der den Knoten ſtramm zerhaut und die Sache hübſch ausgleicht, nicht als ob es ſich um das Lebensglück des d'Aubigny, oder um die Exiſtenz von mehreren Menſchen gehandelt hätte, ſondern als ob eine Salon-Tracaſſerie, oder eine Schmoll- und Maulſcene gut zu machen geweſen wäre.

Das Stück iſt gut gemacht in ſeinen Einzelnheiten, aber es ſteht durchaus nicht gegliedert da, es iſt keine Seele des Ganzen, es ſchlottert aneinander, und nur der

fünfte Act ist ergreifend, erschütternd, durch die Scene zwischen Belle-Isle und d'Aubigny, und im Ganzen sind wohl hie und da Funken von Geist und Spuren eines großen glänzenden Talentes.

Das Ding erschüttert, ja! Es spannt unser Interesse, ja! Wir folgen mit offenem Munde und aufgerissenem Auge, ja! Wir halten den Athem an und werden überrascht, durchzuckt, ja!

Aber wie? wodurch? Es ist nicht Alles eins, ob man von einer schönen Empfindung erschüttert wird, oder von einer Pulver-Explosion! Es ist nicht gleich, wie man erhoben wird, ob von einer großen Idee, oder von einem Galgen! Es ist nicht dasselbe Resultat, wie man uns Thränen entlockt, ob durch eine rührende Rede, oder durch fünfundzwanzig Stockprügel! Es ist nicht gleich, wie wir gespannt werden, ob durch die Regung des Herzens, oder durch die Dehnleiter!

In diesem Stücke ist keine Handlung, denn es geschieht blos Alles; es ist eine Geschichte, die sich Kaffeeschwestern, und nur die ältesten, ganz sachte und leise in die Ohren zischeln. Von Charakter ist keine Spur da; der Herzog, dieser Frauen-Nimrod, dieser Unwiderstehliche, dem kein Herz zu fest und keine Tugend zu unzugänglich sein soll, durch welche Gaben hat ihn der Verfasser ausgestattet, um diesen Zauber zu rechtfertigen?! Weder Geist noch Liebenswürdigkeit, weder Adel der Gesinnung, wenn auch nur erheuchelt, noch des Witzes und der Rede Zauber; nichts ist an ihm, als ein reichgesticktes Kleid, und der

offene, unverhohlen zur Schau getragene Unglaube an Unſchuld und Tugend und Frauenehre! Iſt das ein Charakter? Und die Marquiſe von St. Prie? Eine herzloſe Kokette, die ſogar alles weiblichen Stolzes bar iſt, jenes Stolzes, der ſelbſt in dem verworfenſten Weibe wohnen muß, wenn ſie nicht äſthetiſch ekelhaft ſein ſoll. Sie gebraucht eine Intrigue, um ſich die größte Erniedrigung ſelbſt zuzufügen, ihr ganzes Selbſt der eigenen Verachtung preiszugeben, und zu welchem Zwecke? Das iſt nicht bekannt! Was wäre denn nun daraus erfolgt, wenn die Sachen eine andere Wendung genommen hätten? Wie wäre der Herzog beſtraft? Und Demoiſelle Belle-Isle? Iſt ſie ein Charakter? Nein! Sie iſt ein ganz gewöhnliches Mädchen, ein tugendhaftes zwar, aber ein paſſives, an ihrer Tugend iſt nichts Dramatiſches, ſie leidet, weint, weint und leidet, und heirathet endlich! Und d'Aubigny? Iſt das ein Charakter? Nun ja, er iſt nicht charakterlos, aber mehr auch nicht um ein Haar. Ein Bräutigam, der wähnt, daß Jemand von ſeiner Braut ein Rendezvous erhalten und ſie verläßt, iſt eine Alltagserſcheinung, der ſich deshalb mit ſeinem vermeinten Nebenbuhler ſchlägt oder ſchlagen will, iſt eben ſo Rococo. Die Würfelgeſchichte ſcheint charakteriſtiſch zu ſein, iſt aber ein bloßer Theater-Coup, denn der Begriff von wahrer Ehre verträgt ſich mit dieſem Streich nicht, die Ehre iſt kein Goldſtück, das man auf Würfel ſetzt, und ein point d'honneur iſt kein point, das mit einem Paſch abgemacht wird.

Und das will man uns als „Leichtſinn“ verkaufen? Leichtſinn, wenn der Glaube an weibliche Tugend, dieſer Grundpfeiler aller ſocialen Seligkeit, in völlige Negation geſtellt wird? Leichtſinn, wenn mit Frauentugend, mit Brautglück, mit den heiligſten Gefühlen des Daſeins ein frevelhaftes, entwürdigendes Spiel getrieben wird? Leichtſinn, wenn der Herzog den Ruf und die Tugend eines Mädchens um fünfhundert Ducaten verwettet? Leichtſinn, wenn ein Weib die edelſte Empfindung: die Liebe einer Tochter zu ihrem Vater, zu ihrem Frevel mißbraucht und dann noch ausruft: „Es iſt doch ſchön, eine edle That zu begehen!?“ Wahrlich, wenn das Alles „Leichtſinn“ iſt, ſo hat die Entartung der Natur nichts in ihrem Reich, was dagegen mit dem Ausdruck: Laſter belegt werden kann! Und wo ſind die abſchreckenden „Folgen“ dieſes „Leichtſinns“? Es geht ja Alles ſo, wie man ein Haar aus der Milch zieht, Alles ſo gut und ſelig am Ende, daß der Herr Herzog die Erfahrung mitnehmen kann, ſolche Streiche gleicht das Schickſal gutmüthig und ohne alle böſen Folgen aus!

Im Dialog iſt weder Schönheit des Ausdrucks, noch Fülle des Gedankens, keine einzige Rede, in welcher irgend einer Empfindung oder einer Erhebung, oder auch nur einer Erheiterung das Wort geredet würde.

So viel zu Alexander Dumas als deutſcher Kritiker zum franzöſiſchen Dramenfabrikanten.

Die Bearbeitung für die hieſige Bühne iſt geſchickt, zeigt von einer bühnenkundigen Hand und läßt ſehen, daß

auch die Abänderungen mit tiefer Einsicht und mit glücklichem Erfolge geschehen sind. Das Stück erfreute sich am Ende langen und lauten Beifalls.

Gespielt wurde vortrefflich. Wir nennen zuerst Demoiselle Peche, welche herrlich deutsch spielte, und Demoiselle Müller, welche herrlich französisch spielte.

Man erlaube uns bei dieser Gelegenheit eine Bemerkung zu machen, die vielleicht nicht ganz ohne Grund ist. Unsere deutschen Schauspieler spielen ganz anders in einem deutschen Stücke und ganz anders in einem französischen Stücke.

Im deutschen Stücke hat der Darsteller blos seine Individualität zu verleugnen, die Darstellerin hat blos zu sehen, daß sie eine Gräfin, eine Baronin, eine Herzogin darstelle. Im französischen Stück muß die darstellende Person sich zweimal verleugnen, erstens ihre Individualität, zweitens ihre Nationalität, sie muß nicht nur einen Grafen oder eine Gräfin, sondern sogar einen französischen Grafen und eine französische Gräfin vorstellen u. s. w.

Wenn nun unser Darsteller einen deutschen Mitmenschen darstellen soll, so reflectirt er über ihn, abstrahirt und addirt von seinem Mitmenschen nach Belieben, und gibt seinem Charakter am Ende eine Art von allgemeiner Geltung, hilft sich in besonderen Verlegenheiten mit dem Gefühl der Gleichheit, mit welcher die ihm von Geburt aus verknüpften Naturen neben an stehen, und

bringt, ſelbſt wenn im Galopp hineingeſpielt wird, eine Figur zuſammen, die in Ton, Gang- und Haltweiſe ſo ziemlich dem beabſichtigten Originale gleich ſieht oder ähnelt.

Anders aber wird es, wenn die deutſchen Darſteller franzöſiſche Perſönlichkeiten präſentiren ſollen. Da fängt bei den meiſten die Mockturtle-Suppe an! Es gilt nicht nur, einen andern Charakter, ſondern einen andern Typus, ein anderes Naturell anzunehmen! Da haben die Männer beſſer Spiel. Wir kennen ſie in Deutſchland zum Theil perſönlich, die ſaubern Helden des franzöſiſchen Dramas! Sie ſind ſeit 1793 bis 1840 genug zu uns gekommen und haben genug unter uns ſich ſelbſt geſpielt. Da konnten unſere Schauſpieler ſtudiren, Modelle abreißen und die franzöſiſche Schauſpielkunſt lernen, nämlich die Kunſt, mit ein Bischen naiver oder draſtiſcher Perſönlichkeit all die Anforderungen des Publikums in Parterre, Stalles und Logen zu bezahlen. Aber unſere Schauſpielerinnen, wo lernen ſie all die frivolen Griſettes, all die blaſirten Salondamen und all das radſchlagende Manege der kauſend bonnes enfants und enfants perdues zu erfaſſen, zu ergründen und darzuſtellen? Wie ſie es auch anſtellen, es bleibt immer ein fremder Accent in der Darſtellung. Der Schwerpunkt, den der franzöſiſche Darſteller franzöſiſcher Charaktere in ſich ſelbſt findet, iſt nicht da, und wo dieſer fehlt, überſtürzt ſich die Darſtellung entweder in's Geſpreizte, oder in's

Excentrische! Was dort Beweglichkeit ist, wird hier ein Herumwerfen, was dort Entwickelung ist, wird hier eine in Ecken und Winkel geworfene Unnatur, und was dort Effect, Schlaglicht ist, wird hier Grimasse, Uebertreibung, Lamentoso, Doloroso, Jammerschrei.

Ein mildes Urtheil.

Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Von Friedrich Halm.

Blut! Blut! Das iſt die Loſung des Trauerſpieles. Blut iſt Leben, Blut iſt der Menſch, und Blut iſt das eigentliche Trauerſpiel! Es gibt Menſchen, die kein Blut ſehen können, die ſind zum Soldaten und zum Trauerſpieldichter verdorben. Allein, iſt alles Blut tragiſch? Und iſt wirklich Blut, und Blut allein das unerläßliche Lebenselixir der Tragödie, oder iſt es nicht ein eben ſolches albernes, ſchändliches Vorurtheil, als das, daß die Juden zum Oſterfeſt Chriſtenblut brauchen?

Wir müſſen alſo in der Tragödie vorzüglich und hauptſächlich darauf ſehen, daß kein Blut vergebens vergoſſen werde; die weiſe Kritik ſagt, wie die weiſe Portia im „Kaufmann von Venedig" zu dem tragiſchen Shylok: „Da ſchneide dein Pfund Fleiſch aus, aber vergieße keinen Tropfen Blut, der dir nicht verſchrieben iſt."

Wir verlangen von allem Dramatiſchen — ob Drama oder Trauerſpiel, Alles eins — daß ein erhabener, ein erſchütternder Gedanke mit durchgreifender Nothwendigkeit als allgemeines Geſetz über die ganze Entwicklung, über den Ausgang, — ob auf dem naſſen Blutweg oder nicht, Alles eins — und über die Sühnung ſich ausdehne.

Die einzige große Aufgabe der Tragödie iſt es, die Menſchennatur, welche im Fieber- oder Leidenſchaftwahn ſich ſelbſt mit Untergang und Vernichtung bedroht, mit und in ſich ſelbſt auszugleichen, zu verſöhnen, und zwar nicht auf eine Weiſe, die vom Menſchen ſelbſt oder gar vom Autor oder Zufall abhängt, ſondern aus einem andern, höhern Grunde, aus dem Grunde der ewigen Gerechtigkeit nämlich, vor welcher alle ſub- und objectiven Intereſſen und Tendenzen zerſtieben und ganz aufgehen.

Fehlt dieſer höhere Grund, fehlt, ich möchte ſagen, die Religion, der höchſte Glaube, das Erkennen und Heraufführen des reinſten Lichtes über dieſe Erden- und Leidenſchaftsfinſterniſſe, ſo kann die Tragödie alle Mittel aufbieten, ſie kann alles das, was die Menſchennatur und das Leben glaubt, hofft, wünſcht, liebt, haßt, anbetet, verabſcheut, zu Kämpfern und Vermittlern, zu Siegern und zu Beſiegten hinab- oder heraufbeſchwören, ſie wird immer nur eine Kriſis hervorbringen, aber in dieſer Kriſis wird das Leben mit dem Tode ringen, untergehen, das Leben wird enden, die Leidenſchaft verſtummen, das Blut ausrinnen und erſtarren, die Tragödie wird zu Ende, aber das erwünſchte tragiſche Ziel wird doch nicht erreicht ſein! Der Stoff haucht ſeine Seele in dem Arme der Tragik aus, aber an dem Sterbebette deſſelben ſteht neben dem Todesengel kein Lichtengel, und es thut ſich blos die Erde zu einer Grablegung, und nicht der Himmel zu einer Himmelfahrt auf, wie es doch das Ende der Tragödie haben will.

Sehen wir, ob das vorliegende Trauerſpiel den vorangeſchickten Betrachtungen entſpricht.

Editha wird von ihrem Gemahl Godwin, Than auf Wedmor, bei einem Rendezvous, nächtlich im Garten, mit Grafen Elmar überraſcht. Er läßt den Verräther entfliehen, ſagt: „Milde ſoll mein Urtheil ſein“ und bringt Editha, welche verſichert, „unverletzt ſei ihre Ehre“, zu ihrem Vater Osbert zurück, indem er ſagt: „Der Gedanke iſt ſo viel wie die That!“ Elmar, Neffe des Königs und heimlicher Rebell gegen denſelben, hat, ohne Wiſſen Godwin's, früher einen Verräther des Königs heimlich mit Hilfe Editha's in Godwin's Schloß verſteckt. Der König hält Godwin, den er ohnehin haßt, für ſchuldig, und will ihn verurtheilen. Und nun beginnen die Qual- und Marterproceſſe Editha's.

In tiefer Reue über ihre Schuld, von ihm verſtoßen, begibt ſie ſich zum König, um ihren Mann zu retten, und ſich als die Schuldige anzugeben. König Edmund iſt ein wilder, unwirſcher Mann, der eigentlich nicht weiß, was er will; ſie ſoll „ihre Schuld tragen“ und will, „Godwin ſoll ſie zurücknehmen“. Er traut Godwin durchaus nicht, er traut auch Elmar nicht, allein er thut gar nichts, um die Gefahr von ſich abzuwenden, obſchon er gewarnt iſt. Editha, welche ſieht, daß der König Argwohn gegen Elmar hat, ſchreibt dieſem, er ſoll entfliehen, aber dadurch wird Elmar zum Verrath angeſpornt, und Godwin, da er Editha nicht zurücknehmen will, wird vom König nach Wedmor verbannt und geächtet. Editha hat alſo wieder Alles verſchlimmert,

ſtatt gutgemacht. Nun iſt ſie bei ihrem Vater, und Godwin auf Wedmor. Elmar iſt offener Rebell, ſengt und brennt, überfällt auch Osbert's Schloß und findet Editha. Sie fürchtet, er ziehe gegen Wedmor und wolle Godwin ermorden. Dieſes abzuwenden, fügt ſie ſich anſcheinlich in Elmar's Wünſche, ihn zu lieben und ſein zu werden, verſpricht, ihn durch einen nur ihr bekannten unterirdiſchen Gang ins Schloß Wedmor zu führen, und ihm dasſelbe ſo in die Hände zu ſpielen. Dies geſchieht. Im Schloſſe Wedmor angekommen, verlöſcht ſie die Lampe, ſperrt Elmar ein, eilt hinaus, ſchlägt Lärm. Die Truppen oder die Beſatzung Wedmor's — es iſt nicht recht klar, woher die Hilfe kommt — werden von ihr gegen den einbrechenden Feind geführt, und ſo wird Wedmor gerettet. Indeſſen iſt Godwin ins Zimmer gedrungen, wo Elmar eingeſperrt iſt, ſieht den heimlichen Gang offen, zweifelt keine Minute, daß Editha auch dieſen Verrath beging, und, nachdem er Elmar im Kampfe erſtochen, ſpricht er einen gräßlichen Fluch aus! Allein, da kommt die Beſatzung, es wird klar, daß Editha die Retterin war; ſie iſt im Gefecht verwundet worden. wird hereingebracht, Godwin ruft aus: „Sei wieder mein Weib!“ allein ſie ſtirbt in den Armen Godwin's und ihres Vaters.

Das Erſte, was ſich uns zur kritiſchen Reflexion aufdrängt, iſt: welche Grundidee hat der Verfaſſer in dieſer Tragödie verherrlichen wollen? dann: wie iſt ſie ins dramatiſche Leben gebracht worden? und dann: wie iſt ſie und ihre Verherrlichung manifeſtirt worden; wie iſt durch

tragiſche Vernichtung und Sühnung die Harmonie in der zerriſſenen Menſchennatur wieder hergeſtellt worden?

Unbedingt ſcheint es uns blos, der Dichter wollte darthun, daß, wie ſchon Schiller ſagt: „das der Fluch der böſen That iſt, daß ſie fortzeugend immer Böſes muß gebären!“ Wenigſtens ſagt Osbert ſeiner Tochter dieſelben Worte in einem vierzeiligen Vers, den wir wörtlich nicht behalten haben. Allein unſer Dichter iſt weiter gegangen, er ſagt: „das iſt der Fluch des böſen Gedankens, daß er fortzeugend immer Böſes muß gebären!“ und das iſt ein gräßlicher Ausſpruch, ein Ausſpruch, der ein Recht gäbe, mit der ewigen Vorſehung zu hadern! Zwiſchen der „Schuld“ und der „That“ hat der Autor ein Drittes gebracht und ein Viertes: „die Schuld des Gedankens“ und „den Gedanken der That“. Editha iſt, ſo ſagt ſie, ſo ſagt Godwin, nur eine Gedankenſchuldige, denn wie viel vom Gedanken That geworden iſt, oder wie viel davon That geworden wäre, wenn Godwin nicht dazwiſchen trat, das wiſſen wir nicht, und darin liegt eben der fatale Umſtand, daß wir nicht klar wiſſen, ob Editha ſchuldig iſt oder nicht.

Nun fragen wir aber, wenn eine Gedankenſchuldige ſo gequält, ſo gefoltert, ſo vom Vater verſtoßen und verflucht, ſo vom Manne verſtoßen und verflucht, ſo langſam gemartert wird, und am Ende, ohne höhere Juſtiz, gemordet wird, welche Strafe, welche Buße, welches Ende iſt der vollendeten Verbrecherin, der Thatſchuldigen, aufbewahrt? Und wenn ſolche Leiden, ein ſolches fortlaufendes

Gewebe von Martern, welche Editha fünf lange Acte hindurch erduldet, ein „mildes Urtheil“ iſt, wie hätte ein „hartes Urtheil“ beſchaffen ſein müſſen? Welch ein Urtheil kann ein Mann über die Schuld des Gedankens ſeiner Frau fällen, welches härter, grauſamer und unmenſchlicher wäre, als dieſes?! Oder, ich will alle Fälle erſchöpfen, bezieht ſich das „milde Urtheil“ nicht auf Editha, ſondern auf Elmar, ſo drängt ſich uns eine andere Frage auf: inwiefern findet dieſes „milde Urtheil“, nämlich: den Mann, den ich bei meiner Frau nächtlich im Garten bei einem Rendezvous ertappe, ungeſtraft entkommen zu laſſen, die äſthetiſche und dramatiſche Sympathie? Ein ſolches, vielleicht durch das Alter Godwin's allein zu erklärende, phlegmatiſche Urtheil verdient alles Lob im bürgerlichen Geſetzwege, aber es iſt durchaus auf dem Theater, im Gefühlsleben, im Wege des Herzens und der Empfindungen nicht halt- und nicht brauchbar.

Wir wollen aber noch weiter gehen und auch da noch nachſehen, wir wollen aus der höhern Sphäre kritiſcher Anforderung herunterſteigen und uns ſo verſtändlich machen, daß uns die Kinder begreifen können. Geſetzt alſo, das wäre wirklich ein „mildes Urtheil“, was ſollen wir alſo daraus lernen: ſoll man milde urtheilen oder nicht? Denn aus dieſem milden Urtheil ſind lauter unheilvolle Thaten entſprungen. Hätte Godwin den Elmar niedergeſtochen, ſo wäre keine Revolution, keine Verheerung geweſen, und Editha lebte noch; oder wäre Godwin ſtrenger mit Editha geweſen, hätte er ſie in flagranti erſtochen, oder in

das tiefſte Burgverließ Wedmors gebracht, es wäre ihr und Allen ebenfalls beſſer geweſen! Es iſt alſo nicht klar, warum dieſes ein mildes Urtheil iſt, und noch weniger, ob man daraus mild oder ſtreng zu urtheilen lernen ſoll.

Wenn wir uns zu Godwin wenden, ſo fragen wir: wie unterſcheidet ſich Godwin von Meinau in „Menſchenhaß und Reue", vom „Arzt ſeiner Ehre" und vom Manne in „Geheime Rache für geheimen Schimpf" (Segreta venganza y segreto aggravio)? Obſchon in Veranlaſſung und That und Schuld verſchieden, iſt doch das Grundprincip dasſelbe, und wenn wir die ſpaniſche Subtilität im Punkte der Ehre mit der zu jener Zeit in England herrſchenden Sitte vergleichen und in Abſchlag bringen, ſo iſt es doch immer das Element „verletzter Ehre durch Treuloſigkeit ſeiner Frau". Wir begreifen nicht, wie Kotzebue hat ſeine Eulalia leben laſſen können, und nicht, wie der Autor dieſes Stückes — Editha hat ſterben laſſen können. Freilich ſpricht für Kotzebue, daß Eulalia Kinder hat, denen man die Mutter nicht rauben kann. Ueberhaupt iſt die „Reue" eben ſo wenig eine dramatiſche Tugend, als der „Menſchenhaß". Die Reue iſt die Reconvalescenz der Tugend, dramatiſch aber ſind nur Laſter oder Tugend da, wo ſie wirkend, handelnd, erhaben oder abſcheulich auftreten.

Spüren wir unſerm vorangeſchickten Augenmerk weiter nach, ſo zerfällt hier auch die Idee: „das Böſe muß Böſes gebären" in ſich. Denn beide ſchlimme Folgen,

erſtens: daß der König Godwin verbannt, weil er Editha nicht zurücknehmen will, und zweitens: daß Elmar gerade durch Editha's Ermahnung zur Flucht erſt recht zum Aufruhr gereizt wird, alles beides ſind Folgen der Unſinnigkeit, der unbegreiflichen Wildheit und Rohheit des Königs und Elmar's, ſie entſpringen aber nicht nothwendig aus Editha's Benehmen, noch weniger aus ihrer Unſchuld, wenn auch eine ſolche angenommen werden könnte. Ueberhaupt iſt der König blos da, um noch als ein Folterwerkzeug Editha's da zu ſein, denn er greift weder unmittelbar noch mittelbar mit in den Organismus des Ganzen ein, es geſchieht weder etwas durch ihn, noch mit ihm.

Wenn wir die Editha näher betrachten, ſo hat ſie etwas von der Griſeldis an ſich; ſie leidet durch eine fixe Idee des Mannes; ſie wird gequält, der Dichter häuft alle Erfindungen der Situation, ja alle Launen des Zufalls zuſammen, um ſie recht zu peinigen. Wie Griſeldis, darf auch ſie nicht in die Arme des Gemahls zurückkehren; nur mag es bei Griſeldis weniger weh thun, weil wir ſo zu ſagen vom Anfang an mit dem Dichter einverſtanden ſind und glauben, daß es gut endet. Hier aber werden wir mit ihr gequält. Wir können den ſo talentvollen und reichbegabten Dichter nicht genug darauf aufmerkſam machen, daß dieſes tragiſche Quälen eines weiblichen Gemüths, blos um eine kliniſche Praktik zu erproben oder zu bekunden, ein großer Irrſchritt iſt. Die Tragödie verhängt Leiden, Schmerzen, Duldung, Untergang, aber nicht Quälerei, Peinigung, Stachelei und Tödtung!

Ich berufe mich auf die Natur des Menſchen, dem ſittlichen, dem äſthetiſchen, dem empfindſamen Leben gegenüber, und dann erſt auf die Berechtigung der dramatiſchen Kunſt, ob es dramatiſch erlaubt iſt, in entſetzlicher Stufenfolge ein weibliches Herz mit dem Gräßlichſten zu belaſten, blos um zu ſehen, wie es ſich dabei benimmt!! Mancher könnte vielleicht noch weiter gehen und ſagen: Editha's Tod ſei kein dramatiſcher, er ſei zufällig, indem ſie im Gefecht geblieben ſei, allein dieſer Vorwurf wäre nicht haltbar. In der Welt der Tragödie, in der Region des höheren Weltgerichts gibt es keinen Zufall, der Zufall iſt eben nur die Form, in welche ſich das innerlich Nothwendige hüllt. So iſt auch Edmund's Tod im „Lear", obſchon er blos im Zweikampf fällt, nicht zufällig, ſondern nothwendig, und hier tritt der Zweikampf als Gottesurtheil auf. So iſt auch der Tod Johanna's in der „Jungfrau von Orleans", obwohl durch die Schlacht, doch nothwendige Strafe ihres momentanen Abfalles vom Himmliſchen. In dem großen Geſchicke der tragiſchen Weltordnung tritt faſt jede einzelne That im Gewande des Zufalles an die äußere Erſcheinung.

Von Elmar nur ſo viel, daß er durchaus kein Intereſſe erregt, indem es ein ganz alltäglicher, wahrer Ritterkomödien-Böſewicht iſt, der am Ende zum Jubel der Maſſen niedergedolcht wird.

Wenn wir nun das Ganze überſchauen, ſo fehlt uns bei dieſen Bemerkungen über die Grundidee, und vielleicht eben deshalb auch noch der durchgehende Nerv des

Organismus, kurz jene hochwallende, entzündende, energiſch waltende Anerkennung der göttlichen Energie, welche die Unſchuld zum beginnenden Kampfe, vom Kampfe zur völligen Sicherheit des Ausganges, und von der völligen und nothwendigen Sicherheit des Ausganges zur poetiſchen und göttlichen Gerechtigkeit, Beruhigung und in ihren Schauern ſo ſüße als wehmüthige Sühnung führt.

Wenn wir unſere Meinung ſo unumwunden ausgeſprochen haben, ſo durften wir es mit deſto größerer Unbefangenheit, als die geehrten Leſer ſich zu erinnern wiſſen, welche volle Anerkennung wir dem reichen und blühenden Talente dieſes verdienten vaterländiſchen Dichters haben angedeihen laſſen, mit welcher Fülle von Freudigkeit wir anderſeitige Producte deſſelben empfingen, empfanden und beurtheilten, und eben dieſe Achtung vor einem ſolchen eminenten Talente legt uns Wahrheit als doppelte Pflicht auf. Auch in dieſem Stücke iſt ein hervorragendes Talent unverkennbar. Die erſten drei Acte ſind reich an herrlichen Situationen, an höchſt wirkſamen Momenten, manche Stellen erheben ſich, trotz der trochäiſchen Versart, zu lyriſchen Figuren, und überall ſprudelt dichteriſche Fülle empor. Die letzten zwei Acte ſind etwas zu ritterſtückartig, die deshalb auch den Schlußeffect vermindert haben.

Die verhängnißvolle Faſchingsnacht.

Lokalpoſſe in drei Aufzügen.

„Schon zu lang' hab' ich geſchwiegen, ſie ſollen meine Stimme hören."

Wallenſtein.

Von dem Erhabenen zum Lächerlichen iſt nur ein Sprung: die meiſten unſerer früheren Lokal- und Volkspoſſen-Dichter waren ſtets auf dieſem Sprung vom Erhabenen zum Lächerlichen, — in welchem eigentlich der Wirkungskreis der parodiſtiſchen Poſſe liegt — und es gelang ihnen meiſt Alles oder Vieles.

Die meiſten jetzigen ſogenannten Volksdichter ſind auf dem Rückſprunge, ſie wollen nämlich von dem Lächerlichen auf das Erhabene ſpringen, und das iſt eine phyſiſche und geiſtige Unmöglichkeit.

Tragödie und Poſſe, das ſind die zwei Endſchwerkugeln an der dramatiſchen Baguette. Wer vermag es, den Stab zum Ring zu biegen und die Pole zu einen?

Wohl läßt ſich manchmal der Goldfaſan der Tragödie hie und da mit den Erdäpfelſchnitten des Niedrigkomiſchen ausfüllen und ſpicken, aber nicht umgekehrt.

Eine völlige und gänzliche Verkennung und Mißkennung des Weſens der Lokalpoſſe und der Volksſtücke ſpricht ſich in der Mehrzahl aller neuen Producte dieſer Gattung aus, und die Lokalmuſe iſt eine Witwe von drei Männern,

ein Mann iſt ihr geſtorben: Raimund, und zwei Männer haben ſie verlaſſen: Bäuerle und Meisl.

Ich werde ſpäter darauf zurückkommen, wie eigentlich Bäuerle mit ſeinem entſchiedenen Talente für dieſes Fach, mit ſeiner ewig friſchen, ſtrotzenden Laune an der Spitze aller Volksdichter ſtand; wie Meisl ihm an Keckheit der Laune und an Gliedergelenkigkeit des Spaßes und der derben Komik nachſtand, ihn aber an innerer Conſequenz, an Planbildung und Kenntniß überflügelte, und wie Raimund, dieſe ſchöne, ſchlanke Pappel am luſtigen Teich der Lokalpoſſe, die ſich leider einredete, eine Trauerweide an einem Thränenſee zu ſein, dieſe gezwieſpaltete Natur, die von einer Sehnſucht überwältigt wurde, der keine Stillung folgen konnte, weil die Kraft dem Sehnen nicht Wage hielt, dieſes edle, friſchgrüne Gemüth, das nach Liebe und Poeſie rang und keinen befriedigenden Gegenklang fand, und an der großen Diſſonanz, die das Leben ſeinem Beruf wiedergab, hinüberſchlummerte, wie dieſes herrliche Talent ſich, das Leben, die Liebe, ſeinen eigenen Genius und den der Volksmuſe verkennend, den erſten Wegweiſer zur Verirrung und Abirrung aller, ihm keuchend und ohnmächtig nachringenden Volksdichter (!) machte.

Unter den meiſten jetzigen Erzeugern der Volksbühnenproducte ſteht Neſtroy da wie ein Maibaum zwiſchen Hopfenſtangen. Neſtroy iſt weder Volksdichter, noch Lokalpoſſendichter, er iſt eine eigene Gattung, er iſt der einzige Primo Buffo assoluto der draſtiſchen Volksnatur-Dichter.

Es kann ſich Niemand von den jetzigen Volksſtück-Fabrikanten mit ihm meſſen; es iſt gar kein Verhältniß zwiſchen ihnen, ſie gleichen ſich in gar nichts. Das ſchlechteſte Neſtroy'ſche Stück verſchlingt noch, wie Pharao's magere Kuh, ſieben der fetteſten und beſten Stücke vieler anderer ſeiner gleichzeitigen Rivalen.

Schon der Grad der Willkür, mit welcher Neſtroy ſeinen Stoff behandelt, und wie er in dieſer zügelloſen, oft zu tadelnden Willkür dennoch Herr und Meiſter ſeines unbändigen Renners bleibt, gibt ihm das Zeugniß einer fougeuſen, kecken, kräftigen Reiter-Natur, wie ich ſie liebe, und wie ſie allein nur, ſelbſt in ihren Abwegen, Tüchtiges ſchaffen kann.

Ich liebe Neſtroy deshalb ſo ſehr, weil er ſich gibt, wie er iſt, und keine Geſichter bei ſeinen Producten ſchneidet — ich rede immer nur vom Verfaſſer und nie vom Darſteller — er ſchneidet nie ein vornehmes Geſicht, wenn er uns das Gemein-Komiſche darſtellt; er will nie die höchſten Wolken reiten, wenn er uns in die Arena der Thorheiten führt; er affectirt nie eine hüſtelnde fröſtelnde Ideenſucht, wo er nichts will, als das Reinlächerliche, und er zieht ſeinem ergötzlichen Charivari und ſeinen drolligen Karikaturen keine Shakeſpeare'ſchen Tendenz-Perrücken, keine Goethe'ſchen Lebens- und Jenſeits-Livreen an mit poetiſchen Treſſen und mit ſententiöſem Rauſchgoldkragen!

Daß neben ſo vielen Vorzügen auch Schatten ans Licht treten, werde ich weiter unten darthun, denn jetzt will

ich nur mit wenigen Worten dieſe „verhängnißvolle Faſchingsnacht“ erwähnen.

Zergliedern und eingehen mag ich nicht in die Einzelheiten; es wird meinen verehrten Leſern genügen, wenn ich ſage, daß ſeit Jahren kein Stück in dieſem Genre erſchien, welches ſich einer ſolchen geſunden Conſtruction, eines ſo ſchönen Baues, einer ſo gerundeten Haltung erfreut, und ſeit langen Jahren keines, welches ſo üppig komiſch, ſo geſpickt mit kerngeſunden, rothwangigen, lippenfriſchen und perlzähnigen Witzen, Späßen, Einfällen, Drolerien ausgefüllt iſt, und welches ſo frei von allen nicht genug zu verdammlichen Frivolitäten iſt, als dieſes.

Es kann keinen ſchlagendern Beweis für die Leichtfertigkeit unſerer Kritik geben, als wenn man vielleicht gerade aus dem, worin Neſtroy in dieſem Stücke ſein ungeheures Talent entwickelte, einen Tadel machen wollte! Grade darin, daß er aus dem tragiſchen Vorbild (Holtei's „Trauerſpiel in Berlin“) ein Stück ſchuf, welches beidlebig in dem Elemente der Rührung und des Scherzes lebt, daß er beſonders im Schluſſe des zweiten Actes den faſt nicht zu vermeidenden Ueberſchlag in das Tragiſche mit ſo feinem Tacte umging, gerade in dem meiſterhaften Gewebe aus dunklen und hellen Fäden, gerade in dem Talente, das Herz und das Zwerchfell zu erſchüttern, hat Neſtroy in dieſem Stücke einen Rieſenſchritt gemacht und gezeigt, daß er nicht nur producirendes Talent, ſondern auch ein klares, anſchauungsreiches Auffaſſungstalent beſitzt, und vollkommen Herr und Meiſter

im Empfang, im Verbrauch und im Verſchmelz ſeines Stoffes iſt! —

Das eben iſt auch eine große Kunſt, an ein Gegebenes ſich anzuſchmiegen, an dem Angeſchmiegten aber dennoch als ein vollkommen Selbſtſtändiges und Anderes zu erſcheinen!

Die einzige Stelle, in welcher Neſtroy als Lorenz darüber lamentirt, daß er von „halb Acht bis Viertel auf Eins“ vergebens auf die Sepherl wartete, ſchlägt fünfzig unſerer neueſten Lokalſtücke todt. Da iſt mehr als Spaß, da iſt großartiger, tiefer Spaßhumor darin! Eben ſo ſind viele einzelne Einfälle ganze Bände von Ironie und Satyre.

Noch ein Verdienſt mag dieſes Stück haben, daß es uns den Scholz in einer andern Geſtalt, als in der eines ewigen Bedienten und Thaddädl vorführt, und ihm Gelegenheit gibt, zu zeigen, daß er auch in Charakterzeichnung komiſch und wahr ſein kann. Bei dieſer Gelegenheit iſt es dem Verdienſte des Herrn Neſtroy, freilich willenlos, zuzuſchreiben, daß er ein halbſchlummerndes Talent zum völligen Erwachen brachte, nämlich das der Demoiſelle Condoruſſi. Ich glaube, die Gelegenheit lernt uns oft erſt die wahre Richtung eines Talentes erkennen. Ich war freudig überraſcht von dem plötzlichen Hervorbrechen eines ſolchen glücklichen und gedrungenen Talentes, wie es Demoiſelle Condoruſſi hier auf einmal entwickelte. Es dürfte ſchwerlich eine Darſtellerin auf den Vorſtadttheatern geben, oder, meines Wiſſens, gegeben haben, die

dieſe Rolle ſo zu ſpielen vermöchte. Wahrheit, Innigkeit, Ausdruck und Kraft machten dieſe Leiſtung in dieſer Mittelfärbung, vom Hochtragiſchen zum Einfachrührenden, zu einer der vorzüglichſten, und wenn Demoiſelle Condoruſſi ſo fortfährt und nun vielleicht erſt die eigentliche Richtung ihres Strebens erkennt und ausbildet, ſo dürfen wir der Bühne zu einer ſolchen Erſcheinung Glück wünſchen.

Würde man unſere Experimental-Kritiker fragen:

„Was iſt denn eigentlich „Poſſe“ überhaupt, und „Lokal-Poſſe“ insbeſondere?

ſo würden die Antworten vielleicht Stoff zu einer Lokalpoſſe geben, und höchſtens würden ſie zwiſchen Sulzer und Kaltſchmidt wanken, denn der Erſte führt die Poſſe nur im verächtlichen Sinne und der Zweite nur in dem edelſten Sinne an; beide Bedeutungen ſind nicht erſchöpfend, ja kaum richtig.

Eben ſo unerſchöpfend und nur das bereits Angedeutete wiederholend ſpricht das

„Aeſthetiſche Lexikon“

in dem Artikel: „Poſſe“. Das „äſthetiſche Lexikon“ ſagt: „Poſſe iſt ein derber bis an die Gränze, ja beinahe bis in das Gebiet des Gemeinen ſtreifender Scherz,“ und meint damit ganz gewiß nur, daß die Poſſe zwar faſt immer das Gemeine zum Gegenſtand ihres Muthwillens nimmt, aber nie ſelbſt gemein wird. Eben ſo meint das „äſthetiſche Lexikon“: „Eine zu einer ganzen Handlung verbundene Reihe ſolcher derbkomiſcher Scherze bildet im Gegenſatze des feinern Luſtſpiels die Poſſe, Farce.“ Nun

will das „äſthetiſche Lexikon" gewiß beiweitem nicht ſagen: „daß eine Reihe verbundener Derbſcherze" ſchon eine Poſſe ausmacht, denn ſelbſt die Poſſe darf nur zum Schein die innere Folgerechtigkeit an Handlung, Situation und Charakter verletzen, und die Derbſcherze ſind nur die Gewürze des dramatiſchen Körpers, der ſelbſt in der Poſſe — die nicht gleichbedeutend mit Farce iſt — anatomiſche Ganzheit haben muß.

Man muß von der Poſſe in der Natur auf die Poſſe in der Kunſt übergehen.

Die Natur iſt erhaben und dennoch zuweilen eine Poſſenreißerin, zum Beiſpiel:

„Der Affe gar poſſierlich iſt,
Zumal, wenn er vom Baume frißt."

Das iſt eine Poſſe der Natur; ſo auch, wenn wir Eichhörnchen, wie die Menſchen, an Nüſſen knabbern ſehen, wenn Kaninchen, Haſen u. ſ. w. aufrecht ſitzen und uns wie Perſonen anſchauen, das nennen wir poſſierlich, poſſenhaft, und ſo Alles, was in der Aeußerung der Thiere an die der Menſchen erinnert und ihr gleich kommt.

Aber das Natur-Poſſenartige muß frei ſein, willkürlich, ungezwungen, ſonſt hört es auf, lächerlich zu ſein. Bei einem Affen- und Hunde-Theater, dieſen Thierpoſſen, kommt uns nur das poſſierlich und lächerlich vor, wenn die Affen und Hunde, gegen den Willen ihres Abrichters, der freien Entwicklung ihrer poſſierlichen Natur nachhandeln, den Teller fallen laſſen,

das Eſſen ſelbſt aufeſſen u. ſ. w., kurz der Gegenſatz der thieriſchen Willkür zum dirigirenden Tyrannen macht das Lächerliche aus.

So äußert ſich auch der angeborne Hang zum Poſſenhaften im Menſchen, ſein Naturtrieb zum Burlesken in der derben, aber freien Entwicklung ſeiner Sprache, ſeiner Geſinnung, ſeiner Geberden, und von den komiſchen Tänzen der Wilden, alle Nationalfeſte, Bacchanalien, Orgien, Mummereien, Eſelsfeſte durch, bis zu unſerem Thaddädl, äußert ſich nichts als das Poſſige oder Putzige der ſich alles Zwanges entbindenden Scherz- und Lach-Natur der Menſchen.

Die eigentliche Poſſe in der Kunſt, das Poſſenſpiel in der Schauſpielkunſt, das Quodlibet in der Muſik, die Karikatur in der Malerei iſt eine jede künſtleriſche Darſtellung des Niedrig-Komiſchen.

Allein in allen dieſen Künſten zerfällt die Poſſe in eine äſthetiſche und unäſthetiſche, in eine feine und gemeine, dann wird das Poſſenſpiel zum Farce- und Zoten-Stück, das Quodlibet zum Charivari, die Karikatur zur Fratze, der Mimiker zum Grimacier, der Komiker zum Hanswurſt und Poſſenreißer! —

Nun fällt die Poſſe in das Gebiet der Dichtkunſt, der Lyriker wird zum Schwänkeſchmied, der Epiker zum Schnurrenſchreiber und der Dramatiker zum Poſſendichter; die Lyrik fällt in die

Hände der Parodie, die Epik in die Hände der Travestie, und die Dramatik in die Hände des satyrisch-komischen Hofnarren der dramatischen Muse: des Possenspiel-Dichters.

Die Posse also im engen Wortsinne ist die dramatische Darstellung lächerlicher Sitten, Handlungen, Thorheiten, Charaktere, Situationen, Dialekte, aus der Sphäre des niedern und gemeinen Volkslebens aufgefaßt, und mit freier Laune, mit willkürlicher Ueberschreitung aller Gränzen des Lustspiels, alle Zäune und Pferchstäbe der sonstigen geregelten Dramatik überspringend, ja sogar sie höhnend, sie verlachend, sie verwundend.

Wo sich aber die Posse anders gestaltet, wo sie die ihr gestellte Freiheit zur Frechheit, die ihr zugestandene Willkür zum widersinnigen Kunterbunter umwandelt, da versinkt sie in das Läppische, Widerliche, Fratzenhafte, Ekelhafte, Verwerfliche.

Die Lokalposse ist nun nichts weiter als ein Possenspiel, welches die beabsichtigte, willkürliche und freie Lächerlichmachung der Thorheiten oder Zeitunbilde in der Sphäre eines Ort-Dialektes, in den Sitten und Eigenheiten eines bestimmten Ausschnittes aus dem großen Geselligkeitszirkel beschränkt, und seine Sphäre nur auf die Abspieglung seiner Umgebung ausdehnt.

Einer der ersten und gravirendsten Fehler aller unserer Possendichter ist die Ausdehnung, welche sie dem Umfange ihrer Produkte geben, indem sie diesen über den des Lustspiels erweitern und nicht bedenken,

daß das Feinkomiſche lang ergötzt, das blos Lächerliche aber ſeiner Natur und Weſenheit nach nur kurzes Leben in uns anregt und in der Länge ermüdet.

Ein zweites Unglück aller Poſſendichter — und hier will ich auch Herrn Neſtroy im Auge haben — iſt, daß ſie ihren Geſchmack nicht genug bilden.

Schon Home ſagt mit Recht: „Das Talent zum Lächerlichen iſt ſelten mit Geſchmack und Delikateſſe verbunden.“

Von Home bis zu uns aber hat ſich ſo Manches geändert, und gerade das Talent zum Lächerlichen hat ſich des Geſchmackes: dieſes Augenmaßes des Geiſtes — vollkommen bemeiſtert, und eben die angeſtrengte Scharfſinnigkeit, mit welcher es die Contraſte aufdeckt, die Widerſpiele aufſucht, die Unanſtändigkeiten auffängt, hat dieſes Augenmaß geübt, geſtärkt.

Nur bei den Poſſendichtern vermiſſen wir faſt durchgehends Geſchmack und Delikateſſe.

Es gibt ſchöne Frauen, elegante Männer, die ſich ſtets ganz nach der neueſten Mode kleiden, aber ihnen fehlt das Augenmaß des Geiſtes: „der Geſchmack“; es lebt nichts an ihnen, ſie ſind geputzt und nicht gekleidet, ausgeſtattet und nicht angezogen, ſie wiſſen ſich nach der Mode zu richten, aber ſie bringen es nie dahin, die Mode zugleich nach ſich zu richten. So iſt es mit vielen Poſſendichtern, wenn ſie auch Talent zum Lächerlichen, Witz, Spaß, Anſchauung, Drolligkeit u. ſ. w. beſitzen; es

fehlt ihnen der Geſchmack, ſich darin zu kleiden, kurz, ſie haben, ſo was man ſagt: keinen Kleider-Leib. Sie hängen ſich Alles um und auf, aber ſie ſind nicht vollkommen ſtattlich equipirt, ſie ſind nicht ganz zeitgeſchmackvoll.

Aus dieſer Erbſünde unſerer Lachtalente entſteht nun, folgerecht nicht nur, ſondern nothwendig, der Geburtsfehler und das Lebensgebrechen der Poſſen, nämlich: daß das Lächerliche in ihr die ſittliche Weſenheit des Menſchen und des Lebens verletzt, und dadurch nicht nur das lautere Luſtgefühl in uns aufgehoben, ſondern unſer Geſchmack verletzt wird, und ſich alſo unſere beſſere Natur dabei in ihr innerſtes Schneckenhaus zurückzieht.

Die Tochter des Waldes.

Original-Schauspiel in vier Acten. Von Otto Prechtler.

Gehen wir in den Wald! Brocken wir Natur! Gehen wir auf allen Vieren! Grasen wir Natur!

Süße, heilige Natur!
Laß uns geh'n auf deiner Spur!
Leite uns an deiner Patsche
In vier Acten Mitsche-Matsche!

Die „Tochter des Waldes!" Das beginnt wie ein Kindermärchen, fährt fort wie eine Ammengeschichte und endet wie ein Heirathsbureau!

Man könnte auch als „Kritiker des Waldes" erzählen: Es war einmal ein Wald, der Wald heirathete eine Waldin und zeugte mit ihr männliche und weibliche Waldlein, Rehlein und Waldtöchterlein. Jedoch wir wollen heute den Kritiker ganz abstreifen, wir wollen ganz Sohn der Zahmheit sein, nicht kritisiren; nicht urtheilen, blos erzählen, erzählen, was aus dem Wald zu uns heraus und von uns in den Wald hinein hallt.

Es ist unserer Zeit hier schade um jedes Wort „Urtheil" — „Vernunft" — „Ansicht" — „Gedanke" u. s. w. Jammerschade! Also erzählen wir blos, was in der „Tochter

des Waldes" vorgeht, was geſchieht, geſagt, gethan wird; gibt es noch aufmerkſame Leſer, ſo werden ſie aus der Erzählungsweiſe ſich ihr und unſer Urtheil herausbilden.

Die Tochter des Waldes heißt Mally. Mally hat neben dem Papa Wald noch einen Vater, einen Paſtorbruder; dieſer Vater gibt ſeine Tochter dem Paſtor Eſchenborn zur Erziehung nach Gleichenrhein in Thüringen.

Im erſten Act ſind wir im „Papa", das heißt im Wald. Der Revierjäger Wolfgang erwiſcht einen Wildſchütz und ſpricht ihn in ſeiner Vaterſprache, das heißt in der Waldſprache an: „Du altes Waldwetter! Du Schandfleck meines Waldes! Du Aas!" Herr Wolfgang iſt auch bilderreich und moraliſch, er ſagt dem Wildſchütz einen Fluch: „Der Schweiß der gemordeten Rehmütter ſoll Dir von der Schläfe bluten, und die trauernden Augen des verendenden Edelhirſches ſollen Dich anglotzen!" — Hu! dem Wildſchütz wird gruslig! Da kommt la fille du Wald: Mally, mit dem Paſtor; ſie ſagt zu Wolfgang: „Laß ihn los!" Er ſagt: „Du willſt es?" und läßt ihn los. — Ich weiß nicht, ob der Leſer mich nicht für zu ſpitzfindig hält, wenn ich aus dieſer Scene ſchließe, der Wolfgang habe ein Auge auf die Tochter von ſeinem Hausherrn, dem Wald.

Der Wildſchütz will danken, aber die Mally ſagt: er riecht nach Mord! denn „er hat den braunen Kindern des Waldes ihre Mutter erſchoſſen!"

Ich weiß nicht, ob mich der Leſer für zu ſpitzfindig hält, wenn ich glaube, die „braunen Kinder" ſind Rehlein

und Hirſchlein, und ihre Mutter iſt Madame la Rehin oder Madame la Hirſchin.

Sie gibt dem Wildſchütz ein Geldſtück und ſagt: „Thu' meinen Kindern nichts mehr zu Leide!" — Ich weiß nicht, ob mich die Leſer für zu ſpitzfindig halten, wenn ich meine, ſie meint unter „meinen Kindern" auch die Rehelein und Hirſchelein, die ſie, da ihre Mutter erſchoſſen worden, an Kindesſtatt annimmt, denn ich habe doch nicht Urſache, zu glauben, daß Mally andere „meine Kinder" hat. Das iſt blos Waldſprache, ſind blos vierfüßige Naturlaute.

Der Paſtor riecht Lunte, nämlich, daß Wolfgang die Mutter ihrer gemeinſchaftlichen braunen Kinder liebt. Er merkt auch, daß das Waldtöchterlein etwas im Herzen ſtecken hat; ſie will allein bleiben, er geht, ſie ſagt „mechaniſch, doch mild": „Leb' wohl!" Eine einfache Waldmechanik. — Da ſie allein ſein will, kommt Alfons; ſie ſagt, ihn erkennend, im höchſten Entzücken: „Alfons!" — er ſagt: „Wir müſſen ſcheiden!" Er erzählt ihr, er iſt ein Sohn einer vornehmen Frau und dieſe wird wahrſcheinlich nicht einwilligen. Darauf ſtürzt ſich Mally in Verzweiflung — an ſeine Bruſt. Da ſieht Wolfgang vom Felſen oben zu und geht in den Wald. — Ich weiß nicht, ob mich der Leſer für ſpitzfindig hält, wenn ich glaube, der Wolfgang hat „was geſpannt" und wird noch verſchiedene Wolfsgänge in dem Stück gehen.

Alfons beſtimmt Mally zu einer geheimen Heirath mit Einwilligung ihres Onkels. Er beſitzt ein einſames

Schloß, natürlich Alles im Wald, dort führt er ſie, ſeine Frau, hin, und ſie verſpricht, unter keiner Bedingung etwas davon zu ſagen.

Im zweiten Acte befinden wir uns in dem Schloſſe der Alfons-Mutter, der Reichsgräfin von Haldenruf. Da ſind mehrere Cavaliere, die uns und das Stück nicht im geringſten geniren; ſie haben zwar nichts zu thun, allein, lieber Leſer, können wir einer Reichsgräfin vorſchreiben, wen ſie auf ihr Schloß einladen ſoll?

Als ein ganz ausgezeichnetes Gewächs muß ich Dir, lieber Leſer, den Herrn v. Düſtele vorſtellen; es iſt ein rares Exemplar, eigentlich eine Spickfigur, welche durch das Stück als komiſcher Speck geht. Ich will Dir, lieber Leſer, über dieſe humoriſtiſche Geſtalt nichts ſagen, ich bin neidiſch, ein mißgünſtiger Kerl auf alle Leute, die witziger und amuſanter ſein wollen, als ich! Dieſes Gift kann ich einmal nicht aus mir herausbringen, und ich ſage über Herrn v. Düſtele nichts aus Brotneid!

Die Reichsgräfin kommt mit Alfons und enthüllt ihm, daß ſoeben ſeine ihm beſtimmte Braut Florence ankommt. Alfons ſucht ſich zu faſſen. Herr v. Düſtele kommt und läßt ſeine zwei Leibwitze los: „Stern“, „Erbärmliche Erde!“ Florence kommt, von Robert geführt. Robert iſt der Bruder von Alfons.

Robert führt Florence in die Arme ſeiner Mutter und ſagt: „Du haſt den Bruder wohl lieber als mich — —“ Ich weiß nicht, ob der Leſer mich für zu ſpitzfindig halten wird, wenn ich hier über die Idee ſtolpere, daß Robert die

Florence „heuern" wird, und ſo dem Leſer die Ueberraſchung vor der Naſe wegſtolpere!

Alfons und Robert bleiben allein. Der Humor Düſtele ſagt noch: „Die erbärmliche Erde!" und düſtelt ab. Alfons geſteht Robert, daß er — Alfons — Florence nicht liebe; ſondern daß er — Robert — ſie liebe, und läßt Robert allein. Da kommt der Wolf des Ganges, Wolfgang, gegangen den Gang des Wolfes und hält Robert für den, welchen er im Walde ſah mit Mally, und begleitet ſie zurück, unbeſchädigt und uneruirt. Er ſagt, ſie iſt ein herrlicher Charakter, nur „kennt ſie die Welt nicht", — ſo ſind alle herrlichen Charaktere! Es klärt ſich endlich auf, Robert nimmt Wolfgang das Verſprechen ab, nichts zu thun und ſich auf ihn zu verlaſſen. Da kommt der Haushofmeiſter der Reichsgräfin und ladet den Robert zu einer Ueberraſchung ein. Sie ſchenkt nämlich das Waldſchloß Robert's, wo die Waldtochter in der Einſamkeit als Alfonſin wohnt, an Florence. Es iſt ſonderbar, daß Alfons ſeine wirkliche Geheimfrau auf ſein Waldſchloß führt, welches ſeine Mama, ihn überraſchend, verſchenkt. Da gerade Schluß des Actes iſt, ſo können wir über dieſe ſonderbare Begebenheit nachdenken.

Im dritten Acte ſind wir im Waldſchloß. Mally, die Frau Alfons', lebt da als Witwe Doris und als „Burg-frau-Stellvertreterin", eine eigens von Herrn Prechtler zu dramatiſchen Zwecken creirte Stelle. Mally ſchmückt das Haus mit Blumen, mit Kränzen, mit Fahnen, denn er ſoll ja kommen, er! Die Töchter des Waldes

haben auch ihre „Er!“ wie die feſcheſten Stadtmamſells! Die Schloßleute helfen ihr mit Freuden, und der Schaffner Walpurgis ſagt: „Es iſt ja eine Braut, die kommt!“ und der Gartenjunge fragt, ob ſie mit den Blumen zufrieden iſt, ſie ſagt: „Und wie!“ darauf „ſeufzt er und geht ab“.

Warum der Gartenjunge abgeht, das kann ich mir denken: einmal muß er ja abgehen, alſo was der Menſch thun muß, ſoll er gleich thun, — aber warum er „ſeufzt“, das krieg' ich nicht heraus. Schilt mich deshalb nicht dumm, lieber Leſer, vielleicht fällt's mir noch ein, dann ſchreib' ich Dir extra.

Mally bleibt ſo lange allein, als ſie braucht, um ſich zu faſſen, dann kommt er, Alfons. Er ſagt ihr „bewegt“: „Meine Mutter kommt mit einer Braut.“ Hier wäre jede andere Tochter etwas frappirt geweſen, aber eine Tochter des Waldes iſt naturkräftig und hält einen Schickſalspuff phlegmatiſch aus. Sie fragt, ob ſie ſchön iſt, die Braut; Alfons ſagt: „Faſt wie Du,“ darauf ſagt ſie „ſchelmiſch entſchieden“: „Dann muß ich ſie ſehen!“ So ſind ſie, die Töchter Eva's und des Waldes!

Alfons iſt ein rarer Geſell! Er möcht', ſie ſoll ſich verſtecken; ſie ſagt aber „feſt und begeiſtert“: „Ich weiß, daß ich Dein Weib bin!“ Nun, ſie muß das auch am beſten wiſſen! Sie will als Dienerin ſich der Geſellſchaft zeigen! Alfons, der rare Mann, gibt das auch ohne viel Herz- und Gewiſſenskrupel zu, und die Tochter des Waldes geht „auf ihren Poſten“. Der ganze Brautzug kommt, auch unſer lieber Düſtele!

Die Reichsgräfin fragt: „Wer iſt die Frau dort?“ (Mally.) Alfons, der eine ſtarke Natur hat, ſagt: „Das iſt Doris, die Beſchließerin.“ Die Reichsgräfin ſagt: „Sie, Beſchließerin, werden der Florence die Schlüſſel des Hauſes überreichen.“ Die Beſchließerin beſchließt zu gehorchen. Darauf ſoll Mally der Florence die Hand küſſen, ſie thut's, Alfons ſieht zu, zwar „er beherrſcht ſich ſchwer“, aber er beherrſcht ſich doch und läßt höchſt dramatiſch ſeine Frau Dienſtboten-Geſchäfte verrichten. Auch ein feſcher Charakter! Sie gehen Alle ab, denn von der Waldſeite kommt wieder der Lupusgang in fabula, der Wolfgang. Er ſagt, er weiß nicht, was er thun ſoll, darum geht „er in die Schenke, da hört ſich immer was, das man brauchen kann!“ Auch ein feſcher Charakter! Er geht auf einem andern Waldweg ab, er kam blos, um uns zu ſagen, daß man in der Schenke immer was hört, das man brauchen kann! Wir werden uns dahin begeben, um etwas zu hören, was wir ſehr brauchen, nämlich Nachricht, was die ganze Paſtete iſt: wo die Handlung iſt, die Neuheit des Gedankens, die Idee, die Diction, die Moral, wo da ein Charakter iſt, eine Situation u. ſ. w.

Alfons und Robert kommen. Die Brüder erklären ſich gegenſeitig. Alfons klopft auf den Buſch, der Buſch iſt Robert's Herz; er klopft auf den Buſch, ob Florence nicht herauskommt. Sie gehen ab, denn Florence und Mally kommen.

Florence trägt ein „Album!“ Ich bin ſchon erſchrocken, ich fürchtete jeden Augenblick, Florence kommt

und ſagt: „Schreiben Sie mir was in mein Album!“ Aber ſo arg iſt's nicht, ſie ſetzt ſich blos zum Zeichnen, ſie will für Alfons das Schloß, das Portal und die „Beſchließerin“ zeichnen. Ausgezeichnet! — Mally wird geſprächig und ſchwärmt der Florence einen Auszug vor von dem, was ſich ihr Vater, der Wald, erzählt; ſie erinnert ſich wieder ihrer „braunen Kinder“, der Rehe, ſie „kennt ſie alle“, und die „Rehe kennen ſie“. Die Tochter des Waldes ſpricht epiſch-lyriſch-matthiſſoniſch, Florence kommt auch in eine Dictions-Transſpiration, endlich ſchildert ſich das einfache Waldtöchterchen und nennt ſich eine „Lerche, ſo die Flügel brach und ſich im Graſe verblutet“. Sie will fortſtürzen, da kommen ſie Alle, Alle, auch unſer lieber Düſtele. Mally „faßt ſich gewaltſam und ſchnell, ihre Ruhe bald wieder gewinnend“.

Es ſoll ein Feſt gegeben werden, und Mally ſoll ein „Waldmärchen“ vortragen. Gut ausgeſonnen; wenn das nicht packt, dann hat Alfons ein ledernes Herz, — er hat es auch und ſagt: „Ich bitte!“ und Mally „ſpricht in ſich und zu ſich“ und nicht im Tone des „Vortrags für Andere“; allein ein Kritiker iſt ein indiscreter Patron, er hört ſo oft die Deklamatricen blos „in ſich und zu ſich“ ſprechen und muß es doch hören. Mally erzählt, daß ein Kind, „geboren im Wald“, oft geſchlafen hat „in der Rehmutter Schooß“. Romantiſch-dramatiſche Schlafſtelle! Die Vögel haben das Kind ſingen gelehrt, es hat dem Wald Treu' geſchworen, aber es wurde treulos — das Kind, — nach Jahren „kam's heim“ — das Kind, —

„da lag im Sterben das Reh!“ — o weh! — Nur „zwiſchen den Stämmen iſt eine Geſtalt!“ — Hier iſt die Effectſpitze: während Mally von der „Geſtalt zwiſchen den Stämmen“ ſpricht, zeigt ſich der Wolfgang, der ſtämmige Wolfgang, zwiſchen den Stämmen des Waldes! — Hi! ſchauerlich! — Mally ſinkt ſchon, Alfons will ihr beiſtehen, die Reichsgräfin hält ihn feſt: „Mein Sohn!“ worauf der Vorhang fällt.

Nachdem wir uns von der großen, wunderſamen Emotion und abſonderlich von den tiefen Erſchütterungen dieſer Albums-Situation erholt haben, beginnt der vierte Act.

Ich bitte den Leſer, er möge mich nicht für zu ſpitzfindig halten, wenn ich meine, muthmaßlichſt glauben zu dürfen, daß das nicht des Wolfgangs letzter Gang war, und daß wir ihn noch im vierten Acte zu ſehen bekommen werden, welches um ſo mehr Wahrſcheinlichkeit erhält, da kein fünfter Act kommt.

Florence und Robert ſprechen ein Geſpräch, woraus wir weniger erfahren, als aus den angezeigten Bewegungen: er einmal: „heiter und lächelnd“, ſie: „ihre Bewegung durch den Ton verbergend“ und „mild und weich und zart“, dann er: „innig und ernſt“, ſie: „ſanft ohne alle Koketterie“, er: „ſeine Bewegung niederkämpfend“. Dann geht er durch „die Mittelthür“ ab und ſie „rechts“ — und ich glaube, der Leſer wird mich nicht für zu ſpitzfindig halten, wenn ich muthmaße: wer jetzt kommt, kommt durch die Thüre links.

Richtig! Ich bin ein Mordkerl! Die Reichsgräfin und der Kaſtellan, — dann — dann Wolfgang! Er erzählt ihr Alles: Alfons hat *ſie* verführt! Er will ſie zurück haben. Sie verſpricht ihm, die „Sache auszuſpähen".

Nun kommt Alfons. Mutter und Sohn erklären ſich. Die Mutter ſpricht hohe Worte und will, er ſoll ſich mit dem Mädchen abfinden! Er geht „ruhig ab". Da kommt Mally; nun gibt's eine Scene, und die Reichsgräfin genirt ſich nicht, in Gegenwart von beinahe 1500 Perſonen zu ſagen: ſie will ſie ausſtatten reichlich, ſie ſoll, was geſchehen iſt, vergeſſen und den wackern Burſchen (Wolfgang) heirathen. Mally will nicht, die Reichsgräfin wird ſehr unangenehm, da kommt Alfons, ſchlingt ſeinen Arm um „Mally's Nacken" und zieht ſie an ſein Herz. A tempo kommt Robert und Florence, — es iſt wunderbar, wie Alles kommt! — Florence „legt Mally in Alfons' Arm", was gewiß gut angelegt iſt, und gleich darauf ſagt ſie: „Ach Robert, *mein* Robert!" — Der Saphir hat's gleich geſagt! —

Alfons und Mally treten zur Mutter! Sie vergibt, verzeiht, doch kann ſie nicht vergeſſen! Die dramatiſche Gerechtigkeit kommt mit einer ganz neuen Crinoline: ſie verurtheilt die Beiden „*in die Einſamkeit!*" worauf der Vorhang über eine „*entſprechende Gruppe*" fällt, und wir gehen in die *Schenke*, um ſo Manches zu hören, zum Beiſpiel: Warum „*Tochter des Waldes?*" Könnte ſie nicht eben ſo gut eine Tochter des Maierhofes, eine Tochter des Gemüſeladens

ſein? Was hat der Wald mit der Sache zu ſchaffen wegen der Paar braunen Rehelein? Dann möchten wir auch hören, was die Idee iſt? Dann hauptſächlichſt möchten wir hören, wo unſer lieber Wolfgang bleibt, und was mit ihm geſchehen iſt? Ich bitte den Leſer, mich nicht für zu ſpitzfindig zu halten, wenn ich glaube, der Wolfgang wird an dem Wildſchütz ſein Müthchen kühlen, den er am Anfang des Stückes losgelaſſen hat! Einer muß das Bad ausgießen.

Ende des sechsten Bandes.

Inhalt

des sechsten Bandes.

Seite

Genre-Bilder, Jokoses und Sentimentales.

Taschen-Codex und Spruchbüchlein eines schlichten Praktikers 1
Taschengedanken- und Gedankentaschen-Spielerei 6
Weihnachtabend 12
Die falsche Freundin 21
Frühling und Herbst 26
Das erste Concert-Veilchen. Ein Dampf-Jubelgeschrei zum Beginn der Concerte 31

Humoristisch-satyrischer Bilderkasten.

I. Junker Stolpernfuß von Duzenmeruns, der Duellfresser 35
II. Dr. Henschel, das Manuscript-Skelet 41
III. Die Kunst geht nach sechs Semmeln, oder: Nichts als zehn kleine Kälbernes 45
IV. Die unbegreifliche Gastfreundschaft 50
V. Dr. Eisenkorn, das Tausendsapperment-Talent . . 57
VI. Herr Schniffelfeld, der Naturforscher 64
VII. Winter-Opfer und Gesellschafts-Geißeln. Der tanzende Nachtlöhner 69
VIII. Ein Löffel Polenta 74

Seite

Minne-Gerichte.

I. Beantwortung der Frage: „Wer hat wahrhafter geliebt, der durch die Liebe ein Weiser, oder der durch die Liebe ein Narr geworden iſt?“ 82
II. Beantwortung der Frage: „Kann ein geiſtreicher Mann ein geiſtloſes Frauenzimmer, und kann ein geiſtreiches Frauenzimmer einen geiſtloſen Mann innig und dauernd lieben?“ 86
III. Beantwortung der Frage: „Was iſt ſchmerzlicher: die gegebenen Geſchenke unſerer Liebe zurück zu erhalten, oder die empfangenen Geſchenke der Liebe zurückgefordert zu ſehen?“ 92
IV. Beantwortung der Frage: „Iſt gränzenloſes Vertrauen oder gränzenloſe Eiferſucht mehr Beweis von Liebe?“ . 97

Didaskalien und Kritiſcher Sektions-Saal.

Der Selbſtquäler 102
Auge und Ohr 111
Clavigo 118
Zurückſetzung 127
Weh' dem, der lügt 135
Ein weibliches Herz 154
Leichtſinn und ſeine Folgen 166
Ein mildes Urtheil 178
Die verhängnißvolle Faſchingsnacht 188
Die Tochter des Waldes 199

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

This book
the Library or
stamped below
A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.
Please return promptly.